



Mein Leipzig lob ich mir

Zeitgenössische Berichte
von der Völkerschlacht bis zur
Reichsgründung

Erlebte Geschichte

Von den Türkenkriegen
bis zur Französischen Revolution

Herausgegeben

von Günter und Barbara Albrecht
Mit zahlreichen historischen Abbildungen

554 Seiten, Leinen

Best.-Nr. 6968332

Einhundert Jahre deutscher Geschichte und Kulturgeschichte werden in dieser Auswahl von autobiographischen Texten aus ganz unterschiedlichen Perspektiven nacherlebbar. Ereignisse wie die Belagerung Wiens durch die Türken 1683, der Siebenjährige Krieg, der Bayrische Erbfolgekrieg und schließlich die Französische Revolution von 1789 werden geschildert. In devoter oder kritischer, zuweilen auch respektlos-spöttischer Manier werden Herrscher wie Maria Theresia und Joseph II. auf österreichischer Seite und der «Soldatenkönig» Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. auf preußischer Seite dargestellt. Voltaire und Leibniz, der Buchhändler Friedrich Nicolai, die Schriftsteller Schubart, Moser, Bräker, Campe und Goethe, die Maler Mannlich und Tischbein, der Schauspieler Johann Anton Christ erzählen Episoden aus ihrem Leben. Bedeutende Frauen wie Caroline Pichler und Henriette Herz charakterisieren Wiener und Berliner Verhältnisse in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts.

Der junge Student Goethe lobte Leipzig bereits als ein Klein-Paris, das seine Leute bilde. Die Stadt, die noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts knapp 32000 Einwohner zählte, entwickelte sich in nur siebenzig Jahren zur Industrie- und Handelsmetropole. Einen unmittelbaren Eindruck von den oft dramatischen Ereignissen in der Messestadt von der Völkerschlacht bis zur Reichsgründung, aber auch vom Alltagsleben ihrer Bürger vermitteln Auszüge aus Lebenserinnerungen und Tagebüchern, Briefe und Reportagen, die in diesem Band enthalten sind und zugleich wesentliche Einblicke in die deutsche Geschichte dieser Zeit gewähren. Denn Leipzig war nicht nur das Zentrum des Buchhandels und des Verlagswesens mit so bedeutenden Persönlichkeiten wie Heinrich Brockhaus und Anton Philipp Reclam, es war gleichzeitig ein Brennpunkt des deutschen Musiklebens mit Felix Mendelssohn Bartholdy, Clara und Robert Schumann, ein Sammelpunkt fortschrittlicher Literaten und entwickelte sich zum Zentrum des politischen Lebens mit Männern wie Robert Blum, August Bebel und Wilhelm Liebknecht.

So spiegelt sich in der Entwicklung einer Stadt ein ganzes Zeitalter deutscher Geschichte mit all seinen Höhen und Tiefen wider.



*Mein Leipzig
lob ich mir*

Zeitgenössische
Berichte
von der Völkerschlacht
bis zur
Reichsgründung

*Herausgegeben
von
Rolf Weber*

Verlag der Nation
Berlin

Mit zeitgenössischen Illustrationen

ISBN 3-373-00031-9

2. Auflage 1986

© für diese Ausgabe Verlag der Nation Berlin 1983

Lizenz-Nr. 400/35/86

LSV 7900

Lektor: Joachim Lindner

Technischer Redakteur: Hanne-Lore Martens

Gesamtgestaltung: Manfred Damaszyński

Lichtsatz und Reproduktion:

INTERDRUCK, Graphischer Grossbetrieb Leipzig III/1 8/97

Druck und buchbinderische Verarbeitung:

Grafische Werke Zwickau III/29/1

Best.-Nr. 6966505

01980

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Vorwort

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts genoss Leipzig als Stadt der Messen und des Buchhandels europäischen Ruf. Seinem äusseren Charakter nach war es jedoch nur eine mässig grosse Provinzstadt, noch immer umgeben von Mauern und Gräben, Resten der mittelalterlichen Festungsanlagen, und an jedem Stadttor musste man nach Torschluss dem Torwächter einen Groschen entrichten. Die 32'000 Einwohner lebten auf engem Raum zusammengedrängt. Neben einigen Prachtstrassen gab es bescheidene Häuserzeilen mit kleinen und grossen Gebäuden in buntem Wechsel. Es war üblich, dass sich Wohlhabende in Sänften befördern liessen. Einige Promenadengänge und grosse Gärten, die sich rund um die Mauern erstreckten, gaben der Stadt ein freundliches Aussehen. Den Ruf, ein Klein-Paris zu sein, verdankte Leipzig der Geselligkeit seiner gebildeten und besitzenden Bewohner und deren Vergnügen am Modischen. Ein aus der bürgerlichen Oberschicht sich selbst ergänzender Rat beherrschte das Gemeinwesen mit diktatorischer Strenge. Noch immer aber teilten sich nach mittelalterlicher Tradition Rat, kurfürstliches Amt und Universität in Verwaltung und Gerichtsbarkeit einzelner städtischer Bereiche. Neben dem Handel, den Grosskaufleute, Kramer und Krämer betrieben, bestimmten Manufaktur und Handwerk das Wirtschaftsleben. Aber nur das grafische Gewerbe war von überregionaler Bedeutung.

Siebzig Jahre später bot die Stadt ein anderes Bild. Mit über hunderttausend Einwohnern, die sie nun zählte, war sie zur Grossstadt geworden, in der neben dem Handel die Industrie blühte. Unter den mehr als 4'000 gewerblichen Unternehmen gab es schon 58 Grossbetriebe mit 50 bis 200 Arbeitern. Metallverarbeitende Industrie und Maschinenbau hatten die Polygrafie auf die zweite Stelle verwiesen. Besonders rasch entwickelte sich der Kapitalismus in den Vororten und umliegenden Dörfern, und die Stadtväter dachten bereits daran,

ihr Areal abzurunden und diese Gemeinden einzuverleiben. Die Stadt hatte an Reputation und räumlicher Ausdehnung beträchtlich gewonnen; erste Strassenbahnen, als Pferde-Eisenbahnen gegründet, waren notwendig, um den innerstädtischen Verkehr zu unterhalten.

Mehr als manche andere deutsche Stadt hat Leipzig in diesen siebenzig Jahren Höhen und Tiefen der deutschen Geschichte erfahren. Anknüpfend an ihre jahrhundertealte Tradition als Mittler des Handels zwischen West und Ost, konnte sie trotz zeitweiliger Rückschläge ihre Rolle als Handelsmetropole ausbauen. In der Pleissestadt entstand die Initiative zum Bau der ersten deutschen Ferneisenbahn. Das wirtschaftliche Zusammenwachsen der deutschen Länder, Entstehung und Ausbau des nationalen Marktes empfingen von Leipzig wichtige Impulse. Schritt für Schritt festigte die Stadt ihre Bedeutung als Zentrum des deutschen Buchhandels, dem mit dem Voranschreiten der bürgerlichen Umwälzung immer neue Leserschichten erwachsen. Literatur und Journalistik hatten hier für Jahrzehnte eine wichtige Heimstatt. Komponisten und Dirigenten, Orchester und Chöre von internationalem Rang fanden ein musikbegeistertes Publikum. Leipzig besass vor allem auch politisches Gewicht. Einen entscheidenden Anteil hatte die Stadt an den Erfolgen der antifeudalen Opposition, am Sieg der Märzrevolution 1848 in Sachsen. Noch bedeutsamer war, dass sie zweimal zur Zentrale der organisierten deutschen Arbeiterbewegung wurde.

Mit dem Beitrag, den die Messestadt zur Entwicklung der deutschen und europäischen Aufklärung geleistet hatte, durch das Wirken Gottscheds und Gellerts, der Neuberin, Telemanns und Bachs, war sie im 18. Jahrhundert für einige Zeit kultureller Mittelpunkt Deutschlands gewesen. Wenn auch eine solche Gipfelleistung der Weltkultur, wie sie die Musik Johann Sebastian Bachs darstellte, das Leipzig des 19. Jahrhunderts nicht mehr aufweisen konnte, so war doch das Spektrum dessen, was die Stadt in den ersten sieben Dezennien dieses Jahrhunderts zur nationalen Geschichte Deutschlands, zur Entwicklung seiner Ökonomie, Politik und Kultur beizutragen vermochte, in seiner Breite und Vielgestalt imponierend und dürfte nur von wenigen deutschen Städten übertroffen worden sein.

In den Gefilden rund um die Pleissestadt fiel im Oktober 1813 eine Entscheidung, die für das Schicksal Deutschlands und Europas, ja der Welt eine grundlegende Wende brachte. Mit der Völkerschlacht rückte Leipzig in das Zentrum des Weltgeschehens. Der Sieg der Verbündeten zerbrach die Macht des fran-



Das Grimmaisbe Tor von der Nordseite

zösischen Imperators, führte zur Befreiung Deutschlands von der napoleoni-
schen Unterdrückung und schuf die Voraussetzungen für den Beginn einer
neuen geschichtlichen Etappe.

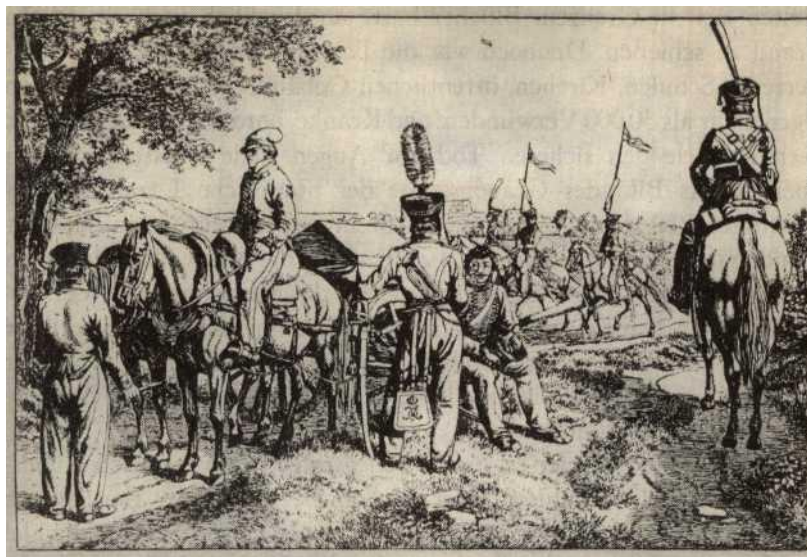
Die Messestadt, am 18. Oktober 1806 von den Truppen des Marschalls Da-
vout besetzt, musste wie alle deutschen Städte und Gemeinden unter der harten
Faust des Eroberers schwer leiden. In einer Erklärung hatte der französische
Stadtkommandant einen Tag nach der Besetzung den verschreckten Einwoh-
nern mitgeteilt, dass ihre Stadt, da sie der Hauptstapelplatz englischer Waren
auf dem Kontinent sei, als «Frankreichs gefährliche Feindin» betrachtet wer-
den müsse. Napoleons Kontinentalsperre verbot nicht nur jeden Handel mit
England, sie diente auch als Handhabe für die Anordnung, unverzüglich alle
in Leipzig lagernden englischen Fabrikate und Produkte auszuliefern, die be-
schlagnahmt und versiegelt wurden und die schliesslich nach langen Verhand-
lungen der Rat der Stadt für ein Entgelt von 1,5 Millionen Taler zurückkaufen
durfte. Die Unterbindung des Englandhandels versetzte der Messe einen
schweren Schlag. Der Versuch der Leipziger Kaufherren, sich vorzugsweise

auf den Handel mit Frankreich umzustellen, begünstigte wohl die kleine Kolonie französischstämmiger Kaufleute der Pleissestadt, erwies sich aber als Sackgasse, als Russland 1811 ein Einfuhrverbot für französische Waren erliess. Damit wurden Leipzigs Handelsverbindungen nach dem Osten, eine Säule seines Reichtums, gänzlich unterbrochen.

Nicht weniger kompliziert war die Lage des Buchhandels während der Fremdherrschaft. Niemand hatte Geld, Bücher zu erwerben, und die Scheu der Verleger, sich auf literarische Unternehmen einzulassen, war begreiflich. Als Napoleon 1810 die deutschen Buchimporte aus Frankreich mit einer fünfzigprozentigen Steuer belegte, kam der Leipziger Buchhandel völlig zum Erliegen. Götschen, der Verleger Schillers und Wielands, der Freund Seumes, sah für sein Gewerbe keine Hoffnung mehr; um die Drucker und Setzer seiner Offizin nicht dem nackten Elend auszusetzen, versuchte er sich mit dem Druck von Kalendern über Wasser zu halten. Kriegskontributionen in Millionenhöhe, die Belastungen durch die Einquartierung durchziehender Truppen und die öffentliche Verbrennung aufgespürter englischer Schmuggelwaren taten ein Übriges, die Bevölkerung der Stadt mit Hass gegen den Korsen zu erfüllen.

Nach der militärischen Katastrophe Napoleons in Russland und nach dem Vordringen erster Kosakentrupps und Abteilungen freiwilliger deutscher Jäger über die Elbe wuchs in Leipzig im Frühjahr 1813 der Wille zum Widerstand gegen die Okkupation. Die studentische Jugend, Professoren, junge Angehörige der Kaufmannschaft und des Handwerks bekundeten immer vernehmlicher ihren Wunsch, das Vaterland frei von fremder Unterdrückung zu sehen. Als mit der Schlacht bei Grossgörschen das Kriegsglück sich noch einmal den Franzosen zuwandte und die preussischen und russischen Truppen das Gebiet des mittleren Deutschlands räumen mussten, verhängte der Imperator den Belagerungszustand über die Stadt. Der Deputation des Magistrats, die ihn in Dresden aufsuchte, um ihm die Ergebenheit des messestädtischen Handelsbürgertums zu versichern, antwortete Napoleon mit der Drohung, die Stadt als abschreckendes Beispiel niederbrennen zu lassen, wenn ihr Rat weiterhin unfähig sei, die antifranzösische Opposition zu unterbinden.

Nachdem sein Plan, die vorrückenden Armeen der verbündeten Preussen, Russen, Österreicher und Schweden einzeln zu besiegen, gescheitert war, bezog der Kaiser rund um Leipzig Stellung, um seinen Gegnern vor den Toren



Russische Truppen

der Stadt eine entscheidende Schlacht zu liefern. An den Kämpfen, die am 16. Oktober mit grosser Heftigkeit entbrannten, waren auf beiden Seiten je etwa 200'000 Soldaten beteiligt. Voreilig liessen die Franzosen die Siegesglocken läuten, als sie auf dem südöstlichen Kampfplatz einen taktischen Erfolg errungen hatten. Da aber Blüchers Schlesische Armee im Norden den Gegner überwand und am 18. Oktober mit dem Eintreffen der russischen Reservearmee und der Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen ein neues Kräfteverhältnis entstand, war Napoleons Schicksal besiegelt.

Auf den blutgetränkten Feldern rund um Leipzig wurde der Grundstein für die Tradition der deutsch-russischen Waffenbrüderschaft gelegt. Im Lager der antinapoleonischen Kräfte hatten beide Völker die grössten Opfer gebracht. E. T. A. Hoffmann, damals Kapellmeister bei der in der Messestadt gastierenden Secondaschen Truppe, hat mit Genugtuung registriert, wie die Menschen nach dem errungenen Sieg aufatmeten, wie sie freundlicher und heiterer wurden und wie am Weihnachtstag 1813 das Theater von den gemeinsamen Hochrufen der Deutschen und Russen widerhallte.

Die Zerstörungen, die die Schlacht der Stadt selbst zugefügt hatte, hielten

sich in Grenzen. Blücher hatte ausdrücklich verboten, sie in Brand zu schiessen. Dennoch war die Lage trostlos, der Typhus grassierte, in Schulen, Kirchen, öffentlichen Gebäuden oder gar im Freien lagen mehr als 30'000 Verwundete und Kranke, notdürftig oder gar nicht betreut, viele den sicheren Tod vor Augen. Jede Vorstellungskraft überbot das Bild des Grauens, das der preussische Lazarettbevollmächtigte Reil dem Freiherrn vom Stein von der Situation der Verwundeten in Leipzig schilderte. Es überstieg die Kraft der Stadt, dem Elend wirkungsvoll zu begegnen, und da die Menschen in den umliegenden, vom Schlachtgeschehen besonders heimgesuchten Dörfern ihr gesamtes Hab und Gut verloren hatten, wandten sich einige Leipziger Bankiers um Hilfe an die englische Nation, die entsetzliche Notlage durch Spenden zu lindern.

Einiger Jahre bedurfte es, bis die Kriegsfolgen im Wesentlichen überwunden waren. Der Fleiss ihrer Bewohner, die wieder florierenden Messen und der Aufschwung, den in den zwanziger Jahren Buchhandel und Rauchwarenfertigung nahmen, gaben der Stadt ihren Lebensrhythmus zurück. Ein sichtbarer Ausdruck dafür war die 1817 erfolgende Reorganisation und Erneuerung des Theaters, das Werk einer Gruppe von Kunstfreunden um den Justizrat Küstner, unter dessen Leitung der Leipziger Musentempel als städtisches Pachttheater eine mehr als zehnjährige Blütezeit erlebte.

In der Geschichte der Stadt brach mit dem Jahre 1830 eine neue Zeit an, die wichtige Wandlungen brachte. Angeregt von der französischen Julirevolution, die auf Deutschland, insbesondere auch auf Sachsen ausstrahlte, erhoben sich in Leipzig im September Handwerksgelesen, Arbeiter, Studenten und Angehörige des Kleinbürgertums, um das reaktionäre Stadttregiment zu attackieren, seiner Selbstherrlichkeit ein Ende zu machen und die Willkür der Polizei zu steuern. Augenzeuge und Mitakteur dieser Vorgänge war der siebzehnjährige Richard Wagner; als Schüler mischte er sich unter die Studenten, die Leipzigs Kaufherren und Manufakturbesitzer in Dienst nahmen, um ihr Eigentum vor Arbeitern und Gesellen schützen zu lassen, welche sich anschickten, Maschinen zu zerstören, die sie irrtümlich für die Ursachen ihres Elends hielten. Das besitzende Bürgertum, bemüht, die uneingeschränkte Macht des Rats zu begrenzen und Anteil an der Verwaltung der Kommune zu erhalten, hatte nach den ersten Erfolgen die Front gewechselt und sich mit den Machthabern arrangiert. Es sah nun seinen Gegner in den unteren Volksklassen, die für die Bour-



*Zerstörung der Wohnung des verhassten Polizeiaktuars Jäger
am Grimmaischen Tor*

geoisie die Früchte der Erhebung erkämpft hatten, selbst aber leer ausgegangen waren. Als Schutztruppe der Bourgeoisie ersetzte von nun an die Kommunalgarde die entbehrlich gewordenen Studenten. Neben der Verfassung, die Sachsen erhielt und die die Rechte der Krone nur unwesentlich beschnitt, war die Städteordnung die wichtigste Errungenschaft der politischen Bewegung des Jahres 1830. Durch sie erhielt Leipzig eine nach einem engen Zensuswahlrecht gewählte Stadtverordnetenversammlung. Sie wurde, zumal der Rat ihr rechenschaftspflichtig war, ein Machtinstrument in den Händen des grösseren und mittleren Bürgertums.

Eine durchgreifende Reform erfuhr 1830 auch die ehrwürdige, über 400 Jahre alte Universität, die neben Messe und Buchhandel der dritte wichtige Faktor des städtischen Lebens war. Nachdem sie schon in vorangegangenen Jahren einen Teil ihrer juristischen Sonderstellung verloren hatte, vollzog sich nun eine Modernisierung, mit der die überkommene mittelalterliche Verfassungsstruktur überwunden, die Einteilung von Lehrenden und Studierenden nach Nationen aufgehoben und die Fakultät zum alleinigen Gliederungsprinzip der Alma mater wurde. Hand in Hand mit einer effektiveren Verwaltung ging eine allmähliche Vermehrung der Lehrstühle und eine wachsende wissenschaftliche Leistungsfähigkeit einher. Mehr als früher unterstützte der sächsische Staat finanziell die Universität, die nun den Charakter einer Staatsuniversität erhielt. Einem neuen, von Adolf Geutebrück errichteten Universitätsgebäude, dem 1836 vollendeten Augusteum, folgte in den nächsten Jahrzehnten der Bau zahlreicher Institute, Seminare und Kliniken. Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts war Leipzig die deutsche Universität mit der grössten Zahl immatrikulierter Studenten. Freilich gelang es nur schwer, den ihr seit Jahrhunderten anhaftenden Zug zum Konservativen, zum Festhalten an althergebrachten Lehrmethoden und überholten Wissenschaftsauffassungen abzustreifen, der auf dem traditionell starken Gewicht der Theologischen Fakultät beruhte. Dennoch lehrten und wirkten an der Leipziger Universität Wissenschaftler und Gelehrte von Rang, wie der bei den Studenten überaus beliebte Gräzist Gottfried Hermann, der Philosoph Wilhelm Traugott Krug, den Patriotismus und liberale Gesinnung auszeichneten, der Chemiker Otto Linné Erdmann, der sein Wissen und seine Erkenntnisse in Abendvorträgen an interessierte Bewohner der Stadt weitergab, und der Orientalist Heinrich Leberecht Fleischer, ein Arabist von europäischer Geltung. Ein Teil der Studenten, in der seit den Karlsbader Beschlüssen stets offiziell verbotenen,

aber oft geduldeten, wenn auch nicht selten gerichtlich verfolgten Burschenschaftsbewegung organisiert, verkörperte das politisch progressive Element. Diese studentische Jugend, die sich ideell auf eine politische Mitwirkung in einem künftigen freiheitlichen Staatswesen und in einem national geeinten Deutschland vorbereitete, bildete im Vormärz eine wichtige Fraktion der demokratischen Kräfte in der Stadt.

Für Leipzig war das Jahr 1830 nicht nur politisch eine Zäsur; neue Entwicklungen zeichneten sich auch im ökonomischen Bereich ab. In der Messestadt begann die industrielle Produktion Einzug zu halten. Druckereibesitzer stellten die ersten Schnellpressen auf, so dass es möglich wurde, Bücher industriemässig herzustellen. Allmählich wuchs die Zahl kleiner und mittlerer Betriebe der Leichtindustrie, in denen die Dampfkraft Eingang gefunden hatte. Einen entscheidenden Impuls erhielt das Leipziger Wirtschaftsleben 1834 mit der Gründung des Deutschen Zollvereins. War der Beitritt Sachsens zu dieser Union von der Mehrheit der städtischen Kaufleute zunächst arg beföhdet worden, so erwies er sich bald als lukrativ für die Stadt und ihre Messen. Von nun an profitierte Leipzig ausser durch den Handel mit England und dem Osten ganz entscheidend durch die Vermittlung des kommerziellen Verkehrs der deutschen Zollvereinsstaaten. Die Stadt wurde zu einem pulsierenden Zentrum des deutschen Binnenmarktes.

Dass sie diese Rolle immer besser wahrnehmen und auf lange Zeit sichern konnte, verdankte sie einem technischen und wirtschaftspolitischen Ereignis von epochaler Bedeutung: dem Bau der Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Diese Errungenschaft ist aufs Engste mit dem Namen Friedrich Lists verbunden, der wie kein anderer seiner Zeitgenossen die Bedeutung moderner Verkehrsbedingungen für die Entwicklung Deutschlands zu einem leistungsstarken und geachteten Industriestaat erkannt hatte. Mit seinen in den USA gewonnenen Erfahrungen und erfüllt von der patriotischen Aufgabe, der Eisenbahn in Deutschland zum Durchbruch zu verhelfen, war er 1833 nach Leipzig gekommen in der Hoffnung, die reiche Kaufmannschaft für sein Projekt interessieren zu können. Lists Verdienst war es, unermüdlich in Wort und Schrift und mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit die ökonomischen Vorteile des Schienenverkehrs propagiert und als erster auf die besondere Eignung der Leipzig-Dresdner Strecke als Auftakt für ein deutsches Eisenbahnsystem hingewiesen zu haben. Nachdem er zunächst tauben Ohren gepredigt hatte, gelang es schliesslich seiner schwäbischen Hartnäckigkeit, eine kleine Zahl jüngerer



*Aufständische stürmen das Landhaus des Bankiers Erkel
im September 1830*

Leipziger Kaufleute und Bankiers zu gewinnen, die eine Aktienkompanie gründeten, um Lists Projekt in die Tat umzusetzen. Den geringsten Nutzen davon hatte der grosse deutsche Nationalökonom selbst, der gehofft hatte, eine führende Position bei der Verwaltung der Gesellschaft zu erhalten, aber mit einer kleinen Entschädigung und einigen Worten des Lobes abgespeist wurde.

Die Wirkungen der französischen Julirevolution und der Übergang Sachsens zum Verfassungsstaat schufen in der Bürgerschaft ein neues geistiges Klima. Der bürgerliche Liberalismus, der Drang nach freier Bewegung im Wirtschaftsleben, in Staat und Gesellschaft, der Wille, sich nicht mit den Reglementierungen der adligen Staatsführung und mit der nationalen Zersplitterung des Vaterlandes abzufinden, fasste in der Stadt Fuss. Leipzigs Einwohner brachten den polnischen Aufständischen, die nach der Niederlage ihrer Erhebung 1831 durch Deutschland nach Frankreich und Belgien flüchteten, Sympathie und tätige Unterstützung entgegen. Ebenso solidarisch verhielten sie sich, als die berühmten sieben Göttinger Professoren, die gegen den Staatsstreich ihres Königs protestiert hatten, des Landes verwiesen wurden.

Nicht weniger deutlich kam der Geist des Fortschritts in der Literatur zur Geltung. Die Messestadt hatte am Anfang des Jahrhunderts in dem unbeugsamen Demokraten Johann Gottfried Seume einen Schriftsteller von nationalem Rang besessen. Zu Beginn der dreissiger Jahre setzte eine Entwicklung ein, die Leipzig für zwei Jahrzehnte zu einer Hochburg freiheitlicher literarischer Ideen machte. In vorwiegend humoristischer und ironischer Form verbreitete sie Karl Herlossohn, der einfallsreiche und bewegliche, aber allzu gutmütige Literat, dessen 1830 gegründeter «Komet» zu einem belletristischen Journal mit beträchtlicher Resonanz wurde. Entschiedener fochten Heinrich Laube und der wenig später nach Leipzig kommende Gustav Kühne, beide zur Schule des Jungen Deutschland gehörig, beide an der Spitze literarischer Zeitschriften, die bei aller bürgerlich-liberalen Begrenztheit mit offenem Visier politische, gesellschaftliche und künstlerische Grundfragen der Zeit angingen. Sie suchten die Literatur und die literarische Kritik zu nutzen, um eine Lanze für individuelle Freiheit, für die Emanzipation von überlebten Traditionen und Moralvorstellungen zu brechen. Laube, von kurz angebundenem resolutem Wesen, liess eine Reihe oppositioneller politischer Schriften, darunter Arbeiten über die jüngste polnische Erhebung, erscheinen, die ihm die Ausweisung aus Sachsen und eine anderthalbjährige Festungshaft in Preussen eintrugen. Allerdings war

der ehemalige Burschschafter und Sympathisant des utopischen Sozialismus kein Mann von politischer Konsequenz. Als auf Betreiben Metternichs der deutsche Bundestag Repressionen gegen das Junge Deutschland ergriff, in dem die Fürsten einen revolutionären Geheimbund argwöhnten, und als die Schriften ihrer Autoren verboten wurden, war Laube schwach genug, sich von der bisherigen Tendenz seines literarischen Schaffens zu distanzieren.

Mit dem Entstehen einer bürgerlichen Tagespresse, mit dem wachsenden Bildungsbedürfnis im Volk und mit dem Aufschwung der oppositionellen Literatur ging Leipzig als Buchstadt einer neuen Blütezeit entgegen. Die Namen der Firmen Brockhaus, Teubner, Reclam, Wigand, Breitkopf & Härtel und anderer hatten in ganz Deutschland einen guten Klang. Der von den Brüdern Brockhaus geleitete Verlag, der das erste bedeutende deutsche Konversationslexikon herausgab, war um 1840 das grösste Verlags- und Druckereiuunternehmen Deutschlands. Dabei war der bildungsbeflissene und politisch engagierte Heinrich Brockhaus ein Mann, für den das Buch nicht nur Quelle des Profits bedeutete, sondern der wie viele andere seiner Berufsgenossen seine Aufgabe auch darin sah, mit seinem verlegerischen Wirken dem gesellschaftlichen und politischen Fortschritt, der Kunst und Wissenschaft und der Bildung breiter Bevölkerungskreise zu dienen.

Eine sichtbare Bestätigung der Tatsache, dass die Messestadt unbestritten die Zentrale des deutschen Buchhandels bildete, war die 1825 in Leipzig erfolgte Gründung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Die Initiative dazu war von auswärtigen Buchhändlern ausgegangen, die an dem Ort, in dem alljährlich die grösste Menge des Schrifttums auf dem Wege des Kommissionshandels umgesetzt wurde, neben vereinfachter Verrechnungsverfahren einer Interessenvertretung bedurften, die weitere Belange ihres Gewerbes wahrnehmen konnte. Die einheimischen Buchhändler, die sich zunächst zurückgehalten hatten, erkannten bald die Vorteile, die ihnen der Zusammenschluss bot. Wenige Jahre nach der Gründung des Vereins erschien bereits das «Börsenblatt für den deutschen Buchhandel», das mit der Erfassung aller Neuerscheinungen sowohl der merkantilen Werbung wie der bibliographischen Information diente. Der Börsenverein war kein Organ politischer Aktionen; seine öffentlichen Initiativen zielten in erster Linie auf den literarischen Rechtsschutz, auf das Verbot des unerlaubten Nachdruckes, der Verleger wie Autoren schädigte, aber die von ihm und seinen führenden Mitgliedern immer wieder erho-

deutsche Stadt sich mit der Rolle Leipzigs als Pflegestätte hoher Musikkultur messen konnte. Die Stadt erwies sich als Magnet für Komponisten, Dirigenten und Musikenthusiasten, und junge Tonsetzer mussten das Fegefeuer der Leipziger Kunstkritik überstanden haben, um sich den Weg zu allgemeiner Anerkennung bahnen zu können. Vor allem sorgte das bürgerliche Publikum der Stadt dafür, dass die Konzertsäle überfüllt waren, dass die Musik das wichtigste Gesprächsthema der auf Bildung Anspruch erhebenden geselligen Kreise, dass sie zu einer ausgeprägten Modeerscheinung wurde.

Dieser rege Kunstsinn entzündete sich vor allem am Gewandhausorchester, das seit 1781 bestand und das 1835 mit Felix Mendelssohn Bartholdy einen Leiter erhielt, der es zu europäischem Ansehen führte. Der damals sechsundzwanzigjährige Sohn einer Berliner Bankiersfamilie hatte mehrere ehrenvolle Angebote ausgeschlagen und sich dafür entschieden, sein ungewöhnliches Talent in den Dienst des angesehenen Klangkörpers zu stellen. Nie hatte er Grund, diese Entscheidung zu bereuen, und er hat von sich selbst einmal gesagt, er sei «ein ganz rabiater Leipziger» geworden, obwohl ihm hin und wieder eine Klage über die «entsetzlich viele Musik» entfuhr, deren Aufführung er zu leiten hatte.

Mendelssohn war ein äusserst vielseitig begabter Musiker von imponierender Arbeitskraft, dazu ein Mann von grosser Bescheidenheit, liebenswürdigen Umgangsformen und anziehendem Wesen. Leipzigs Musikfreunde brachten ihm enthusiastische Verehrung entgegen, und bei den Mitgliedern des Orchesters, die er zu Höchstleistungen anspornte und um deren materielle Besserstellung er sich unermüdlich sorgte, genoss er eine natürliche Autorität und unbegrenztes Vertrauen. Die Uraufführungen seiner eigenen Kompositionen, unter ihnen solche unumstrittenen Meisterwerke wie die Schottische und die Italienische Sinfonie, die Oratorien «Paulus» und «Elias» und die Musik zu Shakespeares «Sommernachtstraum», vermittelten bedeutende Musikerlebnisse. Seine Erfolge als Dirigent beruhten nicht nur auf seiner genialen Begabung, auf der peinlichen Exaktheit und Strenge, mit der er die Aufführungen vorbereitete und leitete, sondern auch auf seinem erfolgreichen Bestreben, neue Wege der Programmgestaltung und der Interpretation der aufzuführenden Werke zu gehen. Mendelssohn wusste sich einer grossen deutschen Musiktradition verpflichtet, und im Repertoire seines Orchesters nahmen die sogenannten Historischen Konzerte einen breiten Raum ein, Aufführungen der Werke Bachs, Händels, Haydns, Mozarts und Beethovens. Ein Kunstkenner wie Friedrich Pecht, der am Ende der dreissiger Jahre in Leipzig weilte und das

geistige Fluidum der Stadt auf sich wirken liess, erinnerte sich später, er habe die Sinfonien Beethovens nie wieder so vollendet genossen wie unter der Direktion Mendelssohns. Ein bleibendes Verdienst erwarb sich der Kapellmeister, indem er sich mit grosser Intensität der Musik Bachs annahm und den Grundstein für die in Leipzig seitdem ungebrochene, sich in mannigfaltigen Formen äussernde Pflege des Bachschen Erbes legte. Einen tiefen Eindruck hinterliess die Ostern 1841 erstmals in Bachs Wirkungsstätte von ihm wieder aufgeführte Matthäus-Passion. Äusserlich sichtbaren Ausdruck erhielt die von ihm betriebene Bach-Renaissance durch die 1843 auf seine Anregung zustande gekommene Errichtung eines Denkmals für den grossen Musiker in der kleinen Parkanlage vor der Thomaskirche.

Mendelssohn förderte ebenso auch die zeitgenössische Musik, brachte die Werke junger unbekannter Komponisten zu Gehör, ohne Zugeständnisse an Tendenzen zur Verflachung und Veräusserlichung des Musikbetriebes zu machen. So verdankte ihm Hector Berlioz, den er auf einer Italienreise kennengelernt hatte und dem er Gelegenheit gab, seine für den damaligen Publikumsgeschmack ungewöhnliche «Symphonie fantastique» in Leipzig aufzuführen, den Durchbruch zu künstlerischer Anerkennung.

Der Name des grossen Gewandhauskapellmeisters ist schliesslich mit einer Einrichtung verbunden, für die sich ein immer dringenderes Bedürfnis geltend gemacht hatte. Die Leipziger Musikhochschule, die 1843 als «Conservatorium für Musik» ins Leben trat, war auf Mendelssohns Initiative entstanden, der den sächsischen Hof bestimmen konnte, die finanzielle Unterhaltung zu gewährleisten. Das internationale Ansehen des Leipziger Musiklebens beruhte von nun an auf drei Stützen: auf dem Gewandhausorchester, auf der Musikhochschule und auf dem Thomanerchor, der unter der Leitung des 1842 zum Thomaskantor berufenen Moritz Hauptmann erstmals überregionalen Ruf gewinnen konnte.

Mendelssohn war damals der strahlende Mittelpunkt des messestädtischen Musikgeschehens. Aber neben ihm lebten und wirkten in Leipzig zwei andere Musiker, deren Namen der Nachwelt unvergessen bleiben und deren Werke zum Schatz der musikalischen Weltkultur gehören. Der verschlossene und schweigsame Robert Schumann, von dem ein zeitgenössischer Rezensent schrieb, in seiner Seele wehe ein Hauch Beethovens, schuf hier einen bedeutenden Teil seiner Klavierwerke, Lieder und Sinfonien. Mendelssohn, der den

um ein Jahr jüngeren Kollegen hoch schätzte, leitete mehrere Uraufführungen Schumannscher Sinfonien und half ihm damit, sich als Komponist in der Öffentlichkeit durchzusetzen. Den Zeitgenossen war Robert Schumann mehr bekannt als Initiator und Redakteur der 1834 von ihm begründeten «Neuen Zeitschrift für Musik», in der er mit seinen Brüdern im Geiste, den Davidsbündlern, mit geschickter Feder für neue Massstäbe der Kunstbetrachtung, für die Förderung der Poesie und gegen erstarrte Konventionen focht. Populärer als der Komponist und Musikschriftsteller war im öffentlichen Musikleben der Stadt Clara Wieck, die geniale Pianistin, die Schumann erst nach hartem, schmerzlichem Kampf gegen seinen einstigen Lehrer, ihren Vater, zur Frau gewann.

Vom Schicksal weniger begünstigt, aber in seinen guten Tagen von glücklicher Gemütsart und voller Frohsinn war der dritte im Trio der grossen vor-märzlichen Leipziger Komponisten, Albert Lortzing, ein Meister der volkstümlichen Oper, der sich seit 1833 am Stadttheater als Schauspieler und Sänger sein Brot verdienen musste. Obwohl es ihn wenig befriedigte, Bühnendarsteller zu sein, besass er die Gunst des Publikums, zumal er es verstand, seine Rollen mit pointensicheren politisch-zeitkritischen Anspielungen zu würzen. Seine zahlreichen Werke, von denen die berühmtesten wie «Zar und Zimmermann», «Der Waffenschmied» und «Der Wildschütz» in Leipzig uraufgeführt wurden, waren wohl für die Theater gewinnbringend, nicht aber für ihn selbst. Er glaubte, die Ouvertüre seines Glücks habe begonnen, als er 1843 zum Kapellmeister avancierte, doch zwei Jahre später fiel er den Sparmassnahmen des neuen Theaterdirektors zum Opfer und wurde entlassen. Nachdem 1849 der Plan, an der Pleisse erneut Fuss zu fassen, scheiterte, starb Lortzing kurze Zeit später völlig verarmt in Berlin.

Der Druck der freiheitlichen Kräfte gegen das halbfeudale politische Regime nahm zu Beginn der vierziger Jahre erheblich zu. An der Spitze dieser Opposition stand die ökonomisch erstarkte Bourgeoisie, deren Interessen immer gebieterischer bürgerliche Reformen, Einfluss auf die Staatsgeschäfte und Anteil an der politischen Macht verlangten. Vor diesem Hintergrund wurde das öffentliche Leben von einer alle Bereiche immer stärker durchdringenden Politisierung erfasst. Die gemächliche Biedermeierstimmung der vergangenen zwei Jahrzehnte wich einer Atmosphäre, die auch links von der liberalen Bourgeoisie stehenden Kräften, Repräsentanten der demokratischen Interessen des Volkes, die Möglichkeit bot, zu Wort zu kommen und ihre Forderungen zu artikulieren. Leipzig als Stadt des Buchdrucks und des Buchhandels zog im

besonderen Masse Schriftsteller und Journalisten an, die in der Kooperation mit mutigen Verlegern in den Jahren vor Ausbruch der Revolution von 1848 die Stadt zum Zentralpunkt der oppositionellen deutschen Presse machten. Otto Wigand gab dem Organ der Junghegelianer, das aus Preussen vertrieben worden war, unter dem Titel «Deutsche Jahrbücher» eine neue Heimstatt. Hier erschienen die «Sächsischen Vaterlandsblätter», die Zeitung des Freundeskreises um Robert Blum. Friedrich Wilhelm Held publizierte seine «Leipziger Locomotive», ein radikaldemokratisches Blatt, das nach knapp einjährigem Erscheinen schon der Zensur zum Opfer fiel, es aber in dieser kurzen Zeit auf die erstaunliche Zahl von 20'000 Abonnenten gebracht hatte. Gemässigt waren die «Grenzboten», für die Ignaz Kuranda verantwortlich zeichnete, und mehrere Zeitschriften, die Karl Biedermann ins Leben rief. Mit der Leipziger «Illustrierten Zeitung» entstand ein bisher in Deutschland noch nicht vorhandener Typ eines Blattes, das es sich zur Aufgabe machte, die Tagesereignisse zu illustrieren.

Noch zahlreicher als Zeitungen und Zeitschriften erschienen in Leipzig Broschüren und Pamphlete, die offensiver als die periodische Presse die Reaktion attackieren konnten. Da die Verleger nur selten hoffen durften, für diese Literatur die staatliche Druckgenehmigung zu erhalten, bedienten sie sich auch geschickter Kunstkniffe und illegaler Methoden, um die einheimische Zensur zu umgehen und ihre Produkte an die Öffentlichkeit zu bringen. Eine wichtige Rolle spielte die Buchstadt als Umschlagplatz revolutionärer Literatur, die in der Schweiz und im Elsass gedruckt worden war und von hier meist ihren Weg schon nach Norddeutschland und Österreich genommen hatte, ehe die Polizei einschreiten konnte.

Für das Metternich-Regime in der Habsburgermonarchie stellte Leipzig eine besonders gefährliche Stadt dar, weil es hier eine zahlenmässig beachtliche Gruppe von Schriftstellern und Journalisten gab, die Österreich unter dem dort herrschenden Polizeidruck verlassen hatten, um von Sachsen aus mit der Waffe des freien Wortes den Kampf gegen die Reaktion in ihrer Heimat zu führen. Zur Kolonie der sogenannten österreichischen Zensurflüchtlinge gehörten, um nur die bekanntesten Namen zu nennen, Karl Beck, Moritz Hartmann und Alfred Meissner, Dichter, in deren Werken sich freiheitliches Pathos schon mit sozialkritischen Tönen mischte. Otto Wigand und Philipp Reclam waren es, die in der Mitte der vierziger Jahre die Arbeit ihrer Verlage ganz in den Dienst der antihabsburgischen Propaganda stellten und Mittel und Wege

fanden, um die Schriften der österreichischen Emigration über die Grenzen der Donaumonarchie zu schmuggeln.

Es war daher nicht verwunderlich, dass die Wiener Regierung grosse Anstrengungen unternahm, um genau darüber informiert zu sein, was in den Kreisen der Leipziger Literaten geschah und was hier auf dem Gebiet der politischen Literatur erschien. Metternich wusste um die Gefahr, die revolutionäre und freisinnige Publizistik für die Stabilität seiner Herrschaft und für die gesamte dynastische Staatsordnung in Deutschland bedeutete. Der Generalkonsul seiner Regierung in Leipzig und geheime Agenten, die er unter Journalisten anwerben liess, gaben ihm ausführliche Berichte über alle politischen und literarischen Vorgänge in der Messestadt. Für die habsburgischen Länder liess er 1846 den Vertrieb aller Schriften verbieten, die bei Otto Wigand und Philipp Reclam erschienen. Aber nicht genug damit, wirkte er im Verein mit der Berliner Regierung unaufhörlich auf das sächsische Ministerium ein, um es im Sinne der repressiven Beschlüsse des Deutschen Bundes zur schärferen Handhabung der Zensur und zur Unterdrückung fortschrittlicher Literatur- und Presseorgane zu veranlassen. Demgegenüber befand sich das Dresdner Kabinett in einer etwas prekären Lage. Einerseits sah es sich auf die Steuerkraft des Leipziger Buchhandels, dessen jährlicher Umsatz in die Millionen Taler ging, angewiesen und war daher gewillt, die Zügel ein wenig locker zu lassen. Andererseits teilte es durchaus die Sorge Österreichs und Preussens vor den politischen Wirkungen des freien Worts.

Zu den Personen, die sich Metternichs besonderer Observation erfreuten, gehörte Robert Blum, von dessen dynamischer Persönlichkeit die stärksten Impulse auf die liberale und demokratische Oppositionsbewegung in der Messestadt ausgingen. Blum, ein Kölner Arbeiterkind, war 1832 nach Leipzig gekommen, wo er anderthalb Jahrzehnte in der untergeordneten Stellung eines Theatersekretärs tätig war. Sein stark ausgeprägter Bildungsdrang liess ihn zu einem kenntnisreichen Autodidakten werden, der in der Lage war, ebenso eindrucksvoll das Wort wie die Feder zu führen. Blum war vor allem ein Mann der politischen Initiative, der es verstand, alle sich bietenden Gelegenheiten zu nutzen, um die demokratischen Kräfte zu mobilisieren. Er hatte schon 1840 versucht, wenn auch nicht mit durchschlagendem Erfolg, das Gutenbergfest der Leipziger Buchhändler zu einer politischen Demonstration zu machen. Vom gleichen Jahre an fanden auf seine Anregung alljährlich Festveranstaltungen zu Schillers Geburtstag statt, die zur Gründung eines Schillervereins

führten, wobei Blum und seine Freunde den Autor der «Räuber» vor allem als Streiter für bürgerliche Freiheiten ehrten. Um den Schriftstellerverein, bei dessen Gründung 1842 Blum ebenfalls die treibende Kraft gewesen war, sammelten sich Literaten, Journalisten, Verleger und Universitätsdozenten, um, gestützt auf diese Organisation, der Forderung nach freier Presse stärker Nachdruck geben zu können. Die den linken Flügel bildenden Demokraten konnten allerdings nicht verhindern, dass der Verein bald seinen politischen Charakter verlor und immer mehr zu einer Vertretung berufsständischer Interessen wurde. Auch in dieser Funktion war der Verein von Bedeutung, da der überwiegende Teil der Autoren sich den Verlagsunternehmen gegenüber in der Lage eines ausgebeuteten intellektuellen Proletariats befand, das dringend juristischer Festlegungen für die Wahrung seiner sozialen Interessen bedurfte.

In Leipzig begann die politische Lage seit 1845 revolutionäre Züge anzunehmen. Eine Demonstration auf dem Rossplatz, die sich gegen die Anwesenheit des sächsischen Kronprinzen richtete, der als Haupt der ultramontanen Reaktion am Hofe galt, war am 12. August 1845 mit Waffengewalt auseinandergetrieben worden, wobei das Militär nicht gezögert hatte, von der Schusswaffe Gebrauch zu machen. In grossen Versammlungen forderte das Volk die Bestrafung der am Tode der Opfer Schuldigen, und Blum war es, den das Vertrauen der Massen zum Sprecher ihrer Wünsche machte, der aber Realpolitiker genug war, um zugleich zur Besonnenheit zu mahnen. Seit den Augustereignissen schied sich in der Messestadt immer deutlicher der von Robert Blum geführte demokratische Flügel der antifeudalen Opposition von den liberalgemässigten Kräften um den Universitätsprofessor Karl Biedermann.

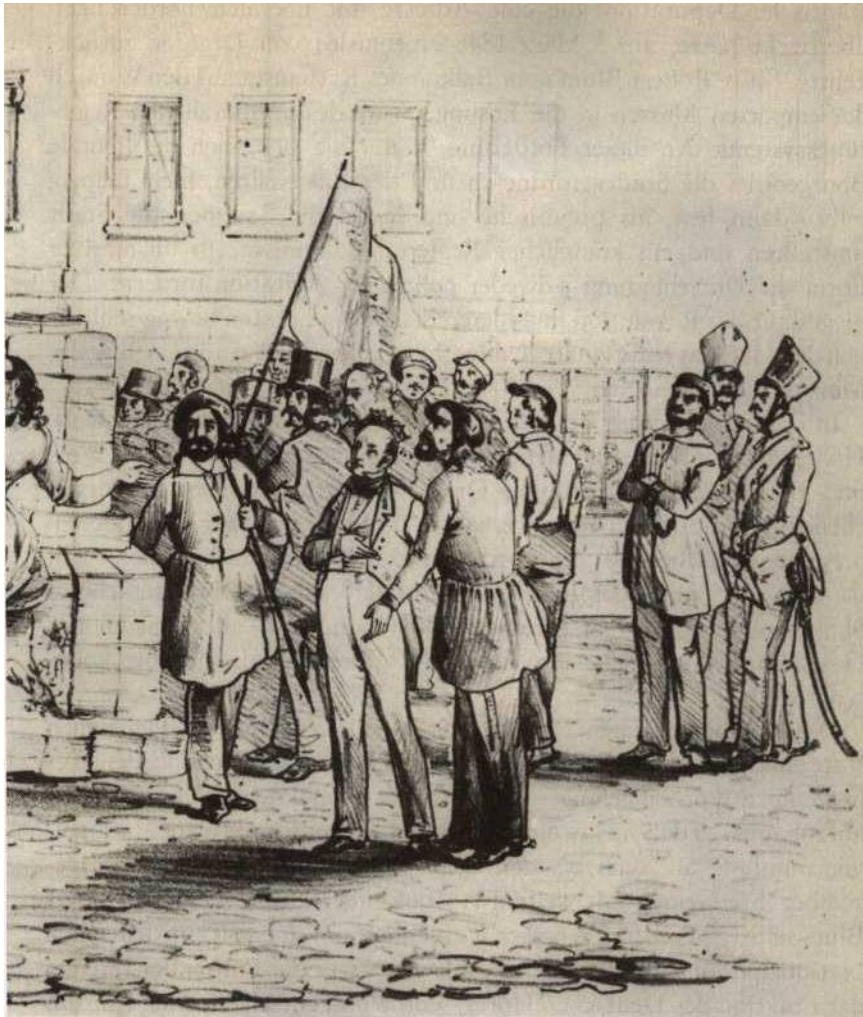
Seit dem Weberaufstand registrierten junge Intellektuelle auch in der Messestadt immer klarer die demoralisierende Wirkung des Kapitalismus auf die arbeitenden Klassen. Männer wie Hermann Semmig und Emil Ottokar Weller gehörten zur Gruppe der «wahren» Sozialisten, die für soziale Reformen eintraten, ohne freilich zu erkennen, dass ihre Ziele nur nach einer erfolgreichen antifeudalen Revolution zu erreichen waren. Weller, ein ehemaliger Student, der einen eigenen kleinen Verlag gründete, hatte sich seit 1846 mit Gesellen, Arbeitern und Studenten zusammgefunden und eine Gruppe des illegalen Bundes der Gerechten gebildet, die zum Bund der Kommunisten stiess. Obwohl mit kommunistischen Grundideen vertraut, waren Weller und seine Freunde noch ausserstande, die von Marx und Engels entwickelte Strategie



Karikatur auf das Verbot der «Allgemeinen Zeitung» (1843)

und Taktik der Kommunisten am Vorabend der demokratischen Revolution zu verstehen und zu befolgen.

Als die französische Februarrevolution das Signal für den Ausbruch der Erhebung in Deutschland gab, war es in Sachsen die Messestadt, wo der revolutionäre Funke am stärksten zündete. Auf Volksversammlungen, die fast täg-



lich stattfanden, und in zahlreichen Petitionen machte das Volk seiner tiefen Unzufriedenheit Luft. An der Spitze der Bewegung standen die Führer der liberalen Bourgeoisie und des demokratischen Kleinbürgertums, einig in dem Willen, den Hof in Dresden zum Nachgeben zu zwingen und ein bürgerliches Reformprogramm durchzusetzen, aber durchaus unterschieden in ihren Vorstellungen über die weiteren Perspektiven der revolutionären Entwicklung. Als

eine städtische Deputation, die eine Adresse mit liberalen Forderungen überreicht hatte, am 3. März 1848 ergebnislos von Dresden zurückkehrte, fasste Robert Blum vom Balkon des Rathauses aus den Wunsch der empörten Massen in die Losung: Sturz des vor märzlichen Regierungssystems. An dieser Forderung, hinter die sich auch die liberale Bourgeoisie, die Stadtverordneten und der Rat stellten, hielt Leipzig selbst dann fest, als preussische und sächsische Truppen die Stadt umstellten und ein königlicher Regierungskommissar in ultimativer Form die Unterbindung jedweder politischer Agitation forderte. Der Siegeslauf der Revolution in anderen deutschen Staaten bewog schliesslich den Hof, das reaktionäre Kabinett zu verabschieden und ein liberales Ministerium zu berufen.

In Leipzig gab es im Verlauf der Revolution von 1848/49 nicht solche Höhepunkte wie die bewaffneten Auseinandersetzungen, die in Wien und Berlin, in Frankfurt und Dresden stattfanden. Das hervorstechendste Merkmal der revolutionären Vorgänge war hier wie anderenorts die Tatsache, dass ein in solchen Dimensionen bisher noch nicht dagewesenes politisches Leben entstand, dass sich eine breitgefächerte Skala politischer Organisationen bildete und dass alle Klassen der Gesellschaft ihren Zielen und Interessen offenen Ausdruck geben konnten.

Die kleinbürgerlichen Demokraten organisierten sich im Deutschen Vaterlandsverein, einer Schöpfung Blums und seiner Freunde, denen es in wenigen Wochen gelang, eine Partei der Demokratie in ganz Sachsen aufzubauen, so dass sie sowohl bei den Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung als auch bei den sächsischen Landtagswahlen im Dezember ihre Gegner mit weitem Abstand überflügeln konnten. Robert Blum selbst, Sieger im Leipziger Wahlkampf um einen Sitz im deutschen Nationalparlament, ging nach Frankfurt, wo er der Führer der Linken, der Fraktion des Deutschen Hofes, wurde und entscheidenden Einfluss auf Politik und Taktik der demokratischen Parlamentarier nahm. Im Deutschen Verein, der sich von der Messestadt aus über Sachsen verbreitete, sammelten sich die Handelsbourgeoisie und das Bildungsbürgertum, aber auch Handwerksmeister und Beamte, die in dem Masse, wie die revolutionäre Entwicklung in Deutschland die Klassenfronten immer offener blosslegte, wie die republikanische und die Arbeiterbewegung an Boden gewann, nach rechts abschwanken und zu einer Reserve der Konterrevolution wurden.

Der Ausbruch der Revolution gab auch den Arbeitern und Handwerksgesel-

Leipziger Arbeiter-Zeitung.

„Dahin kämpfen wir, bis wir zum Ziele von Freiheit!“

Redigirt von

A. Düttner, Druckler — F. Kirsinger, Litheler — O. Skrobek, Buchbinder.

Die Leipziger Arbeiter-Zeitung erscheint wöchentlich einmal. — Für Besteller und Subskribenten im Leipziger Landung: **Leipzig, Buchdruckerei des Herrn O. Skrobek, No. 10.**
 Preisverhältnisse: vier Wochen 10 Sgr., ein Monat 30 Sgr., ein Vierteljahr 100 Sgr., ein Jahr 360 Sgr. — In den auswärtigen Orten ist die Zeitung durch die Post zu beziehen.

Zur Einführung.

Der heilige Geist der neuen Zeit, die über unsere alte Welt so plötzlich herabgebrochen ist, gibt auch diesen Unterthanen sein heiliges Licht. Zwarig, demal freudig, daß es erst so gewaltige Veränderungen bedurft, wie sie in den letzten Wochen unser deutsches Vaterland blutig durchgemacht. Denn der Freiheit die Hoff, bevor dem freien Ausdruck des Gedankens in Wort offen, den Interessen jedes Volks die Möglichkeit, sich die lang unbedrückte Geltung zu verschaffen, erstreben wird.

Die Freiheit ist gegeben, setzten wir sie dadurch, daß wir sie benutzen, dadurch, daß wir kein Zischen von all den Mächten außer Achtung lassen, die unser Volk von einer ihm schuldigen Freiheit so lange zurückhalten, so häufig verkümmert, die zur Reichthümerlei verkümmert wurden und die ihm doch von Gott und Mensch wegen wert überleben gebühren.

len die lang ersehnte Möglichkeit, sich auf legale Weise zusammenzuschliessen und in solidarischer Verbundenheit für eine Änderung ihrer Lage, für die Herabsetzung der überlangen Arbeitszeit, für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen und günstigere Lohnverhältnisse einzutreten. Schon im Mai schuf sich der messestädtische Arbeiterverein mit der «Leipziger Arbeiter-Zeitung» ein Organ, das die Arbeiter selbst schrieben und redigierten und mit dessen Hilfe sie bereits einen Monat später einen Landesverband aller sächsischen Arbeitervereine ins Leben rufen konnten. Das Gewicht der von Leipziger Arbeiterfunktionären geführten sächsischen Organisationen des Proletariats war so gross, dass die Führung der Anfang September in Berlin entstandenen Arbeiterverbrüderung, die unter der Leitung Stephan Borns stand, sich entschloss, ihren Sitz in Leipzig zu nehmen und von hier aus systematisch die Organisierung und Mobilisierung der für ihre Interessen kämpfenden deutschen Arbeiter zu betreiben. Anfangs nicht frei von utopischem und sozialreformerischem Ballast, wurden Born und seine Mitstreiter durch die Erfahrungen, die ihnen der Verlauf der Revolution vermittelte, bald klarsichtiger, so dass Marx und Engels und die

Kölner Kommunisten den Plan fassten, auf einem Kongress in Leipzig gemeinsam mit der Arbeiterverbrüderung eine marxistisch orientierte Arbeiterpartei zu gründen.

Auch die Leipziger Kommunisten um Emil Ottokar Weller hatten aus der revolutionären Entwicklung richtige Lehren gezogen. In den von ihnen beeinflussten Vereinen, besonders im Demokratischen Verein und im Sozialistischen Klub, und durch die Presse verbreiteten sie revolutionäre Ideen, sozialistisches und kommunistisches Gedankengut, und sie waren die ersten, die vor Illusionen über die Sicherung der Märzerrungenschaften warnten, auf die Notwendigkeit der Bewaffnung des Volkes hinwiesen und eine neue, weiterführende sozialrepublikanische Erhebung anvisierten.

Nicht nur der Märtyrertod Robert Blums, der ein Opfer der schwarzgelben Reaktion wurde, auch die Wiederherstellung der Adelherrschaft in Wien und der Staatsstreich in Berlin hatten deutlich gemacht, dass die Revolution sich in höchster Gefahr befand und dass entschiedenere Anstrengungen notwendig waren, um ihren Sieg zu sichern. Die endgültige Entscheidung fiel in der Reichsverfassungskampagne, die in Sachsen mit dem Volksaufstand Anfang Mai 1849 in Dresden begann. Dieses Finale der Revolution erwies, dass die demokratischen Kräfte der Messestadt zu schwach waren, um Leipzig, ähnlich wie im März des Vorjahres, zu einer Bastion des politischen Fortschritts zu machen. Wohl eilten Freiwillige, meist Arbeiter und Turner, den Aufständischen in Dresden zu Hilfe, wohl gab es Bemühungen, die Verlegung der in Leipzig garnisonierten Truppen nach der sächsischen Hauptstadt zu verhindern, aber die Mehrheit der Bevölkerung, die Masse der Bürgerwehr, vor allem aber die Behörden liessen Dresden im Stich, verweigerten die Anerkennung der Provisorischen Regierung und bezogen in dem Konflikt eine neutrale Haltung, die eine offene Parteinahme für die Konterrevolution bedeutete.

Auch in der Pleissestadt hinterliess die Niederlage der Revolution tiefe Spuren. Für ein Jahrzehnt erstarb fast alles politische Leben, erdrückt von den Verfolgungen und Schikanen, den Verfassungs- und Rechtsbrüchen des gegenrevolutionären Regimes. Mit der Ausschaltung der politischen Öffentlichkeit schwand auch das Interesse an Literatur und Journalistik, und Heinrich von Treitschke, der 1852 als Student nach Leipzig kam, fand, dass es «das gottverfluchtteste aller elenden Nester» sei, da er weder an der Universität noch an der Stadt Anregendes und Interessantes finden konnte. Was blieb, war nach Überwindung der ökonomischen Krise von 1847 und ihrer Folgen ein weiterer Auf-

schwung des Wirtschaftslebens, ein Wachsen der Zahl der Fabrikgründungen, eine immer raschere Ausdehnung der Stadt und auf kulturellem Gebiet das Interesse an der Musik und zunehmende Bemühungen um die bildende Kunst, die schliesslich zur Errichtung eines städtischen Bildermuseums führten. Dank der Initiative von Ernst Keil konnte Leipzig 1853 mit der Gründung einer Zeitschrift aufwarten, der es beschieden war, für Dezennien die augenfälligste Erscheinung auf dem Gebiet der deutschen Unterhaltungsliteratur zu sein. Keils «Gartenlaube», ein zwar nicht durch literarisches Niveau, aber durch gefällige Gestaltung und billigen Preis ansprechendes Familienblatt, das in den ersten anderthalb Jahrzehnten seines Bestehens in seinem volkserzieherischen Wirken eine politisch progressive Note trug, erreichte wie kein anderes deutsches Blatt ein Leserpublikum, das 1860 schon die 100'000 überschritten hatte und seinen Verleger und Redakteur zum mehrfachen Millionär werden liess.

In den sechziger Jahren zog Leipzig das Interesse Deutschlands mit bedeutenden Ereignissen auf sich: mit dem im Zeichen der Farben Schwarz-Rot-Gold stehenden dritten Deutschen Turnfest und der Fünfzigjahrfeier der Völkerschlacht 1863, der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins durch Louise Otto-Peters 1865, durch zahlreiche Zusammenkünfte bürgerlicher Berufsverbände und lebhaften Vorgänge auf der bürgerlichen parteipolitischen Szene. Doch entscheidende Bedeutung für die deutsche Geschichte erlangte die Handelsmetropole als Stätte des Wiederbeginns der selbständigen Arbeiterbewegung, als die Stadt, von der die bedeutendsten Schritte zum nationalen Zusammenschluss des deutschen Proletariats ausgingen und deren Arbeiterführer der proletarischen Emanzipationsbewegung die stärksten Impulse gaben. Am Beginn der nationalen Initiativen stand der Aufruf eines Zentralkomitees, das sich aus jungen Arbeiterpolitikern und eng mit der Arbeiterklasse verbundenen radikalen Demokraten von 1848 gebildet hatte. In ihm wurden im November 1862 die deutschen Arbeiter aufgefordert, Delegierte zu einem Kongress zu entsenden, auf dem Klarheit über die gemeinsamen politischen und sozialen Ziele der Arbeiter gewonnen und Schritte unternommen werden sollten, um die Mitglieder der Arbeiterbildungsvereine der Bevormundung und Gängelung durch ihre bürgerlichen Gönner zu entziehen. Der erwartete und dann massiv erfolgende Widerstand von bürgerlicher Seite gegen dieses Bestreben veranlasste einige Mitglieder des Komitees, Ferdinand Lassalle zu bitten, ihr Bemühen um eine unabhängige, republikanisch und sozialistisch aus-

gerichtete Arbeiterbewegung durch Rat und Hilfe zu unterstützen. Lassalle sah in dieser Aufforderung eine Gelegenheit, sein Wissen und seine Energie der proletarischen Bewegung zur Verfügung zu stellen, gleichzeitig bot sie ihm die Chance, seinen stark ausgeprägten Ehrgeiz zu befriedigen, der sich schon zwanzig Jahre früher mächtig in dem damals fünfzehnjährigen Leipziger Handelsschüler geregt hatte.

Aus der Agitation Lassalles und dem Wirken seiner Leipziger Mitstreiter, deren hochgespannte Erwartungen angesichts des starken Einflusses der bürgerlichen Ideenwelt auf die Masse des Proletariats sich freilich nicht erfüllen konnten, ging am 23. Mai 1863 in Leipzig die Bildung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins hervor. Mit dieser Gründung entstand eine organisatorisch und politisch vom Bürger- und Kleinbürgertum unabhängige Organisation, in der sich die damals fortschrittlichsten deutschen Arbeiter vereinigten, der aber zugleich durch die Ideologie des Lassalleanismus ein den Grundinteressen des Proletariats zuwiderlaufendes Programm oktroyiert wurde und der starke sektiererische Züge anhafteten.

Lassalle nicht gefolgt war der junge Drechslergeselle August Bebel, der 1860 nach Leipzig gekommen und ein Jahr später Mitglied des Gewerblichen Bildungsvereins geworden war. Bebel, der diesem Verein fast täglich seine nach dreizehnstündiger Berufsarbeit verbliebene Kraft zur Verfügung stellte, war im Unterschied zu Lassalle ein selbstlos den Belangen der Arbeiter ergebener Funktionär, der mit allen Wurzeln seines Daseins im Boden seiner Klasse verwachsen war, auch wenn er bald zu einem selbständigen Kleinmeister avancierte. Ursprünglich noch unter dem Einfluss liberaler Arbeiterdoktrinen, entwickelte sich der junge Drechsler schon 1863 und 1864 zum Arbeitervertreter, dessen Stimme auf den Kongressen des Verbandes der Deutschen Arbeitervereine, einer antilassalleanischen nationalen Gründung, Gehör fand und der mit der Zuspitzung der politischen Krise in Deutschland, unter dem Einfluss des Ringens um eine nationale Einigung auf revolutionärdemokratischem Wege und im Zuge der weiteren Entfaltung der kapitalistischen Klassenwidersprüche zu revolutionären und sozialistischen Positionen gelangte. Wesentlich dabei waren die Erfahrungen, die er als von den Arbeitern angerufener Vermittler im zehnwöchigen Streik der Leipziger Buchdrucker 1865 sammeln konnte, bei dem ihm der Klassenegoismus der sich als liberal und arbeiterfreundlich drapierenden Unternehmer voll zum Bewusstsein kam. Noch wichtiger war für ihn und seine Entwicklung die im gleichen Jahr begin-

nende Freundschaft und Zusammenarbeit mit Wilhelm Liebknecht, dem aus Berlin ausgewiesenen Arbeiterpolitiker, der seit den Jahren seiner englischen Emigration ein enger Freund und Kampfgenosse von Marx und Engels war und der dem um vierzehn Jahre jüngeren Bebel mit der Vermittlung marxistischer Gedanken den Weg zum wissenschaftlichen Kommunismus bahnen half.

Bebel und Liebknecht und ihre Anhänger traten 1866 den preussenfreundlichen Kräften in Leipzig, zu denen neben den Behörden der Stadt die Mehrheit der Bourgeoisie, auch grosse Teile der Intelligenz gehörten und die den Anschluss Sachsens an Preussen forderten, standhaft entgegen. Der bevorstehende Krieg zwischen Preussen und Österreich warf für die Volksbewegung gebieterisch die Frage auf, ob die Zukunft eines einheitlichen Deutschlands im Zeichen von Militarismus und Preussentum stehen oder in einer vom Interesse des Volkes bestimmten demokratischen Entwicklung liegen sollte. Die Sympathien, die sich die Leipziger Arbeiterführer mit ihrer Agitation für eine demokratische Republik erwarben, und ihre Orientierung auf die von der I. Internationale entwickelten Grundsätze des proletarischen Befreiungskampfes waren wichtige Voraussetzungen dafür, dass Bebel an die Spitze des Verbandes Deutscher Arbeitervereine gelangte, dass beide Freunde Abgeordnete sächsischer Wahlkreise im Reichstag des Norddeutschen Bundes wurden und dass sie vermochten, einen entscheidenden Beitrag zur Gründung der Eisenacher Partei, der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands, zu leisten. Mit dem von Liebknecht redigierten und in der Messestadt erscheinenden Parteiorgan «Der Volksstaat» und durch die Autorität, die Bebel und Liebknecht als Führer der sozialdemokratischen Bewegung besaßen, wurde Leipzig zum unbestrittenen Zentrum der deutschen Arbeiterbewegung. Diese Bedeutung bestätigte die bürgerliche Klassenjustiz auf ihre Weise, indem sie 1870 Bebel und Liebknecht wegen ihres kompromisslosen Kampfes gegen die preussisch-deutsche Annexionspolitik im Deutsch-Französischen Krieg unter dem Vorwurf des Landesverrats einkerkerterte und zwei Jahre später wegen angeblicher Vorbereitung zum Hochverrat zu mehrjähriger Festungshaft verurteilte.

Bürgertum, Kleinbürgertum und Proletariat haben den Werdegang Leipzigs in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts geprägt. Entsprechend ihren Klasseninteressen war ihr Beitrag zur Entfaltung des historischen Fortschritts

jedoch spezifischer Art und von unterschiedlicher Qualität. Wesen und Richtung der geschichtlichen Vorwärtsentwicklung wurden in der Epoche der bürgerlichen Umwälzung und der industriellen Revolution eindeutig von der liberalen Bourgeoisie bestimmt; ihr Werk war die Herausbildung modern-kapitalistischer Produktionsverhältnisse, der rasche Aufschwung der Produktivkräfte, die Gestaltung von Ökonomie und Kultur. Auch politisch traten Leipzigs Kaufleute, Unternehmer und bürgerliche Intellektuelle mit antifeudalen Initiativen hervor; doch fehlte es ihnen von vornherein an revolutionärer Entschlossenheit und Konsequenz, eine Folge der Tatsache, dass mit ihnen zugleich ihr historischer Gegenspieler, das Proletariat, aber auch das demokratische Kleinbürgertum die politische Arena betreten hatten. Als erfolgreicher Konkurrent der Bourgeoisie erwies sich zunächst die kleinbürgerliche Demokratie um Robert Blum, die die politischen Auseinandersetzungen im Vormärz und während der Revolution von 1848/49 entscheidend beeinflusste, aber nicht in der Lage war, dem Kampf des Volkes um Überwindung von politischer Unterdrückung und sozialer Ausbeutung eine weite Perspektive zu bieten. Die Stafette des demokratischen Fortschritts ging dadurch frühzeitig an die revolutionäre Arbeiterbewegung über. Schon 1848 und wiederum in den sechziger Jahren erlangte die Leipziger proletarische Bewegung nationale Bedeutung und spielte eine Führungsrolle in Deutschland. Das kämpferische Auftreten der Eisenacher Partei 1870/71 schliesslich bewies, dass die klassenbewussten Arbeiter, indem sie ihre eigenen Ziele zur Geltung brachten, zugleich die nationalen und sozialen Interessen des ganzen werktätigen Volkes verfochten.

Ziel unserer Ausgabe ist es, den Weg, den die Geschichte der Messestadt in den knapp sieben Jahren von der Besetzung durch französische Truppen bis zum Triumph der Sozialdemokratie im Leipziger Hochverratsprozess genommen hat, durch Stimmen der Zeitgenossen, durch Auszüge aus Memoiren, Erinnerungsberichten, durch Briefe und Zeitschriftenbeiträge lebendig werden zu lassen und auf diese Weise ein plastisches Bild von der historischen Wirklichkeit zu vermitteln, die die Menschen schufen, in der sie wirkten, unter der sie litten und durch die der geschichtliche Fortschritt sich in der Zeit der bürgerlichen Umgestaltung in einer so traditionsreichen Stadt wie Leipzig vollzog.

In stürmischer Zeit
1806 bis 1813

Wilhelm Zirges
Einmarsch der Franzosen

Plötzlicher Aufbruch eines gegen die Mitte des Monats Oktober 1806 in Leipzig zur Besetzung eingerückten Infanterieregiments, das nachherige Erscheinen zweier französischen Kavalleriepatrouillen und endlich das Eintreffen mehrerer bei Vorpostengefechten verwundeter preussischen und sächsischen Kavalleristen liessen das Vorrücken der französischen Armee und einen nahen entscheidenden Schlag erwarten. Über das Resultat desselben konnten in Leipzig keine Zweifel aufkommen, ebenso aus Patriotismus, als weil man den Kampfesmut der vielen durchmarschierten preussischen Soldaten gehört und die siegessicheren Garde-du-Corps-Offiziere gesehen hatte. Da berichtete die Türmer am 18. Oktober, dass vom westlichen Horizont her dunkle Massen im Anzug wären, auch man das Blinken von Waffen zu bemerken glaube. Waren es Sieger, die uns Gefangene zuführten, oder war es ein nach Vernichtung des Feindes unnötig gewordenes verbündetes Korps, dem man Erholung und Ruhe auf heimischem Boden gewähren wollte? Tausende von Menschen zogen zum Ranstädter Tor hinaus, um die ersten bei der Begrüssung der Freunde zu sein. Aber welche fürchterliche Enttäuschung! Flüchtige Landleute mit Sack und Pack verkündeten bald den Verlust einer grossen Schlacht und den Anzug eines Armeekorps unter dem Befehl des Marschalls Davout. Ich versuche nicht, den Schreck der Leipziger und der eben zur Michaelismesse anwesenden Fremden zu schildern. Alle Buden wurden schnell abgebrochen und Waren wie sonstiges Hab und Gut bestmöglichst in Sicherheit gebracht, denen auch manch furchtsames Gemüt sich zugesellte. Bei vielen jungen Leuten aber, Schreiber dieses voran, gewann die Neugierde die Oberhand, und wir wanderten gen Lindenau und weiter den französischen Soldaten entgegen, an deren Sieg wir noch nicht glaubten. Sie kamen, zuerst die mobilen Kolonnen, vulgo Löffelgarde, diese sonnverbrannten, pulvergeschwärzten Gesichter, mit

Staub bedeckt, in den buntesten Capots oder auch erbeutete Zivilröcke über die Uniform, verbogen dreieckige Hüte, auf welche statt der Pompons Löffel jeder Grösse, auf den Bajonetten Brote, Fleischstücke und andere kompakte Lebensmittel, über den Tornister Effekten der verschiedensten Art hängend und hin und wieder Beutepferde führend. In ungeordneten Zügen, von Tambours, Musik und von den Befehlen der im Äussern nur eben durch die Epaulettes von den gemeinen Soldaten sich unterscheidenden Offizieren wenig Notiz nehmend, schob sich diese dichtgedrängte Masse, oft unterbrochen von Kavallerieregimentern, bedeutenden Artillerieparks und deren Train, regulärer Infanterie, Fourgons etc., während mehrerer Tage und Nächte durch Leipzig vorwärts nach Preussen, wo neue Schlachten und Siege sie erwarteten.

Der Marschall Davout, umgeben von einem zahlreichen Generalstabe, war mit den regulären Truppen gekommen und hatte sein momentan Hauptquartier auf der grossen Funkenburg genommen, aus deren Fenstern er ab und zu das Vorüberziehen der Soldaten beobachtete.

Die öffentlichen Plätze der innern und äussern Stadt boten schnell das interessante Bild gedrängter Bivouacs mit zahlreichen Feuern, während Massen von Soldaten einquartiert wurden oder sich gewaltsam Wohnung verschafften.

Die französischen Bulletins sowie mündliche Nachrichten von Auerstedt und Jena, das Einbringen starker Kolonnen gefangener sächsischer und preussischer Soldaten, die in die Kirchen gesperrt und von den Einwohnern reichlich mit Lebensmitteln versehen wurden, die sofortige Einrichtung öffentlicher Gebäude zur Aufnahme der eintreffenden zahllosen Verwundeten, endlich die bald erfolgende Neutralitätserklärung des Kurfürsten von Sachsen bewiesen, wie alle früheren schönen Hoffnungen zunichte geworden.

Der Energie des zum Platzkommandanten ernannten Generals Macon und der Generalintendanten Treilhard und Villemancy, verbunden mit der aufopfernden Tätigkeit der städtischen Behörden, gelang es bald, Ordnung in das Chaos zu bringen. Es blieb eine mässige französische Garnison in Leipzig, die fortwährend noch durchmarschierenden Truppen wurden regelmässig einquartiert, es organisierten sich demgemäss Verwaltungs- und Verpflegungsbüros, eine aufmerksame Marktpolizei, so dass es auch nicht einen Augenblick an Lebensmitteln fehlte, die, merkwürdig genug, von einer sich duth ganze zwei Jahre behaupteten exorbitanten Höhe zu fast beispiellos billigen Preisen her-



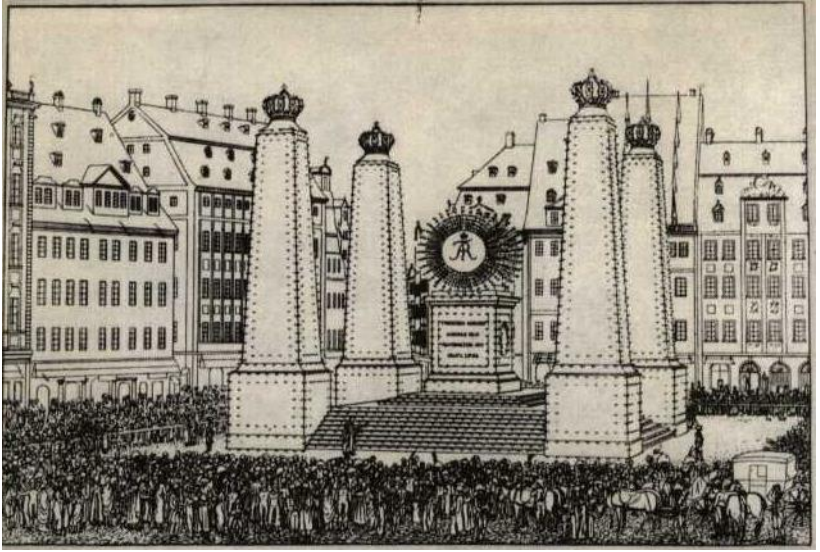
Preussischer Vorposten

untergingen und trotz der vielen Tausenden von Fremdlingen, die hier und in Sachsen überhaupt gepflegt wurden, auch so blieben.

Der gewöhnliche Geschäftsgang kehrte in sein altes Geleis zurück, und nur der Buchhandel fiel unter der Wucht der Kriegereignisse zu einem Nichts herab, aus dem nur noch Parteischriften, wie die «Feuerbrände» bei Heinrich Gräff, und Gelegenheits-Piècen hervorgingen.

Heinrich Anschütz **Missglückter Empfang**

Der Tilsiter Friede hatte dem preussisch-französischen Kriege ein Ende gemacht. Sachsen war, von der Gewalt der Ereignisse gedrängt, als Mitglied des Rheinbundes der Sache des Franzosenkaisers beigetreten, und die ausserordentliche Erscheinung dieses Mannes im Zusammenwirken mit seinen Waf-



*Illumination des Marktes am 25. September 1808
bei der Durchreise des Königs Friedrich August*

fennerfolgen übte solch einen bedeutenden Einfluss aus, dass es an freiwilligen Bewunderern und offiziellen Ovationen nicht fehlte. Friedrich August war selbst ein aufrichtiger Verehrer des genialen Kriegsfürsten, wozu sich noch ein Gefühl der Dankbarkeit gesellte, denn zum Lohne für seine Ergebenheit war er von seinem gewaltigen Freunde und Bundesgenossen zum König von Sachsen mit bedeutenden Gebietsvergrößerungen auf Kosten Preussens erhöht worden.

Napoleon kehrte aus dem Felde zurück und wurde auf der Durchreise nach Paris in Leipzig erwartet, wo das Frühstück eingenommen und umgespannt werden sollte.

Der Stadtrat von Leipzig glaubte daher den Beifall der sächsischen Regierung zu erwerben, wenn er dem grossen Eroberer und Freunde König Friedrich Augusts eine glänzende Huldigung darbrächte. Demzufolge wurde eiligst und schleunigst vor dem Grimmaischen Tore eine gewaltige Triumphpforte gezimmert, malerisch ausgestattet, mit Kränzen und Blumengirlanden geschmückt und mit der schmeichelhaften Inschrift versehen: *Fortunae reduci* (Der zurückführenden Glücksgöttin). Weissgekleidete Mädchen sollten den Helden ansin-

gen, der Leipziger Rat ihn im Pomp empfangen, und die junge Kaufmannschaft hatte sich mit grossen Kosten glänzend uniformiert und beritten gemacht, um als Ehrengarde den Sieger von Jena und Friedland im Triumph vor den Toren einzuholen. Am bestimmten Tage sollten Kanonenschüsse die Ankunft Cäsars und den Beginn des Festes bezeichnen. Sächsische Kavallerie biwakierte die Nacht hindurch im Strassengraben vor der Stadt. Die ritterliche Handelsjugend hielt aber diese Aufopferung für überflüssig, der Kaiser war um 6 Uhr angesagt. «Morgen», hiess es, «morgen um 6 Uhr früh!»

Aber o Tücke des Schicksals! Hatte der Gefeierte durch schadenfrohe Berichterstatter Kunde erhalten, was ihm Drohendes bevorstehe, hatte er allzu grosse Eile, oder war ein anderer Dämon tätig, genug, der Besieger Preussens und Russlands langte unerwartet schon um 5 Uhr an. Die Kanonenschüsse erdröhnten, die sächsische Kavallerieeskorte sass auf, aber weder die Blüte von Leipzigs Jungfrauen noch die Träger von Waage und Elle, noch auch die Väter der Stadt hatten sich vom weichen Lager erhoben.

Ich, ein flinker Bursche, hatte mich beim ersten Schusse aufgemacht und erreichte die Post, als gerade der Wagen des Kaisers mit frischen Pferden bespannt wurde.

Nun erschien endlich der flügge gewordene Teil des Stadtrates, aber bevor er sein «Grossmächtigster, Unüberwindlichster» oder dergleichen vorbringen konnte, lehnte sich der Adjutant des Kaisers aus dem Wagenschlage und bemerkte, dass Seine Majestät schlummerten und keine Order gegeben hätten, Sie zu wecken.

Tief in die Ecke gedrückt, sah ich den Mann des Jahrhunderts lehnen, ein Tuch über das Antlitz geworfen.

Ein Peitschenknall! und fort ging es in halber Karriere, die sächsischen Kürassiere hintendrein zum Ranstädter Stein weg hinaus nach Lindenau, und erst hier nahm Napoleon das Frühstück ein, auf welches Leipzig so stark gepocht hatte.

Kaum war der Gegenstand der Feier verschwunden, so flatterten gleich einer Schar weisser Tauben aus allen Strassen die Festmädchen herbei, und ganz zuletzt kamen die Centauren Merkurs angeschnaubt, um mit dem verdutzten Magistrate bestürzte Blicke zu wechseln.

Mittlerweile hatte sich die ganze Stadt aus den Federn losgewunden, und die Strassen füllten sich mit erwartungsvollen Zuschauern, die nun von dem Misslingen des projektierten Triumphzuges Kunde erhielten.

Unter dem homerischen Gelächter der Menge trabten die so mitleidwürdig enttäuschten Ehrengarden so schnell als möglich nach Hause, um sich den Blicken der Spötter zu entziehen, und die verunglückten Ritter vermieden es in der ersten Zeit nach Tunlichkeit, sich öffentlich zu zeigen.

Johann Gottfried Seume
Wenn's nur nicht schlimmer wird!

Wir haben Frieden, und unser Fürst wird König bespöttelt und muss tun, was ihm die Fremdlinge vorschreiben. Unsere Kirchen sind der Fremden Strohmagazine und H-enhäuser, und kein Bürger darf eine Kanne Erbsen durch das Tor tragen, ohne von einem Handlanger der fremden Spiessgesellen sich den Sack durchsuchen zu lassen.

Unsere Gazettiers und Pamphletiers sind alle Ächsler und Windfähler. Mahlmann lässt den 1. Januar 1807 bei der Illumination in Leipzig durch alle Strassen «Es lebe der König» rufen. Ich bin von drei Viertel auf sieben bis acht Uhr in der Stadt herumgewandelt und habe es, bei meiner Wahrhaftigkeit, kein einziges Mal gehört. Daran ist gewiss nicht der Mangel an Liebe und Verehrung gegen den guten Mann, der jetzt unser König ist, Schuld. Aber die Umstände der Zeit und alle Umgebungen wirkten wie Dämpfer, und alle guten Wünsche für ihn und uns alle reduzieren sich auf die alte Formel: «Wenn's nur nicht schlimmer wird!» Es ist aber zu fürchten, seine schöne Zeit hat der Mann als Kurfürst und das Land unter ihm gelebt.

Gestern, den letzten Februar 1807, kamen auf der Chaussee nach Connowitz auf dem Fussstege nach deutscher Unsitte drei Isenburger Offiziere auf mich losgesprengt. Ich musste wohl an die Pappel treten, um nicht niedergetreten zu werden, konnte aber meinen Unwillen nicht bergen, den ein Kopfschütteln und ein sehr merkliches «Hm, hm» verriet. «Was ist? Was ist?» kehrte sich einer der Herren mit dem grossen Pferde um. – «Nichts Gutes, wie ich sehe», antwortete ich. – «Was, was will der Kerl rasonieren?» und jagte, so gut der Gaul laufen konnte, auf mich zu. – «Ich rasoniere, dass es wider die Polizei ist, dass Sie hier reiten.» – «Was geht mich die Polizei an?» – «Leider nichts, wie ich merke.» – «Zetersakermenter, will Er 's Maul halten!» – «Das hätte ich wohl anfangs tun sollen, aber nun nicht.» Der junge Mann ward brennend, glühend,

fluchte, lärmte, wütete, schäumte, zog den Säbel, sprach von Kopfspalten und Zusammenhauen, ritt auf mich ein und riss den Säbel immer eine Spanne weiter aus der Scheide. Ich machte ihm begreiflich, dass ich sehr wohl wüsste, was Recht und Ordnung wäre, dass ich, ehe er geboren, unter Kugeln gestanden, dass ich hier keine Waffen habe und dass weder für mich noch für ihn Ehre zu erwerben sei, und forderte seinen Namen. Soviel Besonnenheit hatte er doch noch, ihn nicht sagen zu wollen, aber seine Wut und der Schaum am Munde nahm zu. Ich will ihm die traurige Ehre antun, um ihn selbst so viel als möglich zu entschuldigen, zu glauben, dass es das Produkt des Champagners war. Ich glaube, er hätte mir wirklich heroisch den Hirnschädel gespalten – ich hatte nichts als einen kleinen Knotenstock –, wenn nicht seine etwas vernünftigeren Kameraden ihn zurückermahnt hätten. Was war zu tun? Er war wahrscheinlich einer der Herren, die die Machtvollkommenheit der deutschen Privilegien bei Jena, Halle und Prenzlau oder in Magdeburg der Nation dokumentiert hatten. Seine französische Kokarde, die vor einigen Monaten preussisch gewesen war, bezeichnete auch. Ich war willens, mit seinem Chef zu sprechen. Aber ein Ratsherr, einer meiner Freunde, hatte mir vor einigen Tagen einige Worte von dessen Anforderungen gesagt, die weder auf Humanität noch Billigkeit schliessen liessen, und nur den Tag vorher sollte er mit Bajonetten in die Justiz gegriffen haben, um einen bankerotten Kaufmann vom Rathause mit Gewalt zu nehmen, der sich angeblich unter sein Korps hatte anwerben lassen. Ich wollte zum General René gehen, um ihm mit Wärme den Unfug vorzustellen, den die Leute und Herren in und um die Stadt trieben, wo alle junge Pappelbäume in den Pflanzungen von den Säbelhieben der neuen Helden fallen. Es fiel mir aber bei, dass René Palm an Ort und Stelle befördert haben soll. Ich habe wohl ebensoviel Todesverdienst als Palm. Es gehört nur eine Kleinigkeit dazu, um ein paar Hähne zu spannen, und mein Tod würde wahrscheinlich weder die ehrlichen Franzosen erbauen noch die Deutschen klüger machen. Ich lasse es also lieber liegen, da es zu vermeiden ist, mit dem ziemlich festen Entschlusse, wo es nicht Pflicht ist, zu stehen, künftig hübsch stille jedermann aus dem Wege zu gehen. Denn es ist ja sehr leicht möglich, dass er ein Narr ist: Wenn er auf dem Fussesstege reitet, ist er's gewiss oder noch etwas mehr. Und überdies läuft man in dergleichen Händel Gefahr, selbst einer zu werden.

Die isenburgischen Offiziere machen sich sehr breit, das heisst, sie gehen sechs bis sieben Mann breit in den öffentlichen Spaziergängen, sodass sie sie

ganz besetzen und es schwer wird, ihnen auszuweichen. Eine Unschicklichkeit und Unanständigkeit, die ich nie bei den Franzosen oder andern Fremden gesehen habe und die nur ein Privilegium der Deutschen zu sein scheint. Berührt man von ungefähr einen der Herren, so blickt und spricht er mit einer unsäglich-
alten preussischen Impertinenz, als ob er den Blocksberg zusammentreten wollte, und doch ist's ein Mann von Halle, Magdeburg oder Prenzlau, der eine andere Kokarde aufgepflanzt hat. Die Gemeinen zerhauen die Pflanzungen um die Stadt herum mit einer echt dummen bestialischen Zerstörungswut, und wehe der Polizei, wenn sie es wagt, ihre Lindenalleen zu schützen! Das ist nun so deutsch und gehört unter die Privilégia.

Der alte Inspektor Stoppe sähe aus seinem Fenster vor dem Grimmischen Tore einige französisch-isenburgische Offiziere in den Anlagen der Allee reiten. Der alte Mann hielt auf Recht und Ordnung und sagte den Herren, sie möchten die öffentlichen Anlagen schonen, selbst der französische General habe es befohlen. Die Herren Isenburger stürmen mit der ganzen Machtwut angetasteter hoher Privilegiaten, bei denen weder Recht noch Ordnung gilt, auf den guten Alten ein, und einer droht ihm fürchterlich, mit seinem neuen, grossen Säbel durch das Fenster den Kopf zu spalten. Nach einigen Tagen starb der Alte, und seine Anverwandten behaupten nicht ohne Grund, dass ihn Schrecken und Ärger über die lieblichen deutschen Landsleute getötet haben.

Dass die deutschen Fürsten zu regieren aufhören, ist eben kein Unglück für die Nation, aber dass die Franzosen anfangen, kann eins werden, wenn sich die Nation nicht furchtbar auf Schildwache setzt, welches sie, wie ich fürchte – nicht tun wird.

Georg Joachim Göschen **Briefe aus den Tagen der Fremdherrschaft**

AN CARL AUGUST BÖTTIGER

24. Februar 1807 Die Ostermesse wird für keinen Buchhändler gut und für viele schrecklich werden. Der grösste Teil der Buchhändler hat gelitten, manche sind in grosser Not, und wieder andere benutzen die Zeit zum Vorwande. – Ein Freund schrieb mir, dass er am Rande des-Verderbens sei mit den mehrs-

ten seiner Mitbürger. Keinen Gehalt, keine Einnahmen, kein Brot usw. –

Ende März 1807 Der Zustand meiner Finanzen macht mich wünschen, dass sich jemand fände, der den Verlag der Übersetzung des Macdonald mir abnähme. Wissen Sie jemand? – Cotta ist zu schwer beladen, Freund Bertuch wohl auch. Vielleicht wissen Sie aber noch einen andern. Sonst muss ich in den Apfel beißen, weil ich einmal ihn angefasst habe. Iffland bietet mir drei Stücke an, und ich muss sie, wiewohl mit der bittersten Empfindung, abweisen. So weit ist es mit uns gekommen.

Ich hätte viel zu sprechen mit dem sächs. Finanzminister als sächs. Patriot über die Rettung des sächs. Buchhandels; aber die Herren haben keine Ohren und keinen Verstand für unsere Angelegenheiten, die nicht ihre Angelegenheiten sind; für mich will ich schon sorgen.

Vor Ostern 1808 Die armen Menschen der ersten beiden Dezennien dieses Jahrhunderts! Und dazu gehören auch wir mit wenigen Ausnahmen. Wir sind wie die gescheuchten Tauben und noch schlimmer, denn uns fehlen die Flügel.

–
Der Ostermesse ist wieder der Hals gebrochen. Vor lauter Eifer, den britischen Handel zu zerstören, wird der Handel der übrigen europäischen Welt zerstört. Ist es nur ausgemacht, dass ein Staat keinen Handel und Wandel gebraucht, so ist alles ganz konsequent.

Übrigens lebe ich des Glaubens, der Krieg wird nicht lange dauern, und mit drei banger Monaten wird wohl alles abgetan sein und die Geographie wieder eine Veränderung erleiden wie der Gothaische Kalender.

Ich sehne mich, Sie einmal wiederzusehen! Kommen Sie ja zur Messe, damit wir doch jemand haben, der den Leichenzug des literarischen Verkehrs mit verherrlichen kann oder auch mit lachen, wenn die Bücherwürmer gar zu erbärmliche Gesichter schneiden. Das tun nicht die edlen Menschen, die tief leiden und tragen; sondern die erbärmlichen, deren Romane, Komödien und Tageblätter Merkur nicht zu retten weiss vor dem gestiefelten und geharnischten Gott.

Anfang November 1808 Seume leidet seit einigen Tagen. Sein Arzt hofft. Unglücklicherweise ist Seume zu herrisch in seiner Diät und macht manches dummes Zeug ...

Iffland hat diese Messe über ganz vortrefflich – das Komische mit glücklicher Laune, das Tragische mit tiefer Kunst und tiefem Gemüt – gespielt.



Georg Joachim Göschel

«Lear» und «Der Geizige» haben auf ganz verschiedene Weise das ganze Haus erschüttert. In jenem war kein Auge ohne Tränen, in diesem kein Mund ohne Lachen. Ich habe wegen der Messe nur den «Geizigen» gesehen; If Hand nur einigemal, aber nie so herzlich und heiter gesprochen als dieses Mal. Welch ein Patriot ist er! Er, der in den brillanten Tagen Berlin nicht leiden konnte, hängt in den traurigen mit einer Feuerseele an der Stadt und an ihrem Regenten.

Wem tut die Messe nicht weh? Und wer sie gleich vorausgesehen hat, der kann doch dem Druck nicht entgehen und die Seufzer nicht ersticken. Davon dürfen Sie aber nichts in der «Allg. Zeit» sagen. Das wäre nicht patriotisch. Trotz der Verlegenheiten vergess' das gute Volk alles Leid über seinem König. Man betet ihn an. –

Mein Sohn in Bremen greift tüchtig in das Leben und hat die Gunst seiner Prinzipale. –

Ich bin nun wieder ein Kalendermacher. In der Vorrede des Kriegskalenders

für alle gebildeten Stände werden Sie seine Entstehung ersehen. Im August ist das Ding entworfen, und im November ist es schon fertig, und nicht schlecht, sondern geistreich und solide. Künftiges Jahr soll er aber wunderschön werden. Da habe ich Zeit.

Sie lesen alles. Wenn Ihnen eine glückliche Idee aus den Zeitläuften kommt, so teilen Sie mir solche mit. Wie brächte man wohl unsern König in ein interessantes Bild? Von Erfurt mag ich nichts bringen. Da werden Sudeleien genug erscheinen. Hat man ein ähnliches Porträt von ihm in Kupfer gestochen in seinem jetzigen Alter?

Mitte 1809 Vom Buchhandel können Sie weiter nichts sagen, als dass die Buchhändler gar keine Messe gehabt haben.

Seit dem Ausbruch des Krieges mit Österreich hörte aller Verkehr auf. Die besten Handlungen empfinden den Druck der Zeit. Aber der Friede wird sie wieder aufrichten. Demungeachtet ist ein Messkatalog erschienen. Wenn Sie aber die zukünftigen Bücher daraus wegnehmen und die Bücher mit neuen Auflagen, NB des Titels, so wird wenig übrigbleiben. – Sagen Sie aber das laut, was ich Ihnen ins Ohr sage, so verliert der Handel den Kredit, den er künftig braucht, und wird vollends ruiniert. Sie müssen die Hoffnung ja glänzen lassen.

73. Oktober 1809 Geldnot ist überall. Aus Dänemark, Russland kann wegen des fürchterlichen Kurses kein Geld heraus, in Preussen ist keins mehr. Im Reich haben die Leute gar nichts; am allerwenigsten Geld. – Jedermann antwortet über die Zukunft, wenn man fragt: sie wird traurig sein. –

Man hat die Geldsperre fast in allen Ländern eingeführt. Das ist eine weit engherzigere und kurzichtigere Politik als die Kornsperre. Denn es folgt daraus endlich der elende Tauschhandel; und bisher haben noch alle Nationen, wenn sie zur Geldsperre schritten, bald ihr fertiges Ende erlebt. – Es ist schon ein schlimmes Zeichen, Beweis einer verschwenderischen Regierung oder einer gesunkenen Nationaltätigkeit oder eines über seine Kräfte luxuriösen Volkes, wenn es auf dieses Mittel fällt. Ist die Nation tätig, frugal, die Regierung nicht durch den Satan des Ehrgeizes zu Eroberungen verführt, so braucht man das Geld nicht zu versperren. Es kommt von selbst wieder!

29. Januar 1810 Wie der Kalender aus Rom geht? Sie wissen wohl, Freund, dass man das erst zur Zeit der Krebse beurteilen kann. Künftig Ostern sehen

wir erst die Farben des Ernstes, der Würde und der Anmut, nach Goethe. –

In Frankreich wird auf alle literarischen Produkte Deutschlands 50% Abgabe gelegt. Eben schreib ich über diese Weisheit einen Brief an einen französischen Buchhändler, mit aller Demut und Vorsicht, und setze diese Massregel ein wenig auseinander.

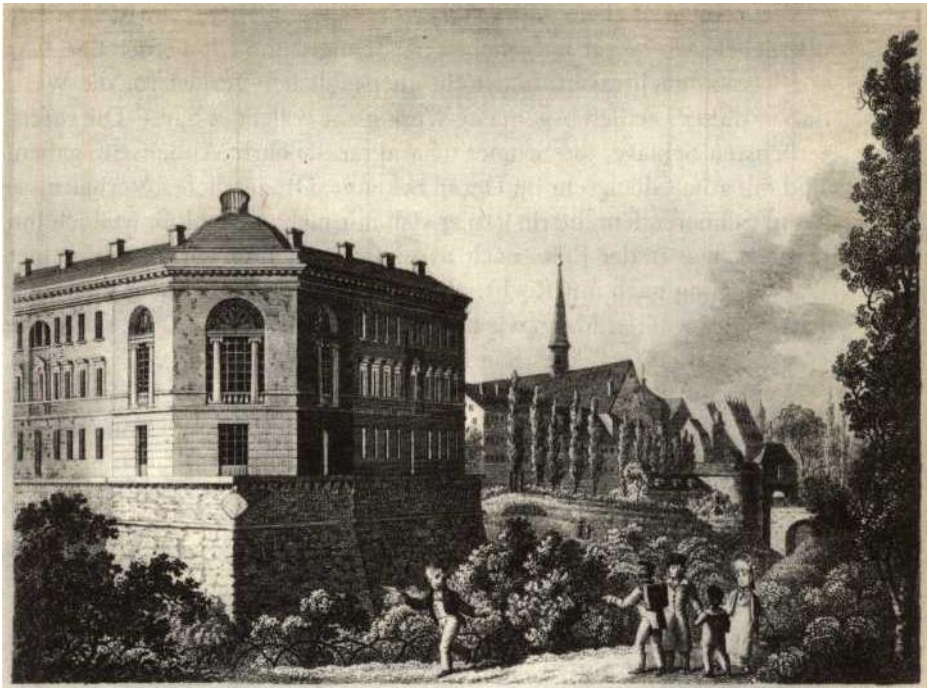
Was wollen wir dagegen tun? Kein französisches Buch mehr lesen und kaufen? Haben wir können Kaffee und Zucker entsagen, können wir auch der französischen Literatur entsagen.

10. März 1810 Mein teurer Freund! Die Leipziger Bücherwürmer haben den Einfall, wegen der französischen Abgabe eine Supplik bei der Bücherkommission einzugeben, und haben mich aufgefordert, meinen Senf dazuzugeben. Ob ich nun gleich im Voraus sehe, dass leeres Stroh gedroschen wird, so will ich doch mitdreschen, um das Handwerk nicht ganz zu verlernen. Ich sehe in der französischen Massregel mehr Politik als Finanzwesen. Man muss ja auch Erlaubnis erst haben, ehe ein Buch eingeführt werden kann. Man will also den Eingang erschweren und hindern. Dagegen lässt sich nun nichts tun. – Aber weil in Sachsen die Werke der Franzosen geschützt werden gegen Nachdruck, wenn die Franzosen nur ein sächsisches Privilegium zu nehmen sich bemühen wollten! –

Fragen Sie doch den französischen Gesandten, ob das, was Inlage enthält, was ich eben aus dem Ärmel geschüttelt habe, in Worten oder Sätzen zu tadeln oder zu loben sei, anstössig oder gutgeheissen werden könne. Bitten Sie den Freund deutscher Gelehrter, aus seinem Geiste bessere Motive anzugeben, zu streichen und hinzuzusetzen, was ihm die Liebe für unsere Literatur eingibt. –

Vielleicht ist es gut, noch zu sagen, dass von Sachsen aus das Licht der Wissenschaft über Deutschland und andre Länder ausgegangen sei. Vom Tauschhandel dürfen wir nichts sagen, weil die Franzosen schon jetzt deutsche Bücher tauschen, aber für französische Bücher Geld haben wollen. – Dieses auszuführen, gehört für Sie. Sie könnten auch noch hinzusetzen: es würde in der Geschichte eben keinen Ruhm über Napoleon verbreiten, die Wetke des Geistes bezollt zu haben. –

Die hiesige Bücherkommission gibt den Bericht an den Kirchenrat, dieser an den Minister und dieser an den Gesandten. Hat man nun den Gesandten vorher gewonnen, so geht es desto besser. –



Bürgerschule auf der Moritzbastel

Dieses Mal bin ich zudringlich mit Bitten um Eile. Es betrifft ja nicht meine Sache allein, sondern die Sache so vieler.

20. Juni 1810 Mein teuerster Freund! Ich erhielt die Todesnachricht zuerst aus Ihrer Hand. – Seume ist mir eigentlich unter den Händen weggekommen. Der Drang der Arbeiten versetzte mich in solche Zerstreung, dass ich mir bei seinem Abschiede gar nicht die Möglichkeit eines Abschiedes auf ewig dachte. Wie war es möglich, daran nicht zu denken? Sonderbar! In den letzten Tagen von Seumes Krankheit fühlte ich mich selbst krank und an seinem Todestage eine mir unbegreifliche Abspannung und des Nachts Schlaflosigkeit, etwas, was mir selten begegnet, wiewohl ich jetzt nie ruhig schlafe. Ich hatte seinen Tod oft gefürchtet, deswegen erschrak ich über Ihren Brief nicht. Aber als ich der Trauerbote bei den andern Freunden und Freundinnen wurde, griff es mich doch fürchterlich an. –

Von seinem «Leben» hat er das, was er fertig hatte, einem Freunde übergeben, wo es gut aufgehoben ist. Schnorr und ich werden das, was wir wissen, nachtragen. Es ist ein unersetzlicher Verlust für die Welt, dass er dieses herrlich begonnene Werk nicht vollendet hat. – Die fürchterlichsten Schläge, die Seumes Charakter die harte Aussenseite gaben, sind mir zum Glück sehr im Detail bekannt. Die zärtlichen Verhältnisse kennt Schnorr; denn hierin gab er sich mir nicht gern bloss, weil ich ihn bei dem, was in der Reise nach Syrakus angedeutet wird, zwar meiner Überzeugung nach mit Recht, aber vielleicht nicht zart genug getadelt hatte. Hier war der Mann wie in allen Verhältnissen ein Kind, doch, wie es sich versteht, ein edles Kind. –

Wenn auf der Wanderschaft einer sein Lager verlässt, so rücken die übrigen näher zusammen, sagt Unger; Seume ist aufgestanden, wir Übriggebliebenen müssen uns zueinander halten. Mit Tränen im Auge sage ich dies. Ihr Göschen

2. April 1811 Den Sommer über drucke ich Thümmels Werke, und damit ist meine Laufbahn vollendet. Dann bin ich Hausvater und Kleinigkeitskrämer, um das Brot ehrlich zu essen, bis ich sterbe. Durch Unternehmungen ruiniert man sich, wenigstens ich. Mein Fritz mag sehen, ob er, klein anfangend, das Werk des Vaters noch erhalten kann. Er ist jung, folglich geschmeidiger für neue Formen, und Jugend findet neue Ermunterung. Ich habe noch einige Kapitalien in meiner Handlung, die will ich abtragen und hernach spärlich von dem leben, was mir übrigbleibt, wohnend in Grimma und Hohenstädt. Leipzig ist mir zu teuer.

Ich habe alles versucht, um mich in der bisherigen Tätigkeit einigermaßen zu erhalten; ich habe sogar wieder Kalender gedruckt, aber es ist nichts mehr zu verdienen. Vielleicht kann ich für andere etwas drucken, vielleicht durch ein lokales Blatt die Pressen erhalten oder durch Nachdruck englischer Werke, da die Engländer die deutschen Werke jetzt auch nachdrucken, vornehmlich die philologischen. – Oder ich mache Essig, baue Kartoffeln und drucke Tabakszeichen und dergleichen. Könnte ich die armen Teufel, die Drucker und Setzer, dem Hungertode preisgeben, ich würde die Offizin zumachen, und dann hätte ich keine Sorgen mehr. –

Lassen Sie sich durch die Jeremiaden meines Briefes nicht irremachen. Sie wissen, ich habe so meine Launen. Aber zurückziehen werde ich mich im Ernst, weil ich es für die Pflicht eines ehrlichen Kerls halte, der mit Wahrheit ist

Ihr Sie verehrender Freund G.

Johann Carl Gross
Die Franzosen in Leipzig

Das folgende Jahr, 1810, verlief ohne eigentliche kriegerische Ereignisse, und nur in dem letzten Dritteile desselben erinnerte eine traurige Massregel, welche von der sächsischen Regierung auf Andringen von Seiten Frankreichs ergriffen werden musste, an den wenigstens faktisch noch bestehenden Kriegszustand. Am 29. Oktober erschienen plötzlich drei sächsische Kommissarien in Leipzig, nach deren Ankunft sofort die Tore geschlossen und eine Proklamation erlassen wurde, wodurch zur Ausführung der gegen den Handel mit englischen Fabrik- und Manufakturwaren sowie mit Kolonial- und andern aus dem englischen Handel kommenden Waren beschlossenen Massregeln aller Ausgang von Kaufmannsgütern aus der Stadt und den Vorstädten, ingleichen aller Transport von dergleichen aus einem Hause in das andere auf das Strengste untersagt, sodann mit Versieglung der Gewölbe verfahren und mehrere der grössten Warenlager mit Militärwachen besetzt wurden. Auch rückte ein Kommando Dragoner in die Vorstädte ein, um durch Patrouillen jeden Warentransport zu verhindern. Ferner wurden durch eine Proklamation vom folgenden Tage sämtliche Kaufleute zur Deklaration der in ihrem Gewahrsam befindlichen oder seit dem 25. Oktober abgesendeten Waren der angegebenen Art unter Androhung der Konfiskation der verschwiegenen aufgefordert und die Fabrik- oder Manufakturwaren in Beschlag genommen, von den Kolonial- und andern aus dem englischen Handel herrührenden Waren aber ein starker Impost erhoben und erst am 17. November der Handelsverkehr mit den letzteren wieder freigegeben. Am 12., 21. und 24. Dezember wurden die in Beschlag genommenen Waren auf der sogenannten Vogelwiese vor dem äussern Ranstädter Tore öffentlich verbrannt, wobei freilich, wenigstens der allgemeinen Behauptung nach, manches unschuldige deutsche Produkt als patriotisches Schlachtopfer für England den Untergang fand.

Da bei dem ganzen Vorgänge meine amtliche Tätigkeit und, soviel ich weiss, die des Magistrats überhaupt nicht in Anspruch genommen wurde, so vermag ich auch über die Spezialitäten der Verhandlung nichts anzugeben; nur das ist mir erinnerlich, dass ein in Leipzig lebender Gelegenheitsdichter namens Elger, der jeden einigermassen merkwürdigen Vorfall zum Besten seiner hungrigen Muse auszubeuten sich bestrebte, auch diesen öffentlichen Akt zum



Französische Dragoner und Jäger zu Pferde

Gegenstand einer poetischen Spekulation machte und ein Gedicht, betitelt «Die Verbrennung der englischen Waren in launigem Gewände», im Druck erscheinen liess. Allein der französische Gesandte, dem diese dichterische Missgeburt zu Gesicht gekommen war, hatte dieselbe für eine Verspottung der Sache erklärt und bei der Regierung auf nachdrückliche Bestrafung des Dichters angetragen, weshalb diese, um dem französischen Gouvernement einige Satisfaktion zu geben, Elgern auf die Festung Königstein bringen liess. Da indes die dort befindlichen Staatsgefangenen, in der Regel nur Offiziere, sich selbst verpflegen mussten, so zeigte sich sehr bald, dass Elger auf keine Weise sich zum Staatsgefangenen qualifizierte, indem er von allen Geldmitteln völlig entblösst war, so dass der damalige Gouverneur genötigt war, um ihn nicht verhungern zu lassen, ihn von seinem Tische zu verpflegen und Bericht zu erstatten, worauf 8 Groschen täglich zu seiner Beköstigung ausgesetzt wurden. Man liess ihn jedoch sehr bald wieder laufen, da die Sache in Vergessenheit gekommen war und die Regierung keine Lust hatte, diesen Staatsgefangenen länger zu füttern, was er selbst sich vielleicht gern hätte gefallen lassen.

Schon im Anfange des Jahres 1812 zogen sich die Gewitterwolken zusammen, aus welchen der bald ganz Europa erschütternde Kriegssturm losbrechen sollte, und auch unsre Stadt musste die dadurch entstehende schwüle Luft stark empfinden. Ohne noch der häufigen, schnell vorübergehenden Truppendurchmärsche zu gedenken, wurde im Monat März die Division des Marschalls Ney, zu welcher französische, illyrische und portugiesische Regimenter gehörten, in Leipzig und der Umgegend zusammengezogen, um von dem Marschall, welcher am 14. März hier eintraf, gemustert zu werden. Es war nun die Einrichtung getroffen, dass jedesmal das zu inspizierende Regiment nachmittags in der Stadt eintraf, einquartiert wurde und den andern Tag nachher Musterung vom Exerzierplätze weg sofort wieder auf die Dörfer zurückmarschierte, so dass die dadurch leer werdenden Quartiere sogleich wieder mit den ankommenden Soldaten belegt werden konnten. Allein am 24. März trafen die Quartiermacher von neuankommenden französischen und württembergischen Regimentern ein, welche alle in der Stadt einquartiert werden sollten, wodurch die Zahl der in der Stadt einquartierten Truppen auf 12'000 Mann anstieg, so dass auf die Anzeige des Quartieramts der Magistrat in der Nacht gegen 12 Uhr zusammengerufen wurde, um über die Möglichkeit, diese Truppen unterzubringen, zu beraten, und man beschloss, die Peterskirche, Johanniskirche, Börse, von Privathäusern die sogenannte grosse Funkenburg, die «Blaue Mütze», den Plencknerschen Garten, den Peters- und Ranstädter Schiessgraben, das hintere Brandvorwerk, in welchen Lokalitäten sich überall Schankwirtschaften befanden, sowie drei Universitätsauditorien zur Aufnahme der Truppen einrichten zu lassen, was noch in derselben Nacht ausgeführt werden musste. Ich wurde beauftragt, für die Instandsetzung der Johanniskirche zu sorgen, und ich kam von diesem Geschäft erst nach drei Uhr völlig durchnässt nach Hause, da es zum Unglück noch in dieser Nacht furchtbar regnete.

Nachdem nun diese Vorbereitungen getroffen waren und unter andern die Quartiermacher eines französischen Regiments die Quartierbillets auf die Quartiere des am 25. März zum Abmarschieren bestimmten portugiesischen Regiments erhalten hatten, kam auf einmal die wirklich schreckliche Nachricht, dass auf einen soeben erlassenen Befehl des Marschalls das portugiesische Regiment nicht vom Musterungsplatze aus auf die Dörfer abmarschieren, sondern für diesen Tag in seine Quartiere zurückkehren sollte. Ich, Senator Limburger und Kaufmann Dufour eilten sogleich zum Generalquartiermeister

der Neyschen Division, dem General Gourré, und beschworen ihn, diese Massregel zurückzunehmen, vorzüglich um deswillen, weil die von diesen Soldaten bewohnten Quartiere schon wieder belegt wären. Allein der General, ein kleiner, dürrer Mann von unangenehmem Äussern, welcher zufolge der «Leipziger Zeitung» vom 18. Mai 1813 in der Schlacht bei Lützen seinen Tod fand, antwortete auf alle Vorstellungen und Bitten weiter nichts als: «Messieurs, le Maréchal ne le veut pas», weshalb wir uns denn so schleunig als möglich auf den Markt verfügten, um von dem Obersten des inmittelst eingetroffenen und dort aufmarschierten französischen Regiments die Quartierbillets zurückzu erhalten und die Soldaten anderwärts unterzubringen. Der Oberst war jedoch schlechterdings nicht dazu zu bewegen, indem er behauptete, dass die Billets bereits ausgeteilt seien, was wohl auch wahr war, und so blieb endlich nichts übrig, als die Sache gehen zu lassen, wie sie wollte. Die Stadtoffiziere aber, welchen die Leitung der Quartierangelegenheiten oblag, beschworen nun mich und noch ein paar Ratsmitglieder, die wir eigentlich mit diesem Geschäft nichts zu tun hatten, uns zu ihnen auf das Quartieramt zu verfügen, um den nun zu erwartenden Sturm mit abzuhalten. Dieser blieb auch nicht aus, und wir mussten ein paar schreckliche Stunden verleben.

Kurze Zeit nach dem Abtreten des französischen Regiments und dem Aufsuchen ihrer Quartiere füllte sich der ganze Saal des Quartieramts mit französischen Soldaten, welche zum Teil mit grossem Ungestüm andere Quartiere verlangten, weil in den ihnen angewiesenen nicht mehr unterzukommen sei, sie auch nicht mit den Portugiesen zusammenliegen wollten, die überhaupt von den Franzosen sehr ungünstig angesehen wurden, und mit Quartierträgern, die furchtbar lamentierten, räsonierten, über Überlastung sich beschwerten und unter denen die zahlreichen Frauen, zum Teil wirklich in Verzweiflung, ihrem gepressten Herzen durch Weinen und laute Klagen Luft machten. Und doch konnte man allen nichts anderes erwidern, als dass man sie für den heutigen Tag zur Geduld ermahnte und sie auf den morgenden vertröstete, wo die Umquartierung erfolgen sollte, womit sie sich am Ende freilich beruhigen mussten.

Carl Gustav Carus

Arzt im französischen Militärspital

Sowie nun aber das Frühjahr weiter vorrückte, begannen auch drohende Gewitter erneuten Kriegs von allen Seiten aufzuziehen und von Tag zu Tag sich mehr zu nähern. Im März sahen wir die ersten russischen Truppen in Leipzig, und mit welchen Ungeheuern Anstrengungen Napoleon zu gleicher Zeit in Frankreich eine neue grosse Armee hervorgerufen hatte, ist tief in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet. Aber auch Preussen rüstete gewaltig, und in ganz Deutschland regte sich stärker und stärker das Gefühl, dass jetzt oder nie der günstige Moment herannahen werde, die eisernen Bande zu sprengen, welche französischer Despotismus lange und hart über unsere Gaue gelegt hatte. Schiller lebte schon nicht mehr, aber die Freiheitsgedanken, welche im «Don Carlos» und «Teil» vielfach ausgesät waren, sie hatten tief im Herzen Deutschlands Wurzel geschlagen, überall regte es sich in Schrift und Rede und Gesang, damit das Volk erwachen und seine Ketten abschütteln möge. Freiwillige erhoben sich überall, grosse freie Gaben wurden zugleich dem Vaterlande geboten, und eine mächtige Begeisterung machte sich fühlbar durch das ganze Land. Im April zogen sich gegen Leipzigs Ebenen von Ost und West grosse Heere zusammen; man erzählte von neuen Gewalttaten der Unterdrücker, in Niederschlesien hatte man für die Sache der Freiheit zu den Waffen gegriffen, und dreiundzwanzig Bürger, in solchem Beginnen verraten und gefangen, wurden dort von den Franzosen gerichtet und erschossen, kurz, die Unruhe, die Aufregung, der Hass, alles stieg auf eine Höhe, die keinen mehr in seinem gewöhnlichen Leben unangefochten lassen konnte.

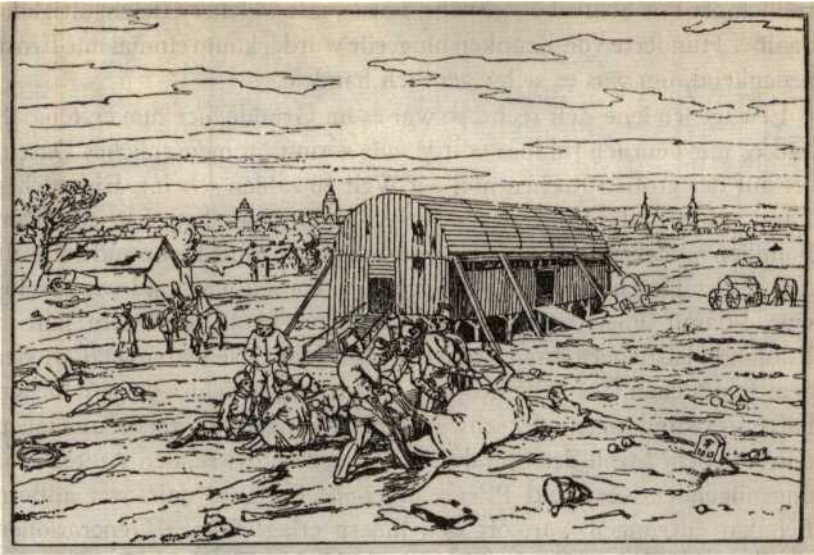
Allgemein erwartete man Anfang Mai eine Schlacht. Unsere Vorstadt konnte leicht beim Vorrücken der Gefechte gefährdet werden, und so brachte ich meine Frau, deren Umstände damals besondere Schonung forderten, nebst dem wenigen, was wir besaßen, in die Stadt zu Verwandten, und dass in solcher bewegten Zeit nun auch meine wissenschaftlichen Arbeiten mehr und mehr gestört und unterbrochen werden mussten, mag man sich leicht denken. Am 2. Mai hörte man eine heftige Kanonade, die Franzosen rückten von Merseburg her immer weiter vor, man sah die fechtenden Linien bereits vom Boden unsers Hauses, der Lärm wuchs, die Franken drangen fechtend zum Tore herein, ein paar Kanonenschüsse fielen auf unserer Strasse. Endlich war

die Stadt geräumt, sie wurde förmlich besetzt, und eine Deputation ging ins französische Lager ab, um Schonung bittend.

Aber noch blieben die Franzosen nicht, den 3. Mai zogen sie nach Lützen zu ab, und Kosaken mit preussischen Husaren rückten wieder bei uns ein, die fröhlichsten, täuschendsten Siegesnachrichten mitbringend. Zugleich hiess es, auf dem Schlachtfelde bei Lützen, wo die Deutschen den Sieg erfochten hätten, fehle es an Wundärzten, und sogleich hatten wir jüngern Ärzte uns unter der Leitung von Clarus am 4. Mai früh an der Börse versammelt, wo requirierte Leiterwagen bereitstanden, uns nach dem Schlachtfelde zu führen, wo die Tausende, in ihrem Blute liegend, nach chirurgischer Hilfe sich sehnten. Mir war es besonders ein eigenes Gefühl! Mein Bindezeug und Charpie hatte ich wohl in Ordnung, aber nie hatte ich in meinen Studien, bei der dazumal ganz schlecht versorgten Professur der Wundarzneikunde an der Universität, Gelegenheit gehabt, mich in diesem Fache praktisch zu üben. Was ich wusste, verdanke ich meinen Büchern und meinem Studium allein, und nun sollte ich auf einmal ausüben, was nur theoretisch mir eigen geworden war. Natürliches Geschick und Begeisterung würden indes doch das Ihrige getan haben, allein – das ganze Vorhaben scheiterte. Wir bekamen Order, nicht abzugehen, denn andere Gerüchte drangen heran, und nur gar zu bald bestätigte sich der abermalige Sieg des französischen Kaisers. Noch am selbigen Tage zog das Neysche Armeekorps in Leipzig ein, und tief getrübt schien wieder auf längere Zeit der Horizont für Deutschlands Hoffnungen.

Grosse Truppenmassen wälzten sich jetzt durch die von Neuem bedrängte Stadt, die Häuser waren mit Einquartierung belastet, Spitäler mussten errichtet werden, und mit Anfang des Monats Juni erging auch an mich die Anfrage: ob ich geneigt sei, die Einrichtung und Leitung eines französischen Militärspitals zu übernehmen. Mein Entschluss war bald gefasst. An ernste Wissenschaftsarbeiten war in dieser Zeit so nicht zu denken, ich las kein Kollegium diesen Sommer, meine Familie bedurfte der Unterstützung; der Gefahr der Ansteckung, der jetzt so manche Ärzte unterlegen waren, setzte ich Mut und ein höheres Vertrauen entgegen, und so erklärte ich mich bereit.

Westlich von Leipzig, an dem stillen Wasser der Parthe, liegt am Rande des Rosentals ein grosses sogenanntes Vorwerk, ein Meierhof, mit weitläufigen Ställen, Speichern und Scheunen, genannt Pfaffendorf; dort wurde mir diese für mich ganz neue Tätigkeit angewiesen, und einer der Flügel mit seinen ehe-



Französische Lazarettbaracke am Thonberg

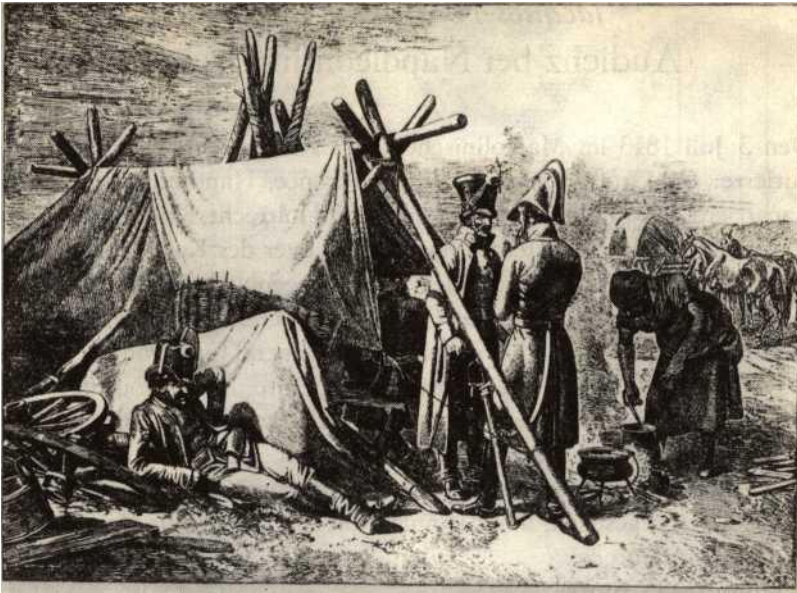
maligen Kornböden und Schuppen sollte das Lokal abgeben, aus welchem durch schnell eingezogene Wände nun Krankensäle, Pharmazie und Wärter- und Chirurgenbehausung hergestellt werden mussten.

So war ich nun mit einemmal aus den stillen Kreisen meines Hauses, meiner Studien und meiner Vorträge in ein vielbewegtes Treiben gedrängt. Die Krankensäle füllten sich rasch, und ich hatte täglich gegen zweihundert Kranke zu sehen. Den grössten Teil des Vormittags brachte ich so in meinem Spital zu und hatte oftmals auch nachmittags wiederholten Besuch dort zu geben; ausserdem versahen ein paar beigegebene r Unterärzte den Dienst, und bald fehlte es auch nicht, dass diese gewechselt werden mussten, indem sie Typhus bekamen und der eine starb. Später musste ich noch eine neue Abteilung einrichten, in welcher kranke und verwundete russische Gefangene untergebracht wurden, und nach der Schlacht von Dresden namentlich häuften sich die Leidenden in allen Abteilungen so sehr, dass der Magistrat genötigt wurde, in grösster Eile hinter Pfaffendorf noch ein eigenes weites Gebäude auf führen zu lassen, worin nun ein Spital, bloss von französischen Ärzten verwaltet, eingerichtet wurde. Im September war auch dies im Gange, und ich verfehlte nicht, zuweilen dort an

den Visiten teilzunehmen, wobei ich denn freilich oft mit Schrecken gewahr wurde, mit welcher Gleichgültigkeit da über Hunderte von Kranken hingeeilt wurde, kaum einmal mit Ernst bedenkend, um was es sich eigentlich handele.

Erwäge ich jene Zeit recht, so war es im Grunde hier zum erstenmal, dass es mir deutlich fühlbar wurde, wie gering ein menschliches Dasein oft auf der grossen Rechentafel der Welt zu zählen scheint. Ein reiches Land gab hier die Blüte seiner jungen Mannschaft her, Tausende von Familien mussten hierher senden, was lange Jahre mit Liebe und Sorgfalt und voller Hoffnung von ihnen gepflegt worden war, und wie sorglos wurde damit umgegangen! Unzählige hatten kaum vor einem Jahr in Russlands Eisfeldern ihren Tod gefunden, sehr viele waren jetzt wieder dem feindlichen Geschütz geopfert worden, und nicht wenige hatten harte Verwundungen oder schwere Erkrankungen sich geholt und lagen nun auf dem Stroh der Spitäler, grossenteils unwissenden Ärzten und ungenügender Kost und Pflege anheimgegeben, so dass, wer äussern Feinden entgangen war, oft den innern erlag! Ganze Generationen wurden so niedergemäht von dem unerbittlichen Engel der Verwüstung, und niemand war, der da schien des Einzelnen zu achten. Gewiss, es ist nicht möglich, von dem wundervollen Bau des Menschen und von der Würde der Anlagen des menschlichen Geistes einen hohen Begriff erlangt zu haben und sich nicht tief erschüttert zu fühlen, wenn man solcher – man kann es nicht anders ausdrücken – Missachtung der Menschheit in Massen gewahr wird! Und greift dies dunkle Geheimnis nicht etwa noch viel weiter! Sehen wir nicht oft die kostbarsten Blüten echt menschlicher Individualitäten und Verhältnisse auf eine rohe Weise geknechtet, zerrissen, ja gänzlich zerstört, auch ohne dass es sich dabei um Völkerherrschaften handelte! ...

Unter der Besorgung meines französischen Spitals und bei einem stillen einfachen Leben, teils mit den Meinigen, teils unter meinen Büchern, anatomischen Arbeiten und hier und da unter malerischen Studien, hatte ich den Sommer 1813 verbracht, da kam zuerst die Nachricht von der Schlacht bei Dresden, und bald darauf erfolgte der Waffenstillstand, währenddessen der Kaiser auf einen Tag in Leipzig weilte und uns in dessen Folge angesagt wurde, in den Spitälern parat zu sein, da es wohl sein könne, dass er in einem oder dem andern sich selbst umsehe. Nachmittags war grosse Parade auf dem Markt, und hier ist es, wo ich den merkwürdigen Mann zum ersten- und letztenmal in meinem Leben flüchtig gesehen habe. Sonderbar ist es, mit welcher Gewalt und mit welchem Nachhalt in solchem Fall das Sinnesorgan eine Erscheinung zu



Österreichische Offiziere im Lager

fixieren vermag! Noch jetzt, wenn ich die Augen schliesse, kann ich genau den Ort, wo der Kaiser stand und wie er stand, mir visionsartig hervorrufen! Sein Bild, gleichsam das Phantasma von ihm, besteht noch, während seine eigene Erscheinung längst in die zeugenden Elemente wieder aufgelöst ist!

Die Visite der Spitäler erfolgte nicht, doch waren die Berichte über deren Bestand vorgelegt, und der französische Oberarzt Dr. Choppart eröffnete mir bald nachher, dass nebst einigen andern Ärzten wegen vorzüglicher Krankenbesorgung auch ich für den Orden der Ehrenlegion in Vorschlag gebracht worden sei, ein Vorschlag, dem freilich damals die Umstände nicht Folge zu geben erlaubt haben. (Vierzig Jahre später wurde er mir durch Napoleon III. nachträglich verliehen.) Bekanntlich hatte der Waffenstillstand keine lange Dauer, und mehr und mehr zogen sich nun die kriegführenden Heere gleich finstern Wetterwolken gegen die weiten Ebenen von Leipzig heran.

Jacques-Ferdinand Dufour **Audienz bei Napoleon in Dresden**

Den 3. Juli 1813 im Marcolinischen Palais in der Friedrichstadt. Deputierte: Dr. Gross, Senator; Dufour-Feronce, Handlungsdeputierter; Lacarrière, Hospitaldirektor; Wagner und Moltrecht, Kaufleute. Gegen 10 Uhr morgens, unmittelbar nach dem Lever des Kaisers, wurde die Deputation vorgelassen und in demselben Augenblicke der Generaladjutant des Königs von Sachsen, General von Gersdorff, hinzugerufen, welcher auf Befehl des Kaisers neben dem General Graf von der Lobau, Adjutanten des Kaisers, der Audienz beiwohnte. Als Dufour das Wort ergriff, unterbrach ihn der Kaiser, nahm die Petition aus dessen Hand, schlug das Kuvert auf, warf es zur Erde und tat einen Blick in die Schrift, die er unstreitig vorher schon gelesen hatte. Hierauf sagte er: «Ich habe Sie zu Lützen gesehen, und Sie auch (auf Dr. Grossweisend). Sind die andern Kaufleute?»

Dufour: «Ja, Sire.»

Kaiser: «Wer ist Mitglied des Magistrats? Sie (sich an Dufourwendend), sind Sie es nicht?»

Dr. Gross: «Sire, ich bin hier das einzige Mitglied des Magistrats zu Leipzig.»

Kaiser: «Also zu Ihnen habe ich zuvörderst zu sprechen. Sie exerzieren gar keine Polizei in Ihrer Stadt. Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen. Man beleidigt mich bei Ihnen, man beleidigt meine Soldaten; man sieht meine Truppen missgünstig an. Denkt, was ihr wollt; sagt es ganz laut, wenn der Feind fort ist; aber jetzt, wo meine Truppen im Lande sind, sich so aufzuführen (wobei er oft Tabak nahm), das ist zu dumm, das ist zu dumm.»

Dr. Gross: «Sire, es ist kein Exzess vorgefallen, welcher zur Kenntnis der Polizei gekommen wäre. Es hat keine aufrührerische Bewegung stattgefunden, nicht einmal ein grosser Zusammenlauf. Ihre Truppen haben sich nicht über die Einwohner zu beklagen gehabt, welche sie im Allgemeinen gewiss freundlich behandelt haben. Vielleicht haben einige Personen aus dem Pöbel ein unnützes Geschrei erhoben, allein das hat kein solches Aufsehen gemacht, dass wir es hätten wahrnehmen können.»

Kaiser: «Weil Sie niemals wissen, was sich ereignet; weil Ihre Polizei schläft; Sie sind nicht aufmerksam, nicht wachsam, vier- oder fünfhundert

Schurken regieren bei Ihnen, und Sie lassen sie gewähren. Man hätte sie ergreifen sollen, sie auf die Galeeren schicken. Wenn Sie sie gestraft hätten, hätte ich nichts gesagt. Aber sobald ich gesehen habe, dass Sie nichts tun, dass Sie ein so unwürdiges Betragen dulden, habe ich Befehl gegeben, die Stadt in Belagerungszustand zu setzen. Man wird mich mit allen diesen Torheiten dazu zwingen, ich werde in Deutschland ein Beispiel geben müssen. Ich werde eine Stadt verbrennen müssen, um die übrigen zu schrecken. Es würde mir Leid tun; also sorgen Sie, dass es nicht die Ihrige sei, denn ich werde verfahren, wie ich sage.»

General Gersdorff: «Sire, ich kann Ew. Majestät versichern, dass diese Herren sowohl vom Magistrat als von der Handlung unschuldig sind. Auf der Universität befindet sich eine grosse Anzahl Studierender, junge Menschen aus allen Ländern, welche eine grosse Freiheit geniessen, welche diese oft missbrauchen und welche die Magistratspersonen nicht arretieren lassen können.»

Kaiser: «Durch wen wird die Polizei bei Ihnen ausgeübt, durch Sbirren?»

Dufour: «Ja, Sire, aber diese Leute dürfen keine Arretur vornehmen als innerhalb der Jurisdiktion des Magistrats oder gegen Personen, welche derselben unterworfen sind, mit Ausnahme schwerer Verbrecher.»

Kaiser: «Warum haben Sie nicht den Zeitungsschreiber arretieren lassen?»

Dr. Gross: «Sire, er war unsrer Jurisdiktion nicht unterworfen.» Kaiser: «Wieviel Gerichtsbarkeiten haben Sie also?»

Dufour: «Drei, das Amt, die Universität und den Stadtrat.»

Kaiser: «Ah, Sie haben also einen Amtmann?»

Dufour: «Ja, Sire, seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich über das Amt oder den Gerichtsbezirk von Leipzig, über das Schloss, die Pleissenburg genannt, und über einen kleinen Distrikt der Stadt.»

Kaiser: «Und der Rektor der Universität, bleibt er fortwährend im Amt?»

Dufour: «Das Amt wechselt, und er wird alle sechs Monate neu gewählt.»

General Gersdorff: «Vorzüglich von den jungen Studierenden gehen die meisten unangenehmen Vorfälle aus, welche zu Leipzig stattgefunden haben. Diese Herren (indem er auf die Deputation zeigte) sind in ihren Kontors mit ihrem Handel beschäftigt und können dergleichen Exzesse nicht verhindern.

Ich selbst habe drei Jahre in Leipzig studiert und kann Ew. Majestät versichern, dass die Gesinnung der Einwohner daselbst sehr gut ist.»

Dufour: «Ich muss doch gestehen, dass es nicht immer junge Studierende allein sind, sondern auch junge Leute aus den kaufmännischen Geschäften, Handelslehrlinge oder Handelsdiener, welche sich zuweilen unüberlegte Äusserungen erlauben, oft infolge des Lesens von Schriften, welche gallsüchtige Schriftsteller nur zu sehr in Deutschland verbreitet haben.»

Kaiser: «Da sehen Sie, Ihre Polizei kann diesem allen nicht abhelfen ... Ihr habt keine Energie bei euch, ihr habt weder Polizei noch Energie; ihr seid gute Leute, die Deutschen sind gut – eure Universität – die Universität zu Paris war ebenso zur Zeit Karls des Fünften. Diese Privilegien müssen bei euch und im ganzen Rheinbunde geändert werden. Ihr habt bei euch fünfhundert Schurken, die eure ganze Stadt kompromittieren; der Magistrat mag nur schleunig Gericht über sie halten, und die Ordnung wird hergestellt sein. Wieviel sind Sie Magistratspersonen?»

Dr. Gross: «Dreissig.»

Kaiser: «Nun wohl, die andern sind ruhige Kaufleute, die sich nur um ihre Geschäfte kümmern, aber ihr, ihr seid Magistratspersonen, an euch halte ich mich; ihr steht den Bajonetten gegenüber. Ihr und eure Familien müsst für die öffentliche Ruhe haften, bis man eine tüchtige Bürgergarde organisiert hat, die von einem geeigneten sächsischen Offizier mit Klugheit, aber auch mit Kraft kommandiert werden muss. General, bitten Sie den König, in dieser Hinsicht schleunigst Befehl zu geben. Ich werde den Belagerungszustand aufheben, sobald diese Einrichtung getroffen ist. Ich werde nicht viel Truppen bei euch lassen, denn ich will euch nicht belästigen, aber ich will, dass die Stadt ruhig sei, dass die Leute von Vermögen, von Bildung, überhaupt ehrenwerte Personen, die Ruhe aufrechterhalten und mir Sicherheit gegen den Pöbel (la canaille) geben, weil sie am meisten dabei interessiert sind ...

Ich sage euch, ihr habt nicht die geringste Energie, keine Polizei. Ihr duldet alles, das Übelwollen, die Beleidigungen gegen meine Soldaten. Wenn meine Feinde dort sind, so möge man Vivat schreien, soviel man will, aber man soll immer bedenken, dass ich den andern Morgen wieder als Sieger einziehen kann. Für den Einwohner ist es das Beste, nicht zu politisieren und sich seinen Geschäften zu widmen. Ausserdem muss man den Mut haben, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten, alles entbehren zu können, was an-

genehm und bequem ist, das Leben selbst hinzugeben, mit einem Worte, seine Meinung mit seinem Blute besiegeln. Die, welche nicht diesen Mut haben, tun besser, sich um nichts zu kümmern und die Welt ihren Gang gehen zu lassen.»

Dufour: «Sire, es gibt in Leipzig eine grosse Anzahl von Personen, welche so handeln; es ist die grosse Mehrzahl der Einwohner, ehrenwerte Familienväter, betriebsame und arbeitsame Männer, welche Ew. Majestät eine ununterbrochene Verehrung weihen, ich erlaube mir zu sagen, die einzige, welche Ihrer würdig ist, die der Reflexion (pensée) und der Bewunderung. Aber diese Personen, Sire, finden sich nicht auf den Strassen, durch welche Ihre Truppen ziehen, und bleiben unbemerkt, während eine kleine Zahl von verrückten Schreiern die Stadt kompromittieren. Demungeachtet besteht auch diese Zahl hauptsächlich aus oft sehr feigherzigen Räsoneurs, und die Räsoneurs sind nicht gefährlich.»

Kaiser (mit Wohlwollen): «Ah, mein Lieber, was sagen Sie mir da? Glauben Sie, dass ich, der Regent eines grossen Staates, das nicht wisse? Aber dergleichen Schurken können gefährlich werden, wir haben das in Frankreich gesehen. Denken Sie nur an die blutigen Kämpfe vom 2. September. Tausend oder zwölfhundert Schurken setzten ganz Paris in Furcht.»

Lacarrière: «Ich ersuche Ew. Majestät, mir die Bemerkung zu erlauben, dass die Bedienung der Hospitale, der ich vorgesetzt bin, mit viel Humanität und Genauigkeit besorgt worden ist.»

Kaiser: «Ah, das, das verlangt die Religion. Ich weiss auch, dass viele Einwohner meinen Verwundeten Brot und Früchte zugebracht haben. Das ist gut, das ist gut.»

Dufour: «Sire, als am 2. Mai wir als Deputierte nach Lützen abgingen, so geschah dieses nicht allein nach der Ansicht von uns dreien, welche die Deputation bildeten, sondern es war ein freiwilliger Entschluss des ganzen Magistrats, welcher uns dazu erwählte. Wir haben uns der Gefahr ausgesetzt, durch die Kosaken zu Markranstädt gefangen zu werden; wir haben unser Leben gewagt auf dem Schlachtfelde bei Lützen und unsre persönliche Sicherheit, als den Tag nach Ihrem Siege ein preussischer Parteigänger nach Leipzig kam, um uns auszufragen.

Alles dieses, Sire, würde nicht verdienen, Ihnen vor Augen gelegt zu werden, denn wir haben nur unsre Pflicht getan; aber der Zeitpunkt, wo wir es getan haben und wo uns der Ausgang der Schlacht durchaus unbekannt war, wird wenigstens einen unwiderlegbaren Beweis unsrer Ergebenheit für Ew. Majestät darlegen.»

Kaiser: «Ich weiss wohl, ihr seid brave Leute, und ich liebe Leipzig, denn

ihr seid die Verkäufer meiner Lyoner Seidenwaren. Auch will ich kein Geld von euch, keine Kontribution. Ich habe euren Zeitungsredakteur, welcher ein braver Mann sein soll, wieder freigelassen.»

Dufour: «Ja, Sire, es ist ein sehr rechtlicher Mann.»

Kaiser: «Ich werde den Belagerungszustand aufheben, sobald der König eine tüchtige, wohlorganisierte Bürgergarde eingerichtet hat, welche die Ruhe aufrechterhalten kann. Ich weiss, dass der Belagerungszustand im Auslande Schrecken erregt und eurem Kredit schadet. Die Kolonialwaren sind schon von jeder Beschlagnahme befreit. Der Kontinentalimpost, welcher von den während der feindlichen Okkupation eingebrachten Waren erhoben werden wird, ist von der Stadt in Empfang zu nehmen auf Abschlag der Kosten für die Verproviantierung von Wittenberg. Haltet nur eure Schreier im Zaum, denn es ist ein schlechter Geist bei euch nach dem, was der Vizekönig mir nicht verschwiegen hat...

Überhaupt bin ich mit den schlesischen Städten, namentlich mit Breslau, mehr zufrieden gewesen als mit euch. Sie sind gutmütig gekommen, um mir ihre Lage darzustellen. Wenn ich nach Berlin kommen werde, werde ich auch mit den Berlinern zufrieden sein. Die Einwohner dienen in der Landwehr, im Landsturm, das ist ihre Pflicht. Die Preussen sind meine Feinde nach dem Willen ihres Souveräns. Aber ihr, euer König ist mein Verbündeter, er ist auf meiner Seite, und wenn ihr gegen sein System euch auflehnt, dann seid ihr Rebellen. Übrigens hoffe ich, dass alles bei euch sich ordnen wird, dass die rechtlichen und braven Leute die Oberhand behalten werden. Adieu, bringen Sie ihre Polizei in Ordnung.»

Karl von Raumer

An der Seite Blüchers in der Völkerschlacht

Niemand, selbst keiner der kommandierenden Generale, konnte in den Tagen der Schlacht das Ganze überschauen und verfolgen. Der Feind hatte das Zentrum, die Stadt Leipzig, inne, rings um Leipzig ward gekämpft, so dass die Franzosen einen innern Kreis, die verbündeten Truppen um sie herum einen äussern konzentrischen Kreis bildeten. Natürlich war durch diese Stellung die Kommunikation der verschiedenen Teile des verbündeten Heeres sehr er-



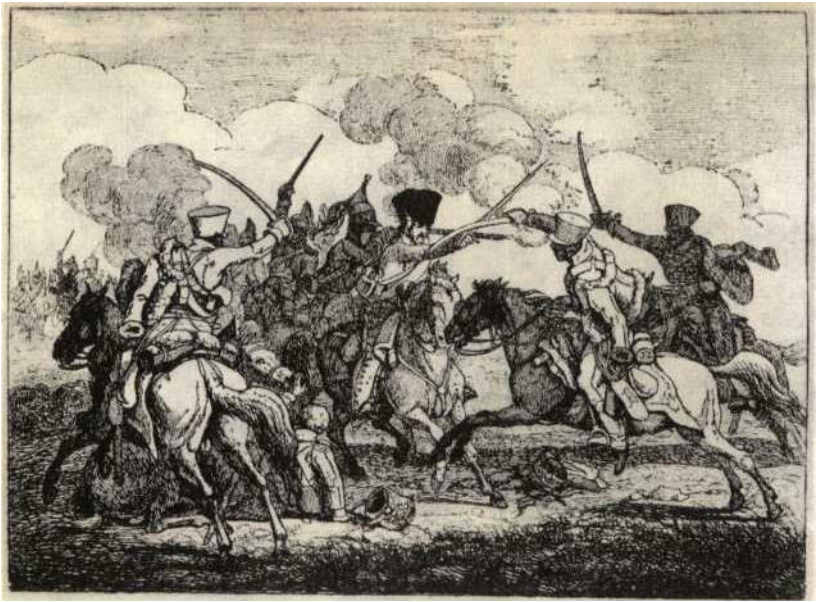
*Bauern beobachten von einem Dachboden die Kampfhandlungen
der Völkerschlacht*

schwert, doppelt erschwert ward sie ausserdem durch das von vielen Gewässern und Sümpfen durchschnittene Terrain. Das Blüchersche Heer war im Norden, das Schwarzenbergische im Süden der Stadt. Aus den angeführten Gründen würden zwei Berichterstatter, von denen der eine in diesen Schlachttagen bei Blücher, der andere bei Schwarzenberg war, zwei ganz verschiedene Berichte geben, als hätte jeder eine ganz verschiedene Schlacht erlebt.

Nach dem Gesagten wird man natürlich von mir keinen Schlachtbericht erwarten, höchstens kann ich einige Noten zum Texte andrer Berichterstatter geben.

Wir ritten früh auf die Höhen von Lütschena. General Müffling diktierte uns die Disposition, ich bewahre meine Nachschrift als Andenken. Nachdem die Truppen abgekocht, begann ein Plänklergefecht, darauf fielen einzelne Kanonenschüsse, binnen Kurzem mehr und immer mehr. Die Schlacht war hier günstig für uns, nachmittags schickte General Gneisenau unsern Steffens an den Kronprinzen von Schweden und liess ihm sagen: wir ständen auf dem Bréitenfelde, auf des Schwedenkönigs Siegesfelde.

Aber das Gefecht war bis dahin nur ein geringes Vorspiel. Der Feind warf



Ungarische Husaren greifen französische Dragoner an

sich mit ganzer Macht auf Möckern, wo sich unser rechter Flügel an die Elster lehnte. Hier kämpfte Yorck; seine ganze Infanterie bis auf eine Brigade, hatte schon mit abwechselndem Glück um den Besitz des Dorfes gerungen; zuletzt herausgedrängt, liess er dem Feldmarschall, welcher vor Möckern hielt, melden: jetzt greife die Brigade Steinmetz an, es sei die letzte. Der Kampf war furchtbar; der Feind benutzte jedes Haus bei der Verteidigung, besonders eine Ziegelscheune, in welcher ihm* die Trockenlöcher als Schiessscharten dienten. Ein Angriff preussischer Husaren brachte jedoch die französische Infanterie in einige Unordnung, worauf Yorck sogleich seine ganze Kavallerie einhauen liess. Die Gardemariniers Mar monts, welche Vierecke bildeten, wurden überritten, bald war der Feind völlig in die Flucht geschlagen. Als wir noch auf dem Schlachtfelde hielten, kam Oberst Warburg und rief: «Ich bringe einen Vogel» – es war ein französischer Adler. – Bald nachher sprengte Lord Stewart herbei und fiel dem Feldmarschall vor Freuden um den Hals.

Freilich war unsere Freude teuer erkaufte. Das Yorcksche Corps verlor an Toten und Verwundeten 172 Offiziere, 5'500 Unteroffiziere und Soldaten!

General Graf Henckel hat eine lebendige Beschreibung des gewaltigen Kavallerieangriffs bei Möckern gegeben. Er rühmt bei dieser Gelegenheit mit vollem Recht den grimmigen Mut Yorcks und weist nach, dass sein Sieg für die ganze Leipziger Schlacht entscheidend gewesen sei. Hatte doch der Kampf des böhmischen Heeres an diesem Tage einen so zweideutigen Erfolg, dass Napoleon sich den Sieg zuschrieb und deshalb in Leipzig mit allen Glocken läuten liess; was wäre geschehen, wenn Yorck nicht gesiegt hätte? Als Graf Henckel in der Nacht des 16. nach Möckern kam, herrschte eine tiefe Totenstille, alles ruhte von der entsetzlichen Arbeit des Tages. Da erblickte er einen Mann, der ganz allein beim Wachtfeuer stand, es war Yorck.

Wir ritten auf Lindenthal. Hier lagen alle Häuser voll Verwundeter, einzig der Feldmarschall fand noch Unterkommen bei einem Schmiede, das übrige Hauptquartier lagerte um ein Wachtfeuer. Am Himmel leuchteten wiederholt feindliche Feuerzeichen auf. Es war eine ernste Nacht. Jeder von uns zählte Freunde und Bekannte unter den heute gefallenen Helden; aber in die Klage über die Gefallenen mischte sich die Freude, dass ihr Blut nicht vergebens geflossen und wir gesiegt hatten. Was wird der morgende Tag bringen, wird nicht dem heutigen Siege ein grösserer folgen und Napoleons Macht zerscheitern? So sprachen wir noch lange, bis die Müdigkeit dem Gespräch ein Ende machte.

Der 17. Oktober entsprach aber unsern grossen Erwartungen gar nicht. Da die Nachricht kam, dass das böhmische Hauptheer am 17. ruhen werde und der Kronprinz mit der Nordarmee erst heute von Landsberg nach Breitenfeld marschiert sei, so musste auch das schlesische Heer diesen Tag untätig bleiben. Nur der zum Sackenschen Corps gehörige General Wassilschikoff lieferte am Tore von Leipzig den Franzosen ein Kavalleriegefecht.

Es war ein kalter Regentag. Wir ritten über das gestrige Schlachtfeld; zahlreiche Leichen bezeichneten genau die Vierecke der Franzosen, welche von der preussischen Kavallerie zusammengehauen worden.

Das Hauptquartier kam nach Wiederitzsch. Dem Feldmarschall ward das freundliche Wohnhaus eines kleinen Landguts angewiesen. Er ging hinein, nach wenigen Minuten kam er aber zurück und erklärte: da bleibe er nicht. Ich war neugierig zu wissen, was in dem Hause Abstossendes sei und ob ich nicht ein Unterkommen drin fände. Die erste Stube, in welche ich eintrat, lag voll grässlich Verwundeter, sie hatten beim heutigen Kavalleriegefecht weit klaf-

fende Gesichtshiebe erhalten. Der eine war eben gestorben; ein anderer lag im Sterben. Als ich im obern Stock unterzukommen suchte, fand ich eine Stube, welche ein Bild der Verwüstung war. Auf dem Fussboden lag die kleine Bibliothek des Besitzers zerstreut herum; das erste Buch, welches mir in die Hand fiel, war Hufelands Kunst, das menschliche Leben zu verlängern! Die Kunst ward in diesem Hause des Jammers zu Spott und in diesen Tagen der Schreckensherrschaft des Todes.

Unter meinen Gefährten auf der Streu war Major von Hedemann, der in der Nacht mit Aufträgen an den Kronprinzen von Schweden abgesandt wurde. Blücher und Prinz Wilhelm hatten mit diesem noch am Morgen des 18. Oktober eine Konferenz. Von ihnen liess er sich endlich bestimmen, an der bevorstehenden Schlacht teilzunehmen, doch nur unter der Bedingung, dass Blücher für den Tag 30'000 Mann der schlesischen Armee unter seinen Oberbefehl stellte. Wir hielten an der Parthe und sahen jenseits derselben eine zahllose Menge, die Corps von Bülow und Winzingerode vom Theklaturm auf Leipzig heranziehn. General Gneisenau beobachtete eben den Zug durch ein Fernrohr, als Major Hedemann vom Kronprinzen zurückkam und die schriftliche Schlachtdisposition desselben mitbrachte. In starken Ausdrücken sprach der über das ganze Benehmen des Kronprinzen entrüstete General seine Nichtachtung des übersandten Planes aus, dieselbe Nichtachtung bewies auch Blücher mit der Tat. Er hatte schon am 17., wie Müffling berichtet «dem General Bülow (der unterm Oberbefehl des Kronprinzen stand) durch einen vertrauten Offizier seinen Plan mitgeteilt und ihn aufgefordert, im Fall die Ordres vom Kronprinzen ausbleiben sollten, auch ohne Ordres über die Parthe zu rücken. Bülow antwortete: er werde nicht fehlen, wo es das Wohl seines Vaterlandes und Europas gelte.»

Blücher befehligte in Person jene 30'000 Mann, welche er unter des Kronprinzen Oberkommando gestellt; sie bildeten das Corps von Langeron, dessen Hauptkampf sich bei und in dem brennenden Dorfe Schönfeld hin und her bewegte. So stark hier das Kleingewehrfeuer war, so wurde es dennoch ganz durch den Donner der Kanonen übertäubt. Berichten doch französische Generale, dass ihre Artillerie am 18. Oktober 95'000 Schüsse getan, die Artillerie der Verbündeten war stärker, so dass gewiss über 200'000 Kanonenschüsse an diesem Tage fielen.

Sächsische Kavallerieregimenter gingen zu uns über, sie zogen vor Blücher vorbei. Es war der grösste Jubel, wahrlich nicht bloss, weil der Feind dadurch



Connewitz 1813

geschwächt und wir gestärkt wurden; wenn eine halbe Million kämpft, so fallen ein paar Kavallerieregimenter nicht sehr ins Gewicht; der Jubel war, dass der Krieg Deutscher gegen Deutsche seinem Ende nahte. Unsre Freude vermehrte sich, da wir an diesem grossen Tage erfuhren, dass ein bayerisches Heer unter Wrede wahrscheinlich schon seinen Marsch angetreten habe, um den Franzosen den Rückzug abzuschneiden.

Der Abend brach herein; Langeron stürmte noch einmal Schöfeld und behauptete es. Der Kanonendonner dauerte fort, und der Horizont war vom un-aufhörlichen Aufblitzen des Pulvers beständig erleuchtet. Endlich machte die Nacht dem Kampfe ein Ende, das Geschütz schwieg, auf dem Schlachtfelde ruhten zahllose Tote, und die Lebenden sehnten sich nach solcher Tagesarbeit auch nach Ruhe.

Der Morgen des 19. brach an; es war ungewiss, welcher Kampf uns noch bevorstand. Bald aber erfuhren wir, dass Napoleons Macht gebrochen sei und er den Rückzug antrete. Da erhielt der General Wassiltschikoff Befehl, mit der Kavallerie des Sackenschen Corps die abziehenden Franzosen rasch zu verfolgen; Gneisenau befahl mir und Steffens, den General zu begleiten.

Wir kamen diesen Tag leider nur bis Schkeuditz; Yorck hatte hier die Brücke über die Elster zerstört. Es ward eine Notbrücke geschlagen, über welche wir am folgenden Morgen nach Markranstädt ritten, wo Napoleon die Nacht zugebracht. Auf dem Wege stiessen wir auf eine Unzahl Flüchtlinge des feindlichen Heeres: Franzosen, Deutsche, Italiener und wie viele andere, welche Napoleon unter seinen Fahnen versammelt hatte. Sie gewährten den traurigsten Anblick; sie flohen nicht mehr vor uns, ihre Kraft war erschöpft. Truppen weise lagen sie auf der nackten Erde und starrten uns wie Blödsinnige an. Wir machten über 2'000 Gefangene. In Markranstädt erhielten wir genaue Nachricht über das Resultat der Leipziger Schlacht; wir hatten Grosses erwartet, was wir erfuhren, war aber weit über alle unsre Erwartung. Ich suchte eine einsame Stelle, um meinen Tränen freien Lauf zu lassen und von ganzem Herzen Gott für den Segen unserer Waffen und die Befreiung meines geliebten Vaterlandes zu danken.

Johann Christian Reil
Schlimme Lage der Verwundeten

AN KARL FREIHERR VOM STEIN

Ew. Exzellenz haben mich beauftragt, Ihnen einen Bericht über meinen Befund der Lazarette der verbündeten Armeen am diesseitigen Elbufer einzureichen. Ich tue dies umso williger, als in dieser tatenreichen Zeit auch die Untaten nicht für die Geschichte verlorengehen dürfen. Ich kam am 25. Oktober früh in Halle an, fand diesen von allen Seiten gepressten Ort mit mehr als 7'000 Kranken überladen, und noch strömten immer neue vom Schlachtfelde bei Leipzig zu. Es würde ein ucrxepov orpoxepov gewesen sein, wenn ich hier zu helfen hätte anfangen wollen. Ich ordnete dieserwegen für die Verwundeten an, was in diesem Augenblick das dringendste war, fand jeden Einwohner bereit, meine Vorschläge zur Hülfe der Unglücklichen ins Werk zu richten, und eilte dann Leipzig zu, um dessen Lazaretten, die wie ein Vulkan ihre Kranken nach allen Richtungen ausspien und alle guten Anordnungen in ihren Umgebungen wieder vernichteten, eine zweckmässige Ableitung zu verschaffen. Auf dem Wege dahin begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwunde-

ten, die wie die Kälber auf Schubkarren ohne Strohpolster zusammengeklumpt lagen und einzeln ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk hatten, neben sich herschleppten. Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen noch durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war.

In Leipzig fand ich ohngefähr 20'000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht imstande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauerhaften Gemäldes, von welchem ich selbst Augenzeuge war und die ich daher verbürgen kann. Man hat unsere Verwundeten an Orte niedergelegt, die ich der Kaufmännin nicht für ihren kranken Möppel anbieten möchte. Sie liegen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Masse wächst, als ihre Verderbnis abnimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ganz ins Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht und Heulen und Zähneklappern herrscht. An dem einen Pol der Reihe tötet die Stickluft, an dem andern reibt der Frost die Kranken auf. Bei dem Mangel öffentlicher Gebäude hat man dennoch auch nicht ein einziges Bürgerhaus den gemeinen Soldaten zum Spital eingeräumt. An jenen Orten liegen sie geschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der heissen Schlacht hereingetragen sind. Unter 20'000 Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemde, Bettuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Nicht allen, aber doch Einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug eingeräumt, alle sind gleich elend beraten, und dies ist das einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit Heckerling aus den Bivouacs ausgestreut, das nur für den Schein gelten kann. Alle Kranken mit zerbrochenen Armen und Beinen, und deren sind viele, denen man auf der nackten Erde keine Lage hat geben können, sind für die verbündeten Armeen verloren. Ein Teil derselben ist schon tot, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind wie nach Vergiftungen furchtbar aufgelaufen, brandig und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen.



Paunsdorf 1813

Daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der umso mehr wuchert, als Hunger und Kälte seiner Hauptursache zu Hülfe kommen.

Unvergesslich bleibt mir eine Szene in der Bürgerschule. «Ist es Ihr Geist», so rief mir eine Stimme entgegen, als ich die Tür eines Zimmers öffnete, «oder sind Sie es selbst, den mir der Himmel zur Rettung zusendet?» Und doppelte Tränengüsse, von Schmerz und Freuden gefordert, rollten über das krampfhaftige Gesicht herab. Es war ein Kaufmannssohn aus Preussen, der in der Schlacht bei Gross-Beeren verwundet, von mir im Spital des Frauenvereins geheilt und hier wieder im Schenkel verwundet war. Aber deine Hoffnung, armer Jüngling, ist eine leere Fulguration; du hast einen Strohalm in den wilden Brandungen der Zeit gehascht, der dich gegen die Wellenschläge des Todes nicht schützen wird. Das Mark deiner Knochen ist abgestorben, deine Wunden atmen nicht mehr, und der Todesengel flattert schon um deine Schläfe herum, der dich in wenigen Stunden in eine bessere Welt hinüberführen wird.

Viele sind noch gar nicht, andere werden nicht alle Tage verbunden. Die Binden sind zum Teil von grauer Leinwand, aus Dürrenberger Salzsäcken ge-



Zweinaundorf 1813

schnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschildeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt, andere werden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können und die Gelegenheit nützen, ihre ersten Ausflüge an den verwundeten Gliedern unserer Krieger zu versuchen. Einer Amputation sah ich mit zu, die mit stumpfen Messern gemacht wurde. Die braunrote Farbe der durchsäigten Muskeln, die fast schon zu atmen aufgehört hatten, des Operierten nachmalige Lage und Pflege gaben mir wenig Hoffnung zu seiner Erhaltung. Doch hat er den Vorteil davon, dass er auf einem kürzeren Wege zu seinem Ziele kömmt.

An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen Kot und Urin unter sich gehen lassen und faulen in ihrem eigenen Unrat an. Für die gangbaren sind zwar offene Bütten ausgesetzt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht ausgetragen werden. In der Petrikirche stand eine solche Bütte neben einer andern, ihr gleichen, die eben mit der Mittagsuppe hereingebracht war. Diese Nachbarschaft der Speisen und der Ausleerungen – muss notwendig einen Ekel erregen, den nur der grimmigste Hunger zu überwinden imstande ist.

Das scheusslichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmenden Büten besetzt, deren träger Inhalt sich langsam über die Treppen herabwälzte. Es war mir unmöglich, durch die Dünste dieser Kaskade zu dringen, die der Avernus nicht giftiger aushauchen kann, und den Eingang des Spitals von der Strasse her zu forcieren. Ich fand einen andern Weg zu demselben auf dem Hofe, kam in lange finstere Galerien, die mit mehr als 2'000 blessierten Franzosen garniert waren, welche durch ihr Geräusche und ihre Ausflüsse die Luft für Ohr und Nase gleich unerträglich machten. Unter dieser Masse traf ich ohngefähr 20 Preussen vergraben, die für Freude ausser sich waren, als sie wieder die Stimme eines Deutschen hörten, die sie nach der Schlacht nicht gehört hatten. «Erlösen Sie uns aus diesem Pfuhl des Verderbens», riefen sie mir aus einem Munde entgegen, «wo die physischen und psychischen Eindrücke uns in Kurzem töten müssen!» Ich versprach ihnen, dass ich sie noch den nämlichen Abend unter ihre Kameraden bringen würde.

In der Petrikirche sah ich der Verteilung des Mittagsbrots zu. Die Fleischportion wog 2 bis 4, das Brot für den Tag ohngefähr 8 bis 12 Lot. Die Suppe bestand aus Wasser, in welchem die Reiskörner gefischt werden mussten. Bier und Branntwein wurde hier gar nicht gegeben. An anderen Orten hatte er nur den Geruch des Fusels, enthielt kaum 10% Alkohol, der nicht einmal durch die Epidermis eines Kosakenmagens dringen kann. Bei dieser Massdiät, die kaum einen Südländer auf den Beinen halten kann, gehen unsere nordischen Völker in kurzer Zeit verloren, verfallen in Nervenschwäche und schwinden wie die Schatten dahin. Die Diät richtet sich nach dem Mann. Der Russe speist seinen Cozuss mit Behaglichkeit; der Magen des Pommeraners findet an einem halben Dutzend Gerstenklösse seine gemessene Arbeit, wenn das Korinthenmännchen sich denselben an einem Zuckerbrote verdirbt, das er aus den Händen seiner Lais nippt.

Ich schliesse meinen Bericht mit dem grässlichsten Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr und meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackt lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missetäter und Mordbrenner gewesen wären. So entheiligt man die Überreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind! Ob Schlawheit, Indolenz oder böser Wille die Ursache des schauderhaften Loses ist, das meine Landsleute hier trifft, die für ihren König, das

Vaterland und die Ehre der deutschen Nation geblutet haben, mag ich nicht beurteilen. An andern Orten ist ihr Schicksal günstiger gewesen, wo jedermann sich an ihr Lager drängte, auf welches ihr Kampf für die Unabhängigkeit sie niederwarf, Balsam in ihre Wunden goss, ihre Schmerzen linderte und durch Mitgefühl ihren Mut stählte. Ich appelliere an Ew. Exzellenz Humanität, an Ihre Liebe zu meinem König und sein Volk, helfen Sie unseren Braven, helfen Sie bald, an jeder versäumten Minute klebt eine Blutschuld. Legen Sie ein Schock kranker Baskiren in die Betten der Banquiersfrauen und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Kosaken mit, der für Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich ist. Diese Massregel, die gewiss Lust und Liebe zum Dinge macht, scheint mehr hart zu sein, als sie es wirklich ist. Der Kranke muss ins Bette und die Gesunden zu seiner Wartung vor demselben kommen. Wir bespötteln sonst in dem Tadel des Hottentotten, der sich ins Bette legt, wenn die Frau geboren hat, unsere eigene Inkonsequenz.

Restauration und neues Leben

1814 bis 1829

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann
Ich bin mit jedem Honorar zufrieden

AN FRIEDRICH SPEYER

Dresden, den 13. Juli 1813 Eine grössere Antipolarität in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht als Bamberg und Leipzig kann es wohl in der Welt nicht geben. Ja, ich möchte sagen: ist es in Bamberg des Guten zuwenig, so ist es in Leipzig beinahe des Guten zuviel. Aber so viel ist doch gewiss, dass man sich wie ein Fisch im Wasser, im rechten Elemente, froh und frei bewegen kann. Mein Empfang war überall über alle Massen herzlich und gemüthlich; Rochlitz und Haertel begrüsst mich wie den alten Freund, und die Herrn des Orchesters behandelten mich mit einer Artigkeit, ja mit einer Art von Submission, die mich in gewisser Art verlegen machte. Ich sah wohl ein, dass das kleine Samenkorn, was ich gestreuet (ich meine die «Musikalische Zeitung»), hier aufgeschossen und geblüht habe. – Die ganz eigene Empfindung hierbei kann ich nicht beschreiben, da mir alle Eseleien in Bamberg einfielen. Wir verstanden uns gleich, und der weise Hr. Dittmaier mag herkommen, um sich zu überzeugen, ob es möglich ist, am Flügel zu dirigieren, und ob ich das Dirigieren verstehe oder nicht. – Das Leben in Leipzig ist sehr angenehm und gar nicht so teuer, wie man es ausgeschrien. Man würde noch wohlfeiler leben, wenn nicht eine ganz fatale Einrichtung stattfände, die manchen Gulden kostet. Auf dem Markte und in der Petersstrasse gibt es nämlich sogenannte italienische Keller: Marinoni, Treiber, Rossi u.a. m. Geht man nun vorüber, so ist die Strasse vor der Türe so abschüssig, dass man ganz unversehens die Treppe hinunterstolpert; ist man unten, so befindet man sich zwar in einem sehr artig möblierten Zimmer, aber die verdammte Kellerluft – gegen diese muss man ein Glas Bischof oder Burgunder trinken und einen Sardellensalat mit Muscheln, Zervelatwurst, Oliven, Kapern, Luccheseröl usw. essen – ja, diese Einrichtung kostet manchen Gulden! –

AN KARL FRIEDRICH KUNZ

Leipzig, den 28. Dezember 1813 Leipzig hat dadurch, dass sich hier das Schicksal Deutschlands durch eine Schlacht, die so glorreich, als Napoleon nie eine erfocht, gewonnen wurde, entschieden, ein so hohes Interesse erhalten als nie zuvor; die Menschen sind, unerachtet noch so vieles zu tun, heiterer, freundlicher geworden. In den öffentlichen Häusern kehrt das alte Leben zurück, und man sieht mit freudiger Erwartung einer reichen ergiebigen Neujahrmesse entgegen. – Die Feier des Alexandertages am 24. war wahrhaft herzlich gemeint; im Theater gaben wir «Faniska» von Cherubini, und als ich vor dem Anfänge und in den Zwischenakten fleissig pauken und trompeten liess, erdröhnte das Haus von dem Vivat der Deutschen und dem Hurra der Russen.

Eben heute hat sich unser alter Seconda, der schon seit mehreren Tagen klagte, gelegt; sollte der Mann Gottes ein schöner Engel werden, so dürfte mit unserm Theater sich manches ereignen, was vielleicht auch auf mich Einfluss hätte. Doch wer kann alles vorauswissen. –

AN KARL FRIEDRICH KUNZ

Leipzig, den 24. März 1814 Meine Krankheit hat mir hart zugesetzt. Das Rheuma ist in wirkliche Gichtschmerzen ausgeartet, an denen ich periodisch und vorzüglich bei der geringsten Wetterveränderung leide – also ein lebendiger Thermometer. Der Arzt untersagte mir gänzlich das Theater sowie die Reise nach Dresden; Seconda, der sonst unbillig, grob, insolent gegen die Schauspieler ist, macht bei mir eine glänzende Ausnahme! Er hat mir bis jetzt noch nicht einen Pfennig abgezogen, bezahlt vielmehr die volle Gage die ganze Zeit seines Hierseins, unerachtet ich nur die Proben im Hause abzuhalten imstande bin und vielleicht nur künftige Woche, wenn die Witterung sich hält, dirigieren werde. Erlässt mich hier, und künftigen Herbst, wenn er wieder herkommt, trete ich, hoffentlich ganz hergestellt, wieder ins Amt. Den Sommer über bleibe ich also hier, pflege privatisierend, schreibend, komponierend usw. meine Gesundheit und muss ernstlich darauf denken, nächst dem wenigen Gelde, das ich aus Königsberg erhalte, mir einen Zuschuss zu verschaffen. – Der Roman «Die Elixiere des Teufels» muss für mich ein Lebenselixier werden! – Podagristen haben gewöhnlich einen besondern Humor – brillante Lau-



Ansicht der Petersstrasse vom Markt aus

ne –, dies tröstet mich, ich empfinde die Wahrheit, denn oft mit den heftigsten Stichen schreibe ich con amore; wird es aber gar zu toll, so nehme ich Bleistift und Pinsel und zeichne – Karikaturen der Zeit!

AN JULIUS EDUARD HITZIG

Leipzig, den 8. Junius 1814 Teuerster Freund! Vor Ablauf des Winters bin ich an einer Brustentzündung und gichtischen Anfällen, den Folgen einer enormen Erkältung im Theater, hart erkrankt, so dass es beinahe um mich geschehen gewesen wäre. Dies sowie ein unangenehmer Vorfall, der mich über meine subordinierten Verhältnisse ganz aufklärte, gab die Veranlassung, mich von Seconda zu trennen, und seit der Zeit sehe ich auch nun wieder einem besseren Schicksal entgegen, das aber wohl nicht ausbleiben wird; wenigstens habe ich nie mehr gehofft als eben jetzt. – Während der Krankheit entwarf ich allerlei lustige Zeichnungen, die in gewisser Art mich gegen den Schmerz, den ich zu erdulden hatte, im Gleichgewicht erhielten und noch überdem, da sie sämtlich in Baumgaertner den Verleger fanden, mich aus der Verlegenheit zogen. Nächst dem ging mir zu derselben Zeit ein Roman besonderer Art auf, dessen

ersten Teil ich unlängst ins Reine gebracht, mit dem es bei der Indolenz der hiesigen Buchhändler, sobald es Verlagsartikel gilt, mir aber bis jetzt hier so gegangen ist wie mit Fouqués «Galgenmännlein», indem er mir immer wieder in die Tasche kam. – Rechnen Sie es, teurer Freund, nur dem unbegrenzten Zutrauen, das ich in Ihre, wie ich weiss, unwandelbare Freundschaft setze, [zu,] wenn ich Ihnen das Manuskript mit der Bitte beilege, ob Sie bei Ihrer Verbindung mit so vielen Buchhändlern in Berlin mir nicht für das Werkchen einen Verleger verschaffen könnten? – Über das Werk selbst mag ich nichts sagen, nur rücksichts des Verlags:

1. Ich bin mit jedem Honorar zufrieden.
2. Der zweite Teil kann erforderlichenfalls in 5 Wochen nachgeliefert werden, da er nur aus dem Konzept ins Reine zu bringen ist.

Sein Sie nicht böse, teurer Freund, dass ich Sie mit dieser Angelegenheit behellige. Sie können wohl denken, dass bis auf bessere Zeiten mich die litteraria durchhelfen müssen, und das würde freilich schwer gehen, wenn ich nicht jetzt an drei Zeitschriften mitarbeitete, nämlich an der «Musikalischen Zeitung», der «Zeitung für die elegante Welt» und am «Morgenblatt». Zum letztem hat mich Cotta bei seinem Hiersein artigerweise aufgefordert, und ich glaube, dass ich das den «Fantasiestücken in Callots Manier» verdanke, von denen die beiden letzten besseren Bändchen schon im Manuskript an Hrn. Kunz versendet sind und zu Michaelis im Druck erscheinen. – Die Komposition des herrlichen Operngedichts «Undine» habe ich längst vollendet, und ich glaube, dass mir das Werk besonders gelungen. Wegen der Aufführung habe ich noch nicht einen einzigen Schritt getan, und das mit gutem Vorbedacht. – Hätte die Holbeinsche Entreprise in Bamberg noch einige Zeit fortgedauert, so würde die Oper dort ganz im Sinn des Dichters und des Komponisten auf die Bühne gekommen sein. Bei dem ganz plebejen Seconda und der mit jedem Tage sinkenden Truppe, die nun im Linksehen Bade in Dresden spielt und Pantomimen gibt, z.B. Napoleons Stolz und Sturz! (sic!), war das unmöglich, denn ausser dem Direktor, dem alles ästhetischer Unsinn (nach seinem wörtlichen Ausdruck) schien, was über die gewöhnliche Operschmiererei hinausging, wusste auch keiner der Übriggebliebenen da^ Ding nur auf irgendeine Weise zu ergreifen. – Sagen Sie mir nun, teurer Freund!, ob und wie es vielleicht möglich sein sollte, die Oper in Berlin auf die Bühne zu bringen, oder ob es geraten sein dürfte, noch einige Zeit damit zu warten?

Leipzig, den 27. Julius 1814 Geliebtester Freund! Deine plötzliche Erscheinung war, wie ich es Dir schon in Leipzig sagte, in der Tat ein heiterer Sonnenblick, der in mein Leben fiel und mich wunderbar aufregte. Dieser aufgeregten Stimmung magst Du es verzeihen, teuerster Freund, dass ich, von einer tödlichen Ungeduld, von einem gänzlichen Missbehagen an allem, was mich hier umgibt, geplagt, es nicht erwarten kann, dass Du mir schreibst. – Mir ist es, als wäre schon seit Deinem Hiersein gar lange Zeit vergangen, und jeden Posttag habe ich gelauert, ob der kanariengelbe Mann, der bei mir immer mit unglaublicher Schnelligkeit vorüberrennt, nicht einmal bei mir einsprechen würde, aber vergebens. So überzeugt ich bin, dass Deine freundschaftlichen Bemühungen für die Erfüllung meines Wunsches von dem besten Erfolg sein werden, so werde ich doch, vom bösen Schicksal bis jetzt recht herumgetrieben, oft von einer düstern Ahnung heimgesucht, dass man bei meinen gerechten Ansprüchen doch wohl mir manche Schwierigkeit entgegensetzen und ich abermals brotlos bleiben könne. Schlimm wäre es in der Tat, da ich es nun erfahren, was es kostet und wie schwer es hält, in der Kunst emporzukommen. Meine einzige Hoffnung hatte ich und habe ich auf Dich gestellt! Nimm das Billett für weiter nichts als für den Ausbruch eines recht im Innersten bewegten und beängsteten Gemüts und tröste mich bald mit ein paar Zeilen, sollten sie auch nur von Hoffnungen sprechen können. Könnte ich doch nur erst Leipzig verlassen – Du glaubst es nicht, wie schwer es hält, mich hier durchzubringen, da die Teurung mit jedem Tage steigt, so aber mit meiner Kasse in beständigem Gegensatz steht. – Doch genug von meinen schlechten Lebensverhältnissen, da mir ja doch wohl noch die Hoffnung leuchtet, aus diesem wahren Schlamm hervorgezogen zu werden.

Karl Hase
Als Burschschafter im Karzer

Ich war nun seit einem Jahr Student. In der sittlichen Erstarkung, die im Zusammenhang mit der Kantischen Philosophie das für recht Erkannte unbedingt tun wollte, zumal auch die Wohltäter, die nur an der Burschenschaft Anstoss

genommen hatten, nicht aufzufinden waren, trat ich in dieselbe zurück mit dem Entschluss, jedes Geschick mit ihr zu teilen.

Diese akademische Verbindung war am 12. Juni 1815 in Jena zunächst durch solche gegründet worden, die, aus dem grossen Volkskriege zurückgekehrt, noch mit dem Ernste desselben ein vernunftgemässeres vaterländisches Jugendleben auf der Universität begründen wollten und die Kraft hatten, mit dem Worte und mit dem Degen es durchzusetzen. Sie und von ihnen Angeregte waren eingetreten in die bestehenden Landsmannschaften und hatten so den Beschluss derselben herbeigeführt, in ihrer Besonderheit sich selbst aufgebend zur allgemeinen deutschen Burschenschaft zusammenzutreten. Diese hat sich in den nächstfolgenden Jahren auf die meisten deutschen Universitäten verbreitet, im Kampfe mit den vorgefundenen Landsmannschaften, die damals grossenteils nur mit der Absicht fröhlicher Geselligkeit unter Landsleuten und auserwählten Genossen eine despotische Herrschaft über alle andere Studierende beanspruchten, die Ehrbarkeit der Sitten oft verhöhnten, eine nur konventionelle Ehre auf den Schläger stellten und, als echte Landsmannschaften sogar auf bestimmte Werbekreise geographisch beschränkt, die Zerspaltung Deutschlands an sich selbst darstellten, so dass gelegentlich zwei Verbindungen, Mann für Mann, je nach akademischen Jahren und Würden, ohne persönliche Beleidigung einander gegenübergestellt, sich duellierten, was sie einen Kampf pro patria nannten ...

Wohl alle Burschenschaften hatten den jenaischen Wahlspruch angenommen: Ehre, Freiheit, Vaterland. In Leipzig hat man noch den lieben Gott vorgesetzt: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland; eine stilistisch nicht ganz reine Zusammenstellung, doch ohne alles doktrinäre oder pietistische Parteiwesen, wie sich das nachmals an burschenschaftliche Kreise angesetzt hat, sollte das nur auf den christlichen Grundcharakter hinweisen, und wir sind selbst einmal, die ganze Genossenschaft, zum heiligen Abendmahl gegangen, wobei doch geschah, dass über der Beichtrede, die D. Goldhorn in der Thomaskirche hielt, einer von uns, ein roher gutmütiger Gesell, sich still davonmachte und nachher, über die Ursache seines Rückzugs befragt, aussagte, es wäre doch gar so viel von Insichgehen und Würdigkeit die Rede gewesen, da sei ihm so zumute geworden, als wenn für ihn sich besser schicke davonzugehen.

Als Zweck war in der Leipziger Urkunde angegeben: «Volkstümliche Ausbildung für den Dienst des Vaterlandes, Aufrechterhaltung und Beförderung

der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung, sowohl in Beziehung auf die innern Verhältnisse der Burschenschaft unter sich als auf die Verhältnisse zu den bestehenden Behörden und zu allen Nichtstudierenden.»

Der Bücher-Autodafé bei dem Wartburgfeste, das man übermütig und unbedacht dem D. Luther nachmachte, obwohl es in Wirklichkeit nur alte Predigten, Ritterromane und andere Makulatur verzehrte, auch nur die Episode einiger Schwärmer innerhalb des hohen Festes war, hatte eine mächtige Partei gegen diese Jugend auf gereizt. Die blutige Tat Sands erwies sich zwar der Burschenschaft fremd, aber er hatte ihr angehört, war in ihren jenaischen Kreisen zur düstern Schwärmerie gesteigert worden, und seine grenzenlose Hingebung verwirrte das Urteil nicht bloss der Jugend über die Tat. Die Burschenschaft als solche hatte nichts unmittelbar Politisches an sich, sie dachte nicht an einen sofortigen Einfluss auf den Staat: dennoch hatte sie eine politische Bedeutung und würde die grösste Bedeutung erlangt haben, wenn sie, unter verständigen Schutz genommen, ihr Ziel erreicht hätte. Auch hatten wir davon ein starkes Bewusstsein, indem wir, uns ideal mit der ganzen gebildeten Jugend zusammenfassend, untereinander sagten: von uns, die wir nach wenig Jahren die Staaten und die Herzen lenken werden, wird der Sieg gesetzlicher Freiheit und die wahre Einigung unseres Volkes ausgehen. «Wer die Schulen beherrscht, beherrscht die Zukunft», und hier galt es der Hochschule, sämtlichen deutschen Universitäten, auf denen diejenigen gebildet werden, die über kurz oder lang die Beamten und Räte der Fürsten, die Richter, Ärzte und Lehrer des Volkes sind. Daher die Partei, welche damals unter den Fittichen der Heiligen Alliance herrschte und die Karlsbader Beschlüsse von 1819 hervorrief, sehr wohl gewusst hat, was sie wollte, als sie vor allem die Burschenschaft verfemte.

Innerhalb derselben brachte das altdeutsche Wesen in seinen Übertreibungen manche Lächerlichkeit zutage, und die universale Absicht, die doch nur in Jena auf kurze Zeit durchgesetzt werden konnte, liess manche Mitglieder aufnehmen, die man in ihrer Wehrlosigkeit und Harmlosigkeit bisher nicht gewohnt war, als vollberechtigte Glieder einer akademischen Verbindung zu sehen. Dennoch war es ein ideales Jugendleben, auch in seiner verkümmerten Wirklichkeit, nicht ohne Bedeutung für das, was jetzt im ganzen Volke gilt und was schon der wahrhaft vaterländische Gehalt des Jahres 1848 war, wie sich dieser Verlauf sinnbildlich darin darstellte, dass die verbotene Burschen-

schaftsfarbe, Schwarz-Rot-Gold, die uns als das alte Reichspanier galt, dessen Farben noch heute die päpstliche Schweizergarde trägt, damals das Zeichen und die Fahne des befreiten, geeinigten Deutschland geworden ist; und obwohl nur ein äusserlich Ding, wird dagegen eine andere am grünen Tisch erdachte Zusammenstellung der Farben, wenn auch geweiht in siegreichen Schlachten, schwer volkstümlich werden, wenigstens nicht, ohne dass man zunächst beide Reichsfarben nebeneinander gewähren lässt.

Ich habe den ersten Winter meiner neuen Mitgliedschaft am geselligen Verkehr noch wenig teilgenommen. Doch erfreute ich mich an den allgemeinen Versammlungen, wenn zur Eröffnung das Lied dahinbrauste: «Sind wir vereint zur guten Stunde», und in einer Versammlung von 300 bis 400 jungen Leuten war die Debatte, wenn auch oft über kleinliche Dinge, lebhaft genug und keine üble Vorschule für politische Beredsamkeit ...

Es war ein guter, bewegter Sommer, die Burschenschaft im vollen Gedeihen. Wir hatten in der Vorstadt ein Gasthaus mit grossem Saale für unsere Versammlungen und mit einem Garten, darin einen Turnplatz. Das war alles verboten, uns kümmerte das nicht. Es bildete sich eine kleine Bibliothek, eine Burschenzeitung wurde aufgelegt, zwar sehr bescheiden nur in einigen geschriebenen Exemplaren, dafür ohne Zensur besprechend, was gerade die Gemüter bewegte. Der Verein war gross genug, dass sich einzelne Kreise darin ohne feindseliges Abstossen gegen andere bildeten. In den späteren Nachmittagsstunden gingen wir über die Wiesen nach dem ziemlich entfernten Bade, dann wurde gefochten oder geturnt. So eifrig war ich im Abhärten, dass ich neben dem Bett auf dem Boden schlief, den Kopf auf einer umgelegten Stuhllehne. Das Verbindungswesen erforderte manche Stunde, aber indem ich am Frühaufstehen festhielt, und es galt als guter Ton, Fleiss und munteres Studentenleben zu vereinigen, gingen die Studien, damals theologische und politische, ihren Gang.

Ich schrieb auch eine Sammlung von Reden nieder, zum Teil in der Burschenversammlung gehalten, wo es üblich war, wenn nicht gerade Geschäftliches drängte, oder zum Eingange, über allgemeine Interessen zu sprechen. Von der Bestimmung der Menschheit fortgehend zum Zwecke des Staates, zum Geschieke des deutschen Volkes und seiner Zukunft, schlossen sie mit der Pflicht seiner Jugend für dieselbe. Mitunter stark pathetisch, fordern sie doch in politischen Dingen nichts, das nicht bereits als anerkanntes Recht oder

als berechtigte Sehnsucht aller freisinnigen Parteien gälte. Ihr Vorbild waren die Fichteschen Reden, wie diese an die deutsche Nation und zunächst in Bezug auf die Jugend, so die meinen an die Jugend selbst, die Herrscher der Zukunft, dass sie lebensfroh, aber auch todesmutig ihrer grossen Aufgabe sich würdig mache; wie jene Reden in ihrem tiefsten Grunde gegen den fremden Zwingherrn, so diese offen gegen die herrschende Unfreiheit und Zerspaltung für ein freies und einiges Vaterland ...

Die Burschenschaft war unter strenger Drohung verboten, aber in Leipzig vollkommen geduldet. Wir trugen vor aller Augen das schwarzrotgoldene Band, bei akademischen Feierlichkeiten den deutschen Rock mit der Schärpe jener Farben und das befiederte Barett, jedermann kannte das Burschenhaus, im Sommer die «Blaue Mütze» am Rosental, im Winter die «Goldene Gans» am Ausgange der Hainstrasse. In dem einen Zimmer stand unsere kleine Bibliothek, lagen neben anderen Journalen die handschriftlichen Exemplare der Burschenzeitung, an einem schwarzen Brett hingen Bekanntmachungen, Ankündigung einer Sitzung des Vorstandes, einiger Klassenversammlungen der Ausschussmänner und was sonst in einer vielverzweigten Verbindung vorkommt. Als Herbst, der im Amte des Sprechers mir gefolgt war, gegen Abend am 15. Dezember in die Tür des Burschenhauses trat, sah er den Universitätsaktuarium mit zwei Pedellen hinter sich herkommen, sprang die Treppe hinauf, riss die Zettel ab, aber bevor er sie noch in die Tasche stecken konnte, hielt ein Pedell ihm den Arm fest; hiermit hatte die Behörde eine Anzahl urkundlicher Anzeigen wider uns. Herbst erhielt sogleich Stadtarrest, drei Tage gingen noch hin, dann wurden wir beide aufs Karzer gebracht. Dies war in unserm Alten Paulinum, nur ein Tabulât tiefer, aber ich von dem Freunde getrennt durch die ganze Länge des Gebäudes. Wir hatten doch Zeit gehabt, aus unsern Papieren, die zugleich mit uns in Beschlag genommen wurden, alles Verdächtige zu entfernen, nur hatte Herbst zu seinem schweren Kummer ein Blatt übersehen, das auf den Repräsentantenkonvent bezüglich einige Namen der Landsmannschaften zur Mitleidenschaft zog, ich einen Brief, der mir nur vorübergehend Leid gebracht hat.

Das Verhältnis zur akademischen Behörde in Bezug auf Verbindungswesen war lange vor uns ein unmoralisches geworden, nicht allein durch die Schuld der Behörden und der Studierenden, sondern durch Gesetze, einst kaiserliche, dann Landesgesetze, durch welche die akademischen Verbindungen alle verpönt waren, während doch die Jugend nach Herkommen und Korporationsgeist

für ihr Recht hielt, nicht davon zu lassen, auch die akademischen Behörden dieses meist anerkennend nur zuweilen, wie es schien, aus übler Laune, oder dann eingriffen, wenn irgendeine besondere Unfertigkeit von einer Verbindung ausgegangen war. Daher galt als altväterliche Überlieferung die Rechtsfiktion, dass jeder Verbündete, der vor die Behörde zitiert wird, eben dadurch aus der Verbindung entlassen, ja nie darin gewesen sei und dass die allgemeine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, vor solchem Verhör eine sehr bestimmte Grenze habe. Ausserdem gegenüber dem Versprechen bei der Immatrikulation, nicht in eine geheime Verbindung zu treten, behelfen wir unsere Gewissen mit der Auskunft, dass die Burschenschaft keine geheime Verbindung sei und nur durch unrechtlche Bedrohungen verhindert werde, in der ihr naturgemässen Öffentlichkeit hervorzutreten. Insbesondere sahen wir die Karlsbader Beschlüsse gegen die Burschenschaft, nach denen die Mitglieder derselben (also doch wohl die es gewesen) «bei keinem öffentlichen Amte zugelassen werden sollen», für die Gewaltmassregel einer unvaterländischen Partei an, die keine sittliche Verbindlichkeit für uns begründe.

Die akademische Gerichtsbarkeit war in Leipzig bei dem sogenannten Konzilium, das aus dem Rector magnificus, dem Exrector und aus einer Anzahl Assessoren bestand, die von den vier Nationen, in welche sämtliche Dozenten verteilt waren, noch in alter Weise der Prager Universität, erwählt wurden, meist unbedeutende Magister, die Zeit und Sitzfleisch genug zu dieser Assessor hatten, denn auch die Verhöre wurden vor dem versammelten Konzilium vorgenommen; sachkundig war insgemein nur der Aktuar, der eben deshalb zu klug war, um alles zu sagen, was er wusste. Rektor war damals Dr. Müller, insgemein Kanonen-Müller genannt, vom Kanonischen Rechte, das er vortrug, wie ich nochmals erfahren habe, ein gutmütiger Mensch, aber fast unbekannt mit allem, was seit Abschluss des Kanonischen Rechtsbuches sich in der Welt zugetragen hat.

Noch frei, hatten wir im Allgemeinen einen Plan der Verteidigung besprochen, um womöglich unsere Burschenschaft zu retten, indem etwas anderes aus ihr gemacht würde; als Vorsteher wollten wir uns nicht verleugnen. Nach dem ersten Verhör, als sich die Beweismittel gegen uns einigermaßen übersehen liessen, setzte ich, angemessen meinen Aussagen, Fragen und Antworten auf, darin sich unsere Verbindung als eine harmlose Lesegesellschaft darstellte. Dieses wurde von Herbst durchgesehen, nach jedem Verhör soweit nötig vermehrt, mit diesem Frag-und-Antwort-Büchlein musste sich jeder genau

bekannt machen, der vors Konzil gefordert wurde, die Fühse wurden darüber förmlich von den Ausschussmännern examiniert. Hierdurch ergaben sich wunderbar einstimmige Aussagen. Als nachmals die Fragen wegen des Repräsentantenkonvents hervortraten, wobei unsere Ehre besonders verpflichtet schien, dass die Landsmannschaften nicht durch unsere Schuld in diese Sache verwickelt würden, da wurde dieser als eine sehr moralische Vereinigung dargestellt zur Verhütung der Duelle. Der Rektor glaubte das alles, der Aktuarium lächelte.

Wir beide Gefangene sollten zwar von der Aussenwelt ganz abgeschlossen sein, Schreibmaterialien waren uns versagt: allein da meine Aussicht in einen verschlossenen Garten ging, wurde ein Zimmer über meiner Klausur, das von Studenten bewohnt war, sogleich von Verbindungsgenossen in Beschlag genommen, und ein Bindfaden von oben brachte alle Abende jede nötige Mitteilung und Gerätschaft vor das Eisengitter meines Fensters. Herbst konnte seine Telegraphenlinie unmittelbar auf die Strasse herablassen. Für die Burschenschaft in dieser Zeit der Bedrängnis hatte Flausch-Müller eine Art Diktatur übernommen.

Anfangs bin ich mir recht wie ein gefangener Vogel vorgekommen, der Lust hat, sein Köpfchen mindestens an den Glasscheiben zu zerstoßen. Dieses sinnliche Grauen gab sich doch bald, die Weihnachtsfeiertage gingen in dieser Abgeschlossenheit hin ...

Zu dieser Zeit stellte ich einmal im Verhör vor, es sei doch eine unnütze Härte, uns so lange gefangenzuhalten in einer blossen Untersuchung, die man ebenso sicher auf freiem Fusse mit uns vornehmen könnte. Einer der Assessoren fiel mir bei: er sehe keinen Grund und kein Recht, die Herren länger auf dem Karzer zu halten. Der Rektor wandte verwundert sein Haupt, so dass der kleine Zopf, den er nach altväterischer Weise trug, fast nach vorn zu stehen kam, und sprach: «Nun, Sie werden unsere Entschliessung vernehmen.» Es währte noch zwei Wochen, und als endlich der alte Charon kam mit dem Rufe der Freiheit, hat es wieder einen Tag gedauert, ehe es wirklich dazu kam, weil an diesem Nachmittage ein Professor gestorben war, mit dessen Nachlass die Magnifizienz beschäftigt sei. Wir haben ihm das so nachgetragen, dass es eine kleine Verschwörung gab, ihn einmal abends anzuhalten und sein Zöpfchen abzuschneiden. Doch hat es keiner übers Herz gebracht, das auszuführen. Endlich am 9. Februar taten die Riegel sich auf, ich eilte auf meine Stube, da sah es aus, als wäre ich gestorben, meine Blumen, die ich so gern pflegte, waren erfroren. Dann stürzte Herbst in meine Arme, dann Robert, und von einer mun-

teren Schar begleitet, zogen wir vors Tor. Meine Knie knickten doch ein wenig zusammen, ich war sieben Wochen nicht aus dem kleinen Gemach gekommen, ausser wenn ich ins Verhör geführt wurde, es war wie nach einer Krankheit, ein glückliches Gefühl der Genesung, der Freiheit, so wieder für sich selber zu sein in der frischen Luft. Das Leben wäre sehr schön, wenn man's nicht durch den bitteren Gegensatz erkaufen müsste oder sich's bewahren könnte, dieses jubelnde Gefühl des Lebens, das nichts bedarf als eine unverschlossene Tür.

Die Untersuchung ging noch immer fort, aber auch unser Verbindungsleben, nur etwas vorsichtiger. Ich begann wieder meinen Morgenfleiss, die Nachmittage ging ich doch meist mit guten Gesellen auf eins der umliegenden Dörfer. Wir hatten zwar Stadtarrest, aber wir erbaten uns bald diesen, bald jenen Ort zum Besuche und fassten dieses so auf, als sei die Gestattung gleich für alle Tage gegeben, so dass wir in Kurzem die ganze Umgegend frei hatten

...

Das Ende des Semesters war nahe herangekommen. Winer hatte die Dogmatik beschlossen mit der Ermahnung zu einer auf philosophische, geschichtliche und klassische Studien gegründeten gründlichen Forschung in der Heiligen Schrift nach dem Vorbilde von Ernesti und Morus. Ich hatte dem Pfarrer in Schönefeld versprochen, die Predigt am nächsten Sonntag zu halten. Freitag vorher hielt die Burschenschaft den Abschiedskommers auf der «Funkenburg», ohne, ich weiss nicht warum, die übliche Erlaubnis erbeten zu haben. Mitten im Gesange, in der Freude und Wehmut dieser Festlichkeit, traten die Pedelle ein und geboten im Namen Seiner Magnifizenz, sofort nach Hause zu gehen, da jeder Kommers verboten sei. Darüber entstand grosse Entrüstung, es war nahe daran, die Störenfriede hinauszwerfen; wir beschwichtigten die Menge, und ich redete den Pedellen zu, sie sähen, dass es nicht ohne unglückliche Gewalttaten abgehen würde, sie selbst möchten doch irgendwie es vermitteln, dass wir harmlos unsere Lieder singen, unser Bier trinken und von unsern scheidenden Freunden Abschied nehmen könnten. Sie verliessen uns denn auch, aber am nächsten Morgen 7 Uhr erschien bei mir ein Pedell mit dem alten Freund Fähmann, mich wieder aufs Karzer abzuführen. Es war mir nach der früheren Erfahrung sehr unbehaglich, doch behielt ich guten Mut, fuhr fort, meine Predigt zu memorieren, und bedrohte den Karzerwärter, wenn ich nicht freigelassen würde, so würde ich morgen früh die Predigt vor ihm halten. Zum Glück hatte an diesem Morgen das Konzilium seine gewöhnliche

Sitzung. Der Rektor hielt mir vor, dass ich einen Kommers veranstaltet hätte, ungesetzlich und widersetzlich. Ich erwiderte, dass ich ihn nicht veranstaltet, sondern nur bei unerwarteter Störung zum Frieden geredet habe, dass es aber auch gar kein Kommers gewesen sei, sondern wir hätten nur mit unsern abgehenden Freunden einen Labetrunk gehalten; hätte man einen Kommers halten wollen, so hätte ja nichts entgegengestanden, die Erlaubnis Sr. Magnifizenz zu erbitten, da sie unbedenklich erteilt worden wäre.

Da sah man das Zöpfchen noch einmal sich schwenken in ernster Missbilligung. «Nimmer wäre ein Kommers erlaubt worden, als welchen zu halten durch kurfürstliches Mandat von 1784 gänzlich verboten ist.»

«Aber Ew. Magnifizenz haben doch zu Anfang des Semesters einen Kommers willig gestattet.»

«Niemals einen Kommers! Ich habe erlaubt, dass die Herren mit Musik ihre Lieder singen, dazu bescheiden trinken, da man über dem Singen Durst bekommt, auch dass zur Erhaltung guter Ordnung mit einigen Rapiere das Zeichen zum Gesange gegeben werde, aber nie einen Kommers!»

Nun hatte ich Oberwasser und konnte mich auf das Zeugnis der Pedelle berufen, dass auf der «Funkenburg» eben nur dieses geschehen, also die Anschuldigung eines Kommerse eine Verleumdung sei. Diesmal lächelten auch die Assessoren, ich wurde entlassen und hielt am nächsten Morgen in Frieden meine Predigt.

Am 3. April wurden wir vor das Konzilium gefordert an 30 Mann, auch einige von den Landsmannschaften, zur Eröffnung des Urteils. Dasselbe sprach gegen die Einzelnen, je nachdem sie sich hatten herausreden können, von 3 Tagen Karzer in allmählichen Abstufungen bis zu 4 Wochen, nur Herbst und ich erhielten als «wegen Teilnahme an unerlaubten Verbindungen» das Consilium abeundi, d.h. den Rat fortzugehen, der freilich binnen 24 Stunden befolgt werden muss, die mildere Art der Wegweisung. Wir waren das alle sehr zufrieden. Die Burschenschaft blieb unversehrt. Ich hatte ohnedies gewünscht, noch eine andere Universität zu besuchen, und wäre bei der Spärlichkeit meiner Einkünfte ohne solch eine Katastrophe schwerlich dazu gekommen.

Heinrich Leberecht Fleischer **Ein Studentenumult**

AN SEINEN VATER

9. September 1821 Im Anfang dieses Monats gab es auf unserem sonst im Ganzen zu ruhigen Musensitze gar tumultuarische Auftritte. Es war nämlich eine Bierschenke vor dem Ranstädter Tore wegen unfeiner Behandlung einiger Studenten in Verruf getan worden. Kurze Zeit drauf kommen ein paar andere Studios, die davon nichts erfahren haben, hin und müssen sich nun zur Strafe für ihre Unachtsamkeit vor aller Gäste Augen mit Schimpf und Schande von dem Herrn Wirte selbst, der nicht versäumt hatte, seinen groben Witz an ihnen auszulassen, zurechtweisen lassen. Dies machte Furor unter den unruhigen Köpfen. Um ein furchtbares Strafexempel an dem Frevler zu statuieren, wird ganz in der Stille beschlossen, an einem Abend seine Boutique förmlich mit vereinten Kräften zu stürmen und ihm die Fenster einzuwerfen. Aber zum grössten Unglück liessen es sich einige, die vermutlich die Freude nicht erwarten konnten, noch bevor die Sache allen mitgeteilt und das ganze Arrangement getroffen war, einfallen, eines Abends mit dem gewöhnlichen Rufe: «Burschen raus» das Trauerspiel zu eröffnen. Da war denn aber den unzeitigen Schreibern, die in zu geringer Anzahl vorhanden gewesen waren, als dass sie hätten Widerstand leisten können, die Polizeiwache zu früh über den Hals gekommen; es hatte flache Hiebe und Kolbenstosse gesetzt, und einige, die nicht schnell genug gewesen waren, hatten sich als Gefangene mit auf die Polizei nehmen lassen müssen. Aber anstatt das entglommene Feuer zu dämpfen, fachte diese Niederlage das Feuer erst recht an. Den Abend darauf, den 28. August, hatte sich, während unsere hebräische Gesellschaft ruhig ihre Exercitia begann, in unserer Nähe auf dem Paulinerhofe eine ungeheuer grosse Schar kampflustiger Musesöhne versammelt, und eh wir's uns versahen, stürzte der ganze Haufe, jedoch wohl eingeteilt und geordnet, die Senioren der Landsmannschaften und der Burschenschaft und andere tüchtige Kerls mit blankgeschliffenen Schlägern und Rapiern an der Spitze, mit dem wohlbekannten Rufe: «Burschen raus! Preat Police!» aus dem Universitätshofe heraus, unter dem Lichte der Laternen, welches sich in den geschwungenen Schlägern brach und den meist vermummten Gestalten ein noch abenteuerlicheres Ansehen gab, die Grimm-

sche Gasse hinunter und weiter fort. Um den Nachzug zu decken, waren einige zwanzig Bewaffnete an das Ende des ganzen Haufens postiert.

Dr. D. Winer liess sich indessen durch den Lärm der abziehenden Studenten in seinem Examen nicht eben stören; jedoch dass mit dem Zurückkehren auf unsere Plätze nicht ebenso die alte Aufmerksamkeit zurückkehrte, kannst Du leicht denken. Ich war daher nicht wenig auf das gespannt, was mir Jacob nach meiner Nachhausekunft zu berichten haben werde. Dieser Bericht, den ich nun auch wirklich bald genug aus mehr als einem Munde erhielt (denn es hatten sich nach der Affäre einige unserer Bekannten mit Jacoben in unser Logis zurückgezogen), fiel dann nun ziemlich traurig für den armen Bierschenken aus und lieferte ein warnendes Beispiel von den Exzessen gereizten Jugendmutes. Nachdem nämlich der arme Mann, im Voraus benachrichtigt von dem nahenden Unglück, dreimal vergeblich nach der Polizei geschickt hatte, der das ihr gebrachte donnernde «Pereat» während des Vorbeiziehens vor ihrer schwarzen Höhle zu schwer aufs Herz gefallen sein mochte, war der wütende Schwarm, den die zitternden Stadtsoldaten ungehindert durch das gesprengte Stadttor hatten ziehen lassen, bei dem Richtplatz angelangt; die Vordersten, mit Hiebern Bewaffneten, hatten die Tür und die Fensterladen aufgesprengt, und nachdem sie sich durch Nachsuchungen davon überzeugt hatten, dass keine Polizei im Hause sei, war es über die Spiegel, Gläser, Teller, Tabakspfeifen, über die Billardtabelle in der Wirtsstube und alles andere, was ihnen in den Wurf kommt, hergegangen, so dass bei ihrem Abzüge das ganze untere Stockwerk wie von Türken und Kroaten verwüstet ausgesehen hatte. Dass dabei kein Fenster ganz geblieben war, versteht sich von selbst. So nach vollendeter Arbeit geht der Zug wieder in der grössten Ordnung – denn auf Unruhistiften in der Stadt selbst war ein «dummer Junge» gesetzt gewesen – über die Hainstrasse auf den Markt zurück; hier bildete er auf das Kommando der Senioren einen grossen Kreis, es wird der akademischen Freiheit ein dreimaliges Vivat gebracht, ein Spottlied auf die Polizei gesungen – und sodann verteilt sich die ganze Versammlung in kleinern Corps auf die einzelnen Strassen und in ihre Logis.

Die Folgen von diesem Exzess waren erstens ein strenger polizeilicher Befehl, dass jeder Hauswirt bis auf weiteres sein Haus jeden Abend um 8 Uhr schliessen und nur Leute, die notwendige Geschäfte zu verrichten hätten, aus und ein lassen sollte, zweitens starke Polizeipatrouillen, die abends die Strassen durchzogen, drittens das Einrücken eines Detachements Husaren in unsere

Stadt und viertens strenge Nachforschungen von Seiten des Universitätskonzils und, als dieses den ganzen Handel abgegeben hatte, der Polizei selbst. Letztere versprach jedem Hauswirt und jeder dienenden Person, die mit Bestimmtheit nachzuweisen imstande wäre, dass bei ihnen logierende Studenten an dem Exzesse oder an andern Insultierungen der Polizeiwachen durch Schreien, Singen und Pfeifen zu den Häusern heraus teilgenommen hätten, 10 Taler Belohnung. Auch hat wirklich, soviel man jetzt weiss, ein verräterischer Besen sich durch dieses Sündegeld verlocken lassen, zwei Studenten, welche jetzt noch sitzen, anzugeben. Die Untersuchungen werden noch jetzt eifrig fortgesetzt, und fast täglich sind bisher Nachrichten von Verhaftungen eingelaufen. Ein paar Relegationen werden mutmasslich der ganzen Sache ein Ende machen.

Friedrich Johannes Frommann **Buchhändlerbörse und Börsenverein**

Das frühere Messleben und die alte Börse kenne ich seit der Ostermesse 1816, die ich zum ersten Male als Lehrling meines Vaters mitgemacht, auch abwechselnd mit seinem damaligen Gehilfen auf der Börse gerechnet habe und die mir unvergesslich ist, weil sie nach den langjährigen Kriegen nicht bloss im Buchhandel, sondern mehr noch in allen andern Geschäftszweigen das Aufatmen nach dem schweren Drucke zeigte.

Wir Buchhändler pflegten am Ende der Böttcher- oder zu Anfang der Jubilatewoche in Leipzig einzutreffen und fanden auf unsern Handlagern, wo wir auch wohnten, ausser dem uns erwartenden Markthelfer Berge von Remittendenpaketen. Diese wurden nämlich weder vom Kommissionär ausgepackt noch nach Hause geschickt, weil man die teuren Frachten scheute, sondern am Ende der Messe in den Leipziger Niederlagen aufgestapelt, deren Mietzins noch zu erschwingen war in der nicht so oft wie jetzt getäuschten Hoffnung, dass sie noch abgesetzt würde. Im schlimmsten Falle wurde in Leipzig selbst Makulatur gemacht und verkauft – eine Nebenbeschäftigung für den Markthelfer. Das erste war nun, dass die Firma herausgehängt ward, woran sich freilich die lästige Verpflichtung knüpfte, Stättegeld zu bezahlen in der Voraus-



Der Antiquar auf der Leipziger Messe

setzung, die von jeher wenig, später gar nicht zu traf, dass auf der Messe auch Handverkauf getrieben würde. Wagner aus Neustadt a.d. O. hat indessen von seinem Volkskalender, dem beliebtesten im ganzen Königreiche Sachsen, an die Buchbinder in den Michaelismessen einen sehr bedeutenden Absatz gehabt, bis die Abtretung des Neustädter Kreises an Weimar dem ein Ende machte.

Nun ging's an das verdriessliche Geschäft des Remittendenauspackens, und wenn man glaubte, fertig zu sein, schleppten die Markthelfer des Kommissionärs immer neuen, in Handballen zusammengeschnürten Vorrat an, denn die meisten Remittenden trafen erst in der Messe ein, wie denn Jügel in seinem launigen Gedichte einen Markthelfer sagen lässt: «Hier sind Nummer eens und viere, zwee sein noch im Quartiere.» Zu einer angenehmen Unterbrechung dienten Antrittsbesuche bei buchhändlerischen Leipzigern und auswärtigen Freunden, beim Bankier und bei befreundeten Leipziger Familien. Auch wurde

man selbst bei der Arbeit durch Besuche erfreulicher oder unerfreulicher Art gestört, z.B. die Papiermüller, z.B. Grau und Wetzstein von Hof, für Velinpapier J. J. D. Rudolph Imhof von Basel und Schertz von Strassburg, die nie verfehlten, ihre Aufwartung zu machen, denn Papierhandlungen gab es in Leipzig meines Wissens noch nicht. Daneben wurden der eigne Verlag und besonders die Neuigkeiten ausgeliefert, denn darauf liessen sich während der Messe die Kommissionäre nicht ein, oder man liess es sich auch selbst nicht nehmen. Viele in entfernten kleinen Orten Wohnende mussten sich mit ihrem Hauptbedarfe von der Ostermesse zur Michaelismesse und umgekehrt im Voraus versorgen, weil es nur zu diesen Zeiten direkte Frachtfuhren gab, wie das bis zu Anfang dieses Jahrhunderts mit meinem Geburtsort Züllichau der Fall war, von wo Tücher zur Messe, Bücher zurückgebracht wurden. Glücklicher, wer nach harter Arbeit mit dem Auspacken und Einträgen der bis dahin eingelangten Remittenden am Mittwoch oder Donnerstag nach Jubilate, wo die Börse eröffnet wurde, zur Abrechnung gerüstet war!

Froh, sich so weit durchgearbeitet zu haben, zogen also in der Jubilatewoche die Auswärtigen aus ihren Standquartieren in der Ritterstrasse, am Nikolai-kirchhof, der Grimmaischen Gasse, dem neuen und dem alten Neumarkt (jetzt Universitätsstrasse) usw. durch die Torfahrt in den Hof des Paulinums. Rechts von dem langen dunklen Gange, in welchem die alten Wandmalereien wieder aufgedeckt worden sind, war eine Tür und daneben ein Fenster. Durch diese Türe kam man in einen langen Saal, der nur an der rechten Seite Fenster und an den beiden Langseiten Estraden hatte, die sich etwa eine Elle über den Boden erhoben und nicht ohne einige Anstrengung zu erklimmen waren.

Die Leipziger Messfreiheit, vor der auch die Heiligkeit des Sonntags weichen muss, gestattete der Universität, dieses theologische Auditorium für den ersten Teil der Messe den fremden Juden als Synagoge zur Benutzung zu überlassen. Einheimische gab es nicht in Leipzig. In der Jubilatewoche zogen dann die Buchhändler mit ihren «grossen Büchern und kleinen Beuteln» ein, wie jener Zeitungsbericht spöttlich gesagt hat. Der ganze Saal war mit Tischen gefüllt, jeder mit zwei Stühlen hüben und drüben, auch die Estraden waren gerade breit genug, um jede eine lange Reihe von Tischen aufzunehmen.

Beim ersten Eintritt in den Saal durch jene Türe wandte man sich gleich rechts an das einzige Fenster nach dem Pauliner Hofe zu, an dem der alte Horvath seinen Tisch hatte, und zahlte ihm einen Kronentaler Eintrittsgeld. Ob nicht vielleicht mitunter einer damit durchbrannte, weiss ich nicht. Auf der

Karte stand die Firma des Zahlenden, von Horvaths Hand deutlich geschrieben und mit seinem Stempel versehen. Sie wurde aufgehoben und in jeder Messe von Neuem mit dem Stempel bedruckt. Die grossen Sortimentler kamen fast alle selbst zur Messe, rechneten meist auch selbst oder liessen ihre ersten Gehilfen abrechnen; sie waren sehr gesuchte und umstandene Leute, nicht geringere Matadore als die grossen Verleger, fast alle waren auch zugleich Verleger. Viele hatten auch ihre bestimmten Tische, auf die sie sich ein Vorzugsrecht ersessen hatten... Hatte man nun seinen Mann gefunden, Platz genommen und die Bücher aufgeschlagen – Abschlussbücher waren noch nicht erfunden –, so begann man: «Meine Seite» ... «Ihre Seite» – «Stimmt» oder «Stimmt nicht». In letzterem Falle ging's ans Konferieren der einzelnen Posten, was selten zum Ziele führte, worauf es hiess: «Zahlen Sie nach Ihrem Buche, wollen die Differenz von Hause abmachen.» Wer aber recht erpicht war, soviel Conti wie möglich auf der Messe konform abzuschliessen, auch die Verlangzettell des vorigen Jahres mitgebracht hatte, der bestellte den andern auf den andern Tag, um seine Beweismittel vorzulegen; die Sitzung ward aufgehoben, und der Tanz ging später von Neuem los. War man nun mit Abrechnen fertig, so wurde um die Höhe des Übertrags gemarktet, dann um den Kurs, zu dem die Dukaten oder Louis d'Or anzubringen waren. Damit war's aber noch nicht vorbei, denn nun brachte jeder seine Novitätenliste vor, und der andere zeichnete, was er davon brauchen zu können glaubte, wobei der Verleger die Vorzüge seiner Artikel hervorhob. Das Verlangte ward noch in der Messe expediert. Zuallerletzt kam es dann unter den Bekannten – und es kannten sich fast alle – noch zu einem gemüthlichen Schwatz über dieses und jenes Geschäftliche und Nichtgeschäftliche ...

So ging's in der alten Börse her. Es mag jetzt manchem etwas kindlich erscheinen, aber wir dürfen nicht vergessen, dass die damaligen Männer und Greise es gewesen sind, die unter dem schweren Drucke der Fremdherrschaft und Geldarmut den deutschen Buchhandel aufrechterhalten und mit Gefahr des Verlustes ihrer Habe, ihrer Freiheit (Becker), ja ihres Lebens (Palm) an ihrem Teile die deutsche Literatur und vaterländische Gesinnung gepflegt haben, ohne Mut und Gottvertrauen zu verlieren.

Auf der alten Börse waren auch fast nur Auswärtige zu sehen, diese jedoch im Verhältnis zur Zahl der damaligen Firmen meist vollständiger als jetzt, wenige Leipziger zugegen. Die Sortimentler unter diesen erwarteten, dass man kä-

me, um sein Geld zu holen, manche waren froh, wenn man nicht kam; für die Kommissionäre, obgleich ihre und ihrer Kommittenten Zahl viel kleiner war als jetzt, hätte es an Raum gemangelt, und die grossen Verlagshandlungen, die niemand entbehren konnte, wie Weidmanns-Hahn, warteten ruhig ab, bis ihnen die Saldi gebracht wurden. Für den nach damaligen Begriffen weiten Weg in die Petersstrasse zur Baumgärtnerischen Buchhandlung ward man aber durch ein eingeschicktes Glas Wein belohnt. Das lästigste und zeitraubendste war das Rechnen bei den Kommissionären, denn da trafen manchmal fünf bis sechs Unglückliche zusammen, von denen natürlich immer nur einer rechnen konnte, während die andern sich im Laden herumdrückten, worin das Geschäft seinen unruhigen Fortgang nahm; man war froh, wenn man auf Paketen zum Sitzen kam. Wer weiterging und sein Glück woanders versuchte, verlor meist noch mehr Zeit, als wer geduldig ausharrte, denn dort fand er's vielleicht nicht besser.

Die Zahlungslisten gehörten auch unter die alten Weitläufigkeiten. Wie jetzt noch wurden sie von den Auswärtigen in doppelten Exemplaren eingesandt; auf beiden musste jeder, der eine Zahlung empfing, eigenhändig quittieren, wobei die Unterschrift mitunter auch an eine falsche Stelle geriet. Zugleich notierte sich der Empfänger jeden Posten selbst in sein Buch, dann summierten er und der Kommissionär, was nicht allemal stimmte, also neue Umstände! Dafür hatte der zahlende Kommittent nur das Vergnügen, eine Sammlung von Unterschriften auf der an ihn zurückgehenden Zahlungsliste zu besitzen – weiter nichts! Der alte Kummer wagte es zuerst, gedruckte Zahlungslisten mit den Saldos seiner Kommittenten auszufüllen und bloss diese quittieren zu lassen. Er verdiente auch als Kommissionär die warme Anerkennung, die ihm nach seinem Tode sein Schüler Th. Enslin zollte. Papiergeld war damals nicht in Umlauf, wo also nicht in Gold bezahlt wurde, bekam man für grössere Posten eine Anweisung auf die Kasse des Kommissionärs, oder dieser schickte den Betrag am andern Morgen durch seinen Markthelfer, der natürlich ein gutes Trinkgeld bekam. Ein sehr häufiges Zahlungsmittel waren damals grosse Hunderttalertüten mit lauter einzelnen Groschen, ganz bedeckt mit den Namen aller, durch deren Hände sie gegangen waren. Wehe dem, in dessen Händen die morsch gewordene Hülle platzte und der dann den ganzen Groschenhaufen durchzählen musste!

War nun die eigentliche Messarbeit überstanden, wozu nach Stiftung des Börsenvereins noch die Wahlen für die Mitglieder des Vorstands und der Aus-

schüsse kamen, so blieb zum Schlusse noch die saure Aufgabe der Inventur des Leipziger Lagers, das viel vollständiger zu sein pflegte als jetzt, wobei man oft mit Schiller nicht freudig dankend, sondern seufzend sagen musste: «Er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlt kein teures Haupt.»

Das waren die Mühseligkeiten der früheren Messen, es fehlte ihnen aber auch nicht an Lichtseiten und Freuden. Schon während des Wartens auf einen stark belagerten Kollegen an der Börse und bei den Kommissionären gab es manches freundschaftliche und nützliche Gespräch, wobei etwas zu erfahren und zu lernen war; beim Mittagessen, das nicht wenige sich vom Markthelfer ins Quartier holen liessen, hielt man sich nicht lange auf, aber dann ging's zum Kaffee in Rudolphs Garten, gegenüber der Pleissenburg, so sich alle Schattierungen zusammenfanden, auch Leipziger Kollegen, zum Teil mit Frauen und Töchtern. Auch die Auswärtigen brachten mitunter die Ihrigen mit, wie denn die kleine Frau des alten Hammerich ihm fleissig half und munter die Leiter im Handlager hinaufkletterte, um ein verlangtes Buch zu holen. Sonnabend-nachmittag strömte alles aus Rudolphs Garten in die nahe Thomaskirche zur Motette. Des Abends, nach überstandener Last und Hitze (oder auch Kälte) des Tages, liess man sich's wohl sein mit den lieben Kollegen, auch wenn man sich auf der Börse mit dem einen oder dem andern gestritten hatte, in Treibers (Aeckerleins) Keller – wenn man nämlich so glücklich war, bald einen Platz zu finden, denn es kam auch vor, dass man viertelstundenlang hinter einem Stuhle stehend warten musste, bis der darauf Sitzende mit seiner Portion fertig war. Überreichlich waren diese freilich trotz der hohen Messpreise nicht. Später zog sich der Kreis meiner nähern Bekannten ins Hotel de Russie und ins Hotel de Bavière. Trotz der deutschen Befreiungskriege, wie jetzt trotz des Siegeszugs bis Paris, sind die «Hotel»-Besitzer welsch geblieben. Wir waren aber in diesen Hotels auf gut deutsch fidel, liessen uns nichts abgehen, diejenigen nicht ausgenommen, welche zu Hause das einfachste Leben führten. Es herrschte ein vertraulicher, kameradschaftlicher, fast burschikoser Ton, und einer unserer Vormänner, Fr. Perthes, gehörte zu den Muntersten. So wuchs die Buchhändlerwelt zusammen, Verleger und Sortimenten standen sich persönlich nahe, und in dem jährlichen, beinahe monatlichen Zusammenleben erwuchs gar manche Freundschaft fürs Leben, wurden Duzbrüderschaften geschlossen, wie z.B. Perthes und Reimer sich duzten. Als dieser die Weidmannsche Buchhandlung und Bosens Garten gekauft und jene seinem Sohne Karl

und seinem Schwiegersöhne Hirzel abgetreten hatte, bildete sich in seinem Hause ein eigener Kreis von Anhängern. Die Leipziger Kollegen liessen sich auch nicht lumpen, beschränkten sich nicht einmal auf die splendiden Kommittentenschmäuse; bei den Brüdern Brockhaus konnte man später halb Leipzig, Professoren und andere einheimische und fremde Notabilitäten versammelt finden.

Bis 1792 mussten die zur Messe kommenden auswärtigen Buchhändler unter sich und mit den Leipzigern in ihren Wohnungen abrechnen, was bei der kleinen Zahl der damals in Leipzig bestehenden Handlungen zwar möglich, aber trotzdem sehr beschwerlich und zeitraubend war. P. G. Kummer war zur Zeit, als er sein Geschäft anfang, der dreizehnte Buchhändler in Leipzig, wo 1873 sich die Zahl der zum Verein derselben gehörigen Firmen auf mehr als 300 beläuft. Damals prophezeite ihm der Aberglaube an die Unglückszahl baldigen Untergang. Er machte aber diese Prophezeiung mit Gottes Hilfe nicht nur zuschanden, sondern war auch der erste, der für die auswärtigen Kollegen im obengenannten Jahre ein gemeinschaftliches Lokal zur Abrechnung im Richterschen Kaffeehause in der Katharinenstrasse mietete und einrichtete. Die Sache hatte jedoch nur kurzen Bestand, die alte Not kehrte wieder, bis 1797 C. Chr. Horvath aus Potsdam das grosse theologische Auditorium mietete und zur Buchhändlerbörse für die Ostermessen einrichtete. So blieb es Privatunternehmen bis 1824, wo die Auswärtigen, voran Fr. Campe aus Nürnberg und B.F. Voigt aus Ilmenau, es zu einem gemeinschaftlichen machten und im folgenden Jahre (30. April 1825) einen Verein bildeten, der nachstehende Börsenordnung beschloss:

1. Die von den auswärtigen Buchhändlern gestiftete und von ihnen mit Mobilien und Utensilien versehene Buchhändlerbörse ist ein öffentliches Institut, der gesamten Korporation gehörig, worüber auch, und zwar alljährlich, öffentlich Rechnung abgelegt werden muss.

2. Jeder unbescholtene Buchhändler hat das Recht, Mitglied dieser Börse zu sein, aber auch die Pflicht, den jährlichen Beitrag zu zahlen resp. durch den Kommissionär zahlen zu lassen, möge er die Börse besuchen oder nicht.

3. Am Schlusse jeder Messe wird die Liste derjenigen Buchhändler gedruckt, welche ihre Beiträge gezahlt haben, also börsenfähig sind.

4. Die Angelegenheiten der Gesamtheit werden besorgt a) durch den Börsenvorsteher, b) den Sekretär, c) den Kassier.

5. Der Börsenvorstand hat zuvörderst auf zweckmässige Einrichtung des Börsenlokals zu sehen; darüber zu wachen, dass sich Ungeeignete nicht ein-

drängen; er hat die Geldkurse bekanntzumachen, Missbräuche abzustellen, Ordnung zu handhaben, Mitteilungen zu machen und das Interesse des Buchhandels nach Kräften zu vertreten, zu welchem Zwecke auch die jährlichen Überschüsse der Kasse dienen.

6. Da der Buchhandel das Territorium der Gelehrtenrepublik ist, so kann dem Geschäftskreise der Buchhändler auch nur eine freie Verfassung zugesagt. Demnach muss der Vorstand an dem zweiten Messsonntage jedes Jahr eine öffentliche Versammlung in dem Börsenlokale halten und da a) Rechenschaft seiner Tätigkeit im Laufe des Jahr ablegen, b) allgemeine Beschlüsse der Gesamtheit zur Sanktion vorlegen, c) Vorschläge anhören und der Debatte unterstellen, worüber förmliche Protokolle aufgenommen werden, welche die Grundakten des Buchhandels bilden und mit der Zeit zu einem Archiv anwachsen können, wodurch unser Wirken auch den Nachkommen aufbewahrt und manches von ihnen vielleicht dankbar benutzt wird ...

Die geringe Beteiligung der Leipziger erklärt sich schon daraus, dass sie bisher auf der Messe als mehr oder weniger geschlossenes Ganzes den einzelnen Auswärtigen gegenüber eine gewisse Überlegenheit behauptet hatten. Nun trat ihnen mit einmal der von den Auswärtigen geschlossene Verein gegenüber, dessen Bestand manchen zweifelhaft, andern unbequem erscheinen mochte, denn sie mochten ahnen, dass ihre bisher bevorzugte Stellung in Gefahr kommen könne. Der junge Verein in frischem Aufstreben und im Gefühl, den ganzen Buchhandel Deutschlands zu vertreten, hatte keine Lust, den Leipzigiern irgendeinen Vorrang zuzugestehen, strebte vielmehr dahin, sie mehr und mehr in dem allgemeinen Verein aufgehen zu lassen, wachte wenigstens eifrig darüber, sich von ihnen bei allen gemeinschaftlichen Unternehmungen nicht Übervorteilen zu lassen. Dadurch entstanden mannigfache Reibungen, die erst durch den Bau der Buchhändlerbörse und den gleichzeitigen Eintritt aller Leipziger in den Börsenverein ihr Ende gefunden und wobei beide Teile gewonnen haben, die Leipziger das meiste.

Georg Friedrich Louis Stromeyer **Elende Hospitäler**

Leipzig gefiel mir nicht, es ist eine ungemütliche Stadt, die Häuser sind hoch, die Strassen enge, schöne Gebäude gibt es nicht, die Anlagen waren noch kahl, das Rosental erschien mir nur kümmerlich im Vergleich zu dem schönen Walde bei Hannover, der Eilenriede. Die klinischen Anstalten im Jacobshospital waren ein Aggregat von alten Häusern, der Professor musste mit seinen Schülern von Haus zu Haus gehen, um ein paar Kranke zu sehen, welche in dumpfigen Zimmern lagen, denen alle Ventilation fehlte, wie mein Journal bemerkt. Die Chirurgie war gar nicht vertreten, Professor Kuhl war ein invalider alter Mann, der nicht mehr operieren und nicht mehr reden konnte.

Wie war es möglich, dass Leipzig die Chirurgie vergass und so elende Hospitäler hat? Welche deutsche Stadt hätte die Wohltat guter Chirurgen und Anstalten so schätzen lernen müssen? Nach der Schlacht im Oktober 1813 lagen 40'000 Kranke und Verwundete in Leipzig. Das Gemälde, welches Reil, der sich dort durch Typhusansteckung den Tod holte, von dem Zustande der Verwundeten entworfen hat, ist ergreifender als eine Tragödie von Sophokles; man wird seinen Brief an Stein noch nach Jahrhunderten lesen, und auf die Leipziger hat die grause Wirklichkeit so wenig Eindruck gemacht! Im Frieden muss man es lernen, wie man mit den Kranken umzugehen hat, wenn man es im Kriege verstehen will, wo ein langes Besinnen unmöglich ist.

Hofrat Clarus, der Professor der medizinischen Klinik, hatte es nicht verdient, dass man so wenig für ihn tat, er gefiel mir ausserordentlich! Seine hohe Stirn, seine schönen braunen Augen, sein edler Anstand, seine Freundlichkeit gegen die Kranken und gegen seine Schüler, das elegante Latein, in welchem er sich am Krankenbette so einsichtsvoll vernehmen liess, alles imponierte mir! Mein Journal sagt von ihm, noch kein Arzt habe meinem Ideal eines Heilkünstlers und Lehrers so nahegestanden! Als ich ihn in seiner Wohnung besuchte, sprach er sich gegen mich aus über die Vorteile der lateinischen Sprache beim klinischen Unterrichte, welche er in Leipzig eingeführt hatte. Der Studierende muss durch klassische Vorbildung erst im Denken geübt werden, ehe man sein Gedächtnis mit vielen materiellen Dingen erfüllt, deren Benutzung dem ungeübten Geiste schwerfällt. Die Begriffe werden besser verarbeitet, wenn der Schüler das in einer anderen Sprache Erlernete in das Lateinische

überträgt, Sophismen und leere Phrasen kommen dabei weniger zum Vorschein, endlich kann man in Gegenwart der Kranken sich frei über die Krankheit und ihre Prognose aussprechen. Diese Vorteile der lateinischen Sprache für den klinischen Unterricht sind nicht zu bestreiten, nichtsdestoweniger ist sie abgekommen, Professoren und Studenten können nicht mehr wie früher Lateinisch sprechen. Das Warum scheint mir darin zu liegen, dass ein Volk sich nur so lange einer fremden vollendeten Sprache für wissenschaftliche Gegenstände bedienen wird, als es selbst noch keine ausgebildete Sprache und Nationalliteratur besitzt. Seitdem wir Deutsche diese durch unsere grossen Dichter und Schriftsteller besitzen, dienen die alten Klassiker dazu, uns die eigene Sprache und Literatur verständlich zu machen. Die deutschen Klassiker müssen uns in das Leben einführen, nicht die Griechen und Römer. Ein Schüler von Clarus, Professor Günther, einer meiner Vorgänger in Kiel führte dort in der Klinik die lateinische Sprache ein. Er sprach ein sehr fließendes Küchenlatein *ad modum obscurorum virorum*, seine lateinischen Brocken lebten noch in heiteren Erinnerungen, unter denen sich die lateinische Klinik, auch wohl an anderen Orten, im Sande verlaufen hat.

Ich sah zwei Sektionen in der Klinik von Clarus, die eine ist mir öfter wieder eingefallen und nützlich gewesen. Sie betraf eine Frau, bei welcher der Verdacht auf Magenkrebs stattgefunden hatte. Es fand sich eine von der Milz ausgehende Eiterhöhle, welche sich durch Verwachsungen zwischen Leber, Magen und Zwerchfell abgesackt hatte. Clarus erläuterte den symptomatischen Unterschied eines solchen Falles vom Magenkrebs durch das temporäre Nachlassen des Erbrechens.

Ich hatte in Berlin das Werk von Clarus: «Über den Krampf» studiert, es wird jetzt nicht mehr gelesen, hat aber auf meine pathologischen Ansichten Einfluss gehabt. Es kam später eine Zeit, wo die Lehre vom Krampf zu den Ontologien gerechnet wurde.

Clarus war der Lehrer von Carus in Dresden, der in seinen Denkwürdigkeiten auch nicht ein anerkennendes Wort über ihn vernehmen lässt, im Gegenteil, als ihn Clarus an einem schweren Typhus behandelt hatte, schrieb sich Carus die eigene Rettung zu, indem er bei Wiederkehr des Bewusstseins ein warmes Bad verlangte. Dieser Passus erinnert an Münchhausen, wie er sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zieht.

Professor Ritterich, der Augenarzt, machte auf mich einen weniger vorteilhaften Eindruck. Er war ein kleiner trockener Mann, der alles erfunden haben

wollte, was längst vor ihm bekannt war, nachlässig in der Diagnose, ungeschickt in seinen Verordnungen. Ich sah ihn 1830 bei dem Naturforscherverein in Hamburg wieder, er wollte eine Staroperation mit der Nadel machen, war aber durch die Gegenwart berühmter Fachgenossen so ergriffen, dass er erst ein grosses Glas Wasser trinken musste, als der zu Operierende schon vor ihm sass. Der Patient dauerte mich mehr als der Operateur, welcher sich zu Hause in seiner Klinik so gebärdete, als sei er der grösste Augenarzt der Welt. Übrigens war Ritterich der erste, welcher im Reich, das heisst ausserhalb Österreich, eine Spezialklinik für Augenheilkunst errichtet hat. Jetzt sind fast alle deutschen Universitäten damit versehen. Albrecht von Gräfe, den ich im April 1867 ein halbes Dutzend Staroperationen nach seiner Methode in einer Stunde machen sah, äusserte gegen mich, die so vereinfachte Operation werde nun wohl in die Hände der Praktiker zurückfallen. Ich erwiderte ihm jedoch, dazu sei wohl wenig Aussicht vorhanden, bis jetzt seien den Spezialisten nur die Gerstenkörner abhandengekommen.

Professor Bock, der Anatom, gefiel mir durch sein einfaches, freundliches Wesen und einen ganz auf sein Fach gerichteten Eifer. Er zeigte mir alle seine interessanten Präparate zur normalen und pathologischen Anatomie. Unter den letzteren habe ich ein nach einer Schusswunde im rechten Winkel anchylosirtes Kniegelenk notiert und gezeichnet. Ich bin also schon früh darauf hingewiesen worden, dass solche Heilungen vorkommen, aber dass sie zu den Ausnahmen gehören, ist wohl nur für diejenigen zweifelhaft, welche es mit der Diagnose nicht sehr genau nehmen.

Das anatomische Theater war ein sehr elegantes Bauwerk, da es aber nicht geheizt werden konnte, von geringem Nutzen. Unter den Architekten kommen auf einen Weinbrenner immer zwei andere, welche ihren ästhetischen Einfällen den Zweck des Gebäudes zum Opfer bringen.

Heinrich Brockhaus **Unternehmer und Kunstfreund**

21. August 1829 Gestern hat die für sechs Jahre festgesetzte Administration für sämtliche Erben des Vaters geendet, und mit heute beginnt der Besitz des Geschäfts für Fritz und mich allein. Mag er gesegnet sein!

Und mögen mir dadurch die Mittel erwachsen, recht viel für Kunst und Wissenschaft leisten zu können! Ich gehe mit gutem Mut an die Arbeit, und steht uns das Glück einigermassen zur Seite, haben wir noch sechs so glückliche Jahre, wie die letzten waren, so können wir mit unserm Lose zufrieden sein.

Abends fing ich nun ordentlich an, den «Faust» zu lesen und entzückte Pauline sehr, die ihn nur teilweise gekannt. Es ist doch wohl das Grösste, was Goethe geschaffen und was überhaupt in der Poesie existiert.

28. *August* Heute wurde im Theater zur Feier von Goethes Geburtstag «Faust» gegeben. Man hat es immer für unmöglich gehalten, die Dichtung auf die Bühne zu bringen, und es ist doch eigentlich gar nicht sehr schwer; entschliesst man sich zu einigen Weglassungen und ändert des Szenischen wegen anderes, so macht sich alles recht gut, und es bleibt von der kolossalen Schöpfung noch so viel übrig, dass man sich recht erlaben kann, aber freilich auch den Unwert dessen, was man uns gewöhnlich auftischt, desto mehr empfindet. Tieck hat die hier gegebene Bearbeitung gemacht und wohl ganz richtig gefühlt, dass möglichst wenig weggelassen werden müsse. Trotzdem ist freilich sehr viel Schönes weggeblieben, aber das war nun einmal notwendig, und es wäre törricht, auf einen Genuss ganz zu verzichten, weil man ihn eben nicht in seiner ganzen Vollständigkeit haben kann.

7. *September* Holtei ist wieder hier und las uns bei Fritz heute Tiecks «Gestiefelten Kater» vor. Ich gehöre nicht zu den Enthusiasten, bin schwer zu befriedigen, aber Holtei liest doch vortrefflich, und es ist ein wahrer Genuss, ihm zuzuhören. Er hatte einen Freund aus Breslau mit, der mit ihm zu Goethes Geburtstag in Weimar gewesen war. Die Feier ist wieder ganz allgemein in Deutschland gewesen, und unter anderm hat der König von Bayern sich geehrt, indem er Goethe den Abguss herrlicher Antiken zum Geschenk gemacht. Mit welchen Gefühlen mag Goethe an dem Tage erwacht sein: wo gibt es einen Glücklicheren als ihn, dem alles im reichsten Masse zuteil geworden ist! Welch beseligendes Gefühl muss es sein, sich sagen zu dürfen, dass man noch nach Jahrtausenden die Herzen entzücken, erfreuen, erschüttern wird!

30. *September* Diesen Morgen hatte ich Besuch von dem Sohne des ersten Buchhändlers der Welt, Murray aus London, der einige Wochen auf dem Kontinent reist. Diese Leute müssen wirklich ein wahrhaft kolossales Geschäft ha-

ben, womit z.B. das unserige, doch wahrlich nicht unbedeutende, gar keinen Vergleich aushält. Und doch fand der junge Murray unser Lokal ganz ausserordentlich gross und schön und meinte, sein Vater habe nur ein ganz kleines Gewölbchen, worin er seine Ungeheuern Geschäfte mit wenig Leuten besorge.

1. Oktober Paganini ist nun wirklich hier, man weiss aber noch nichts über das Konzert, das er geben wird. Ich bin sehr gespannt auf ihn, ich abstrahiere bei ihm ganz von der gewöhnlichen Violine, denke von ihm wahrhaft Höheres, Poetisches zu hören, und so ist es leicht möglich, dass meine hohen Erwartungen nicht in Erfüllung gehen.

5. Oktober Ich habe Paganini, den Vielbesprochenen und Gepriesenen nun auch gehört und muss gestehen, dass er ein seltener Genius ist. Unbedingt scheint er mir der grösste Violinspieler zu sein, der gelebt hat, und man darf wohl sagen, je leben wird; denn dass auf diesem Instrument noch mehr sollte geleistet werden können, ist sehr zu bezweifeln. Aber heute habe ich mehr die Grösse Paganinis geahnt als erkannt, und sollte ich bloss nach dem Eindruck urteilen, den manches von dem, was er spielte, auf mich gemacht, so würde ich ihm rechte Künstlergrösse nicht zuschreiben. Nach Einzelnem zu schliessen, was er heute zu hören gab, kann er gewiss das Ausserordentlichste im Adagio, doch dem eigentlichen Prüfstein der Meisterschaft, leisten, aber das meiste, was er heute gab, war leidige Virtuosität. Deshalb hat er mich auch nicht innerlich ergriffen, ich bin nur erstaunt gewesen, wie man solche Schwierigkeiten besiegen kann. Mir kommt es vor, als foppe Paganini das Publikum mit seiner Kunstfertigkeit und mache sich selbst lustig, wenn ein rasender Beifall die Folge davon ist. Ein sarkastisches Lächeln schwebt um seine Lippen, indes kann es auch wirkliche Freude am Beifall und über die besiegten Schwierigkeiten sein. Das Konzert fand im Theater zu dreifach erhöhten Preisen statt, und doch war kein Platz mehr zu erhalten. Man denkt sich Paganini nach dem, was man über ihn gehört hat, körperlich viel leidender und garstiger. Zwar sieht er krank aus, aber in seinem Blick und seinem Kopf überhaupt ist nichts Finsteres, Unheimliches. Seine Hände sind garstig, sehr kolossal, und er hält auch die Violine auf keine schöne Art.

9. Oktober Paganini spielte heute zum zweiten Mal, und obgleich ich nicht zu seinen enthusiastischen Verehrern gehöre, hätte ich es doch für unrecht gehalten.



Deutsche Buchhändlerbörse in der Ritterstrasse

ten, ihn nicht nochmals zu hören, und ich wandte daher für uns nochmals 4 Tlr. daran. Aber ehrlich gestanden – und ehrlich bin ich in meinem Tagebuche immer–: heute bin ich noch weniger befriedigt gewesen als das erste Mal, und wenn ich auf die Beurteilung Paganinis für die Nachwelt Einfluss hätte, so würde er als Künstler einen sehr untergeordneten Rang, als Virtuos einen sehr hohen einnehmen.

7. November Wenn man bisweilen durch unsere Magazine und Druckerei geht, erstaunt man wirklich über die Masse von Papier, die sich angehäuft findet, und begreift in solchen Augenblicken nicht, wie alles gelesen werden kann. Wir haben aber auch die Genugtuung, die grösste Druckerei in ganz Deutschland zu besitzen und nur mit wenigen in der Welt zu rivalisieren zu haben. Wir arbeiten doch ungefähr, die Maschinen als Pressen gerechnet, mit 40 Pressen, von denen 30 für uns gehen, und das ganze Personal unsers Geschäfts beträgt jetzt 180 Menschen. So viel beschäftigt niemand in Leipzig.

26. *Dezember* Heute erhielten wir den ersten Band einer amerikanischen Ausgabe des «Konversations-Lexikons» in englischer Sprache. Das Unternehmen scheint sehr zweckmässig eingeleitet zu sein. Freuen muss es einen, dass die Verdienste des Vaters willig anerkannt werden und nun der Name Brockhaus in Verbindung mit dem «Konversations-Lexikon» auch in der Neuen Welt bekannt wird.

Auf dem Wege zur Kunstmetropole
1830 bis 1839

Richard Wagner
Bastillesturm en miniature

Mein Schwager Brockhaus wollte mir ein Taschengeld zu verdienen geben und übertrug mir die Durchsicht der Korrekturbogen einer bei ihm in Druck erscheinenden neuen Auflage der durch Löbell neubearbeiteten Beckerschen Weltgeschichte. Es war dies eine Veranlassung, den oberflächlichen Unterricht, der im Allgemeinen von jedem Gegenstand in der Schule nur erteilt wird, durch Privatstunden zu verbessern und dadurch die wissenswerten Gegenstände mir so anzueignen, wie im späteren Lauf meines Lebens es von mir mit den meisten der in der Schule uninteressant vorgetragenen Lehrobjekte geschehen sollte. Ich darf zwar nicht ganz unerwähnt lassen, dass dieses erste nähere Geschichtsstudium mir auch durch den Umstand anziehend wurde, dass er mir per Bogen acht Groschen eintrug und ich dadurch in eine der seltenen Lagen meines Lebens geriet, mir wirklich Geld zu verdienen; doch würde ich gegen mich selbst ungerecht sein, wenn ich nicht der lebhaften Eindrücke gedenken wollte, die ich jetzt zum erstenmal durch ernste Beachtung von Geschichtsperioden empfang, von denen ich bisher nur eine sehr oberflächliche Kenntnis hatte. Von der Schule her entsinne ich mich einzig, durch die klassische Geschichtsperiode der Griechen angezogen worden zu sein: Marathon, Salamis und die Thermopylen bildeten den Kanon alles aus der Historie mich Anregenden. Nun lernte ich zum erstenmal das Mittelalter und die Französische Revolution genauer kennen, da in die Zeit meiner Korrekturarbeiten gerade der Druck derjenigen beiden Bände fiel, welche diese verschiedenen Geschichtsperioden enthielten. Ich entsinne mich, dass mich namentlich die Schilderung der Französischen Revolution mit aufrichtigem Abscheu gegen die Helden derselben erfüllte; ohne Kenntnis der vorangehenden Geschichte Frankreichs fand sich einzig mein zart menschliches Mitgefühl durch die Greuel der Revolutions männer empört, und es blieb in mir diese rein menschliche Regung so lange vorherrschend, dass ich mich noch in spätester Zeit des

wirklichen Zwanges entsinne, welchen es mich kostete, der rein politischen Bedeutung jener gewaltigen Vorgänge meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Wie gross war daher meine Überraschung, als ich eines Tages durch die politischen Vorgänge der Gegenwart, gleichsam unmittelbar, zum Miterleben des soeben wie aus weiter Ferne aus meinen Korrekturbogen an mich herangetretenen Staatenschicksals gebracht werden sollte. Die Extrablätter der «Leipziger Zeitung» brachten die Nachricht der Pariser Julirevolution. Der König von Frankreich war vom Throne gestossen; Lafayette, der soeben wie ein geschichtliches Märchen durch meine Imagination gezogen war, ritt unter dem Jubel des Volkes wieder durch die Strassen von Paris; die Schweizergarden waren in den Tuileries nochmals niedergemacht worden; ein neuer König wusste sich nicht anders dem Volk zu empfehlen, als dass er sich selbst für die Republik ausgeben liess. Mit Bewusstsein plötzlich in einer Zeit leben, in welcher solche Dinge vorfielen, musste natürlich auf den siebzehnjährigen Jüngling von ausserordentlichem Eindruck sein. Die geschichtliche Welt begann für mich von diesem Tage an; und natürlich nahm ich volle Partei für die Revolution, die sich mir nun unter der Form eines mutigen und siegreichen Volkskampfes, frei von allen den Flecken der schrecklichen Auswüchse der ersten französischen Revolution, darstellte. Da revolutionäre Erschütterungen bald ganz Europa in mehr oder minder starken Schauern heimsuchten und auch hie und da deutsche Länder von ihnen berührt wurden, blieb ich längere Zeit in fieberhafter Spannung und wurde zum ersten Male auf die Gründe jener Bewegungen aufmerksam, die mir als Kämpfe zwischen dem Alten, Überlebten und dem Neuen, Hoffnungsvollen der Menschheit erschienen. Auch Sachsen blieb nicht unberührt; in Dresden kam es zu einem wirklichen Strassenkampfe, der zu einer unmittelbaren politischen Veränderung durch die Einsetzung der Mitregentschaft des nachherigen Königs Friedrich und zur Gewährung einer konstitutionellen Verfassung führte. Mich begeisterte dieses Ereignis so sehr, dass ich eine politische «Ouvertüre» entwarf, deren Einleitung einen düstren Druck schilderte, in welchem dann ein Thema sich bemerklich machte, unter das ich zu deutlicherem Verständnis die Worte «Friedrich und Freiheit» schrieb; dieses Thema war bestimmt, sich immer grösser und herrlicher bis zum vollsten Triumphe zu entwickeln, dessen Erfolg ich nächstens in einem der Leipziger Gartenkonzerte zu erleben verhoffte.

Ehe ich jedoch zur weiteren Ausführung meiner politisch-musikalischen

Entwürfe gelangte, brachen in Leipzig selbst Unruhen aus, welche mich vom Gebiete der Kunst ab zu unmittelbarer Beteiligung am Staatsleben beriefen. Dieses Staatsleben hatte nun in Leipzig keine andere Bedeutung als die eines Antagonismus der Studenten mit der Polizei; die Polizei war das Urverhasste, an welchem sich der Freiheitssinn der Jugend übte. Bei irgendeinem Strassenexzesse war es zu Verhaftungen einiger Studenten gekommen: diese sollten befreit werden. Die akademische Jugend, unter welcher es bereits seit einigen Tagen unruhig herging, versammelte sich eines Abends auf dem Markte; die Landsmannschaften traten zusammen und schlossen einen Kreis um ihre Senioren, wobei eine gewisse kommentmässige Feierlichkeit herrschte, die mir ausserordentlich imponierte; man sang das «Gaudeamus igitur», bildete sich in Kolonnen und zog nun, verstärkt durch alles Junge, was es mit den Studenten hielt, ernst und entschlossen vom Markte aus nach dem Universitätsgebäude, um dort die Karzer zu sprengen und die verhafteten Studenten zu befreien. Mir klopfte das Herz in unglaublicher Erregtheit, als ich zu dieser Bastille-Erstürmung mitmarschierte. Doch nahm es eine andere als die erwartete Wendung: im Hof des Paulinums ward der feierliche Schwarm vom Rektor Krug, welcher mit entblösstem Greisenhaupte herabgekommen war, auf gehalten; seine Versicherung, dass die Verhafteten bereits auf seine Veranlassung entlassen seien, brachte ihm ein donnerndes Vivat ein, und die Sache schien nun beendet.

Allein die Spannung auf eine Revolution war zu gross gewesen, als dass nicht irgendetwas ihr zum Opfer hätte fallen müssen. Plötzlich verbreitete sich der Ruf nach einer berüchtigten Gasse, in welcher gegen eine verhasste Magistratsperson, welche dort der Volksmeinung nach ein übel berufenes Etablissement in willkürlichen Schutz genommen hatte, populäre Justiz geübt werden sollte. Als ich im Gefolge des Schwarmes an jenem Ort anlangte, fand ich ein erbrochenes Haus, in welchem allerhand Gewalttaten verübt wurden. Ich entsinne mich mit Grauen der berausenden Einwirkung eines solchen unbegreiflichen, wütenden Vorganges und kann nicht leugnen, dass ich, ohne die mindeste persönliche Veranlassung hierzu, an der Wut der jungen Leute, welche wie wahnsinnig Möbel und Geräte zerschlugen, ganz wie ein Besessener mit teilnahm. Ich glaube nicht, dass die vorgebliche Veranlassung zu diesem Exzess, welche allerdings in einem das Sittlichkeitsgefühl stark verletzenden Vorfälle lag, hierbei auf mich Einfluss übte; vielmehr war es das rein Dämonische solcher Volkswutanfälle, das mich wie einen Tollen in seinen Strudel mit



Richard Wagner

hineinzog. Auch dass solche Wutanfälle nicht so schnell sich verlaufen, sondern nach gewissen natürlichen Gesetzen erst durch ihre Ausartung zur Raselei zu dem ihnen eigentümlichen Abschluss gelangen, sollte ich an mir selbst erfahren. Kaum erscholl der Ruf nach einem andern derartigen Orte, als ich auch schon in der Strömung mich befand, welche nach einem entgegengesetzten Ende der Stadt sich bewegte; dort wurden die gleichen Heldentaten verübt und die lächerlichsten Verwüstungen angerichtet. Ich entsinne mich nicht, dass der Genuss geistiger Getränke zu meiner und meiner unmittelbaren Genossen Berausung beigetragen hätte; nur weiss ich, dass ich schliesslich in den Zustand gelangte, der für gewöhnlich einem Rausche folgt. Ich erwachte des andern Morgens wie aus einem wüsten Traume und musste mich erst an einer Trophäe, dem Fetzen eines roten Vorhanges, welchen ich als Zeichen

meiner Heldentaten mit mir geführt hatte, daran erinnern, dass die Vorgänge dieser Nacht wirklich von mir erlebt worden seien. Sehr beruhigte es mich, dass allgemein und namentlich auch in meiner Familie eine günstige Meinung für die jugendlichen Exzedenten sich geltend machte: die Tollheit der jungen Menschen ward ihnen als sittliche Entrüstung über wirklich empörende Zustände angerechnet, und auch ich durfte mich ohne Scheu zu dem Ruhm bekennen, an den Exzessen teilgenommen zu haben.

Das gefährliche Beispiel, welches von der Jugend gegeben worden war, verführte jedoch an den folgenden Abenden auch die niederen Volksklassen, namentlich das Arbeiterproletariat, zu ähnlichen Exzessen gegen missliebige Fabrikherren und dergleichen: nun wurde die Sache ernster; das Eigentum war bedroht, der Kampf zwischen arm und reich stand grinsend vor den Häusern. Jetzt waren es die Studenten, welche, da Leipzig ohne alle bewaffnete Macht und die Polizei gänzlich desorganisiert war, zum Schutz gegen das niedere Volk herbeigerufen wurden. Und nun begann eine Zeit der Glorie für das Studententum, wie ich sie nur je in meinen Gymnasiastenträumen mir hatte ersehen können. Der Student ward der Schutzgott Leipzigs; von den Behörden aufgerufen, sich zum Schutz des Eigentums zu waffnen und zu scharen, sammelten sich dieselben jungen Leute, welche zwei Tage vorher sich selbst in die Wut des Zerstörens versetzt hatten, im Universitätshof. Die verpönten Namen der Landsmannschaften und der Burschenschaft riefen laut aus dem Munde der Stadträte und Polizeidirektoren die wunderlich ausgerüsteten Jünglinge auf, welche nun in mittelalterlich naiver Kriegsgliederung sich über die Stadt verteilten, die Wachtstuben der Tore bezogen, Schutzmannschaften in die Grundstücke einzelner reicher Kaufleute legten und nach Gutdünken bedroht erscheinende Lokalitäten, worunter namentlich Gasthäuser sehr beliebt wurden, unter ihre andauernde Protektion nahmen. Leider noch nicht selbst Student, antizipierte ich die Wonnen des akademischen Bürgerwesens durch teils keckes, teils einschmeichelndes Herandrängen an die von mir verehrtesten Führer der Studentenschaft. Ich hatte das Glück, mich diesen sogenannten Haupthähnen besonders zu empfehlen durch meine Verwandtschaft mit Brockhaus, auf dessen Grundstücke sich für eine Zeitlang das Hauptheerlager dieser Matadoren aufschlug. Auch mein Schwager war gefährlich bedroht gewesen; nur durch wirklich grosse Geistesgegenwart und Zuversicht war es ihm gelungen, seine Buchdruckerei und namentlich seine Schnellpressen, auf deren

Vernichtung es vorzüglich abgesehen war, vor Zerstörung zu retten. Um sein Eigentum gegen fernere Angriffe zu schützen, wurden Studentenabteilungen auch auf sein Grundstück kommandiert; die vortreffliche Bewirtung, welche der liberale Hausherr der lustigen Wachmannschaft in seinem freundlichen Gartenpavillon bot, zog die eigentliche Creme der Studentenschaft herbei; mein Schwager ward mehrere Wochen lang Tag und Nacht gegen erdenkliche Pöbelangriffe bewacht, und ich feierte dort in dem Kreis der allerberühmtesten Renommisten der Universität, von ihnen geliebt und geehrt als Vermittler einer üppigen Gastfreundschaft, die wahren Saturnalien meines studentischen Ehrgeizes. – Noch längere Zeit blieb die Bewachung der Stadttore den Studierenden an vertraut; die unerhörte Blüte, in welche das Studentenwesen dadurch geriet, lockte von nah und fern Kommilitonen herbei; täglich entluden am Hallischen Tor grosse Gesellschaftswagen ganze Scharen der verwegenen Studenten aus Halle, Jena, Göttingen, ja aus den entferntesten Gegenden her. Sie stiegen unmittelbar an den Torwachen ab und sind während mehrerer Wochen nie in einen Gasthof noch in eine sonstige Wohnung gekommen: dort lebten sie auf Ratsunkosten, stellten für gelieferte Ess- und Trinkwaren Bons auf die Polizei aus und kannten nur eine Sorge, nämlich die der möglichen allgemeinen Beruhigung der Gemüter, welche ihre angelegentliche Wachsamkeit überflüssig machen könnte. Ich versäumte keinen Wachttag und leider auch keine Nacht, indem ich meiner Familie die dringende Notwendigkeit auch meiner Ausdauer plausibel zu machen suchte. Natürlich zogen sich die ruhigeren, wirklich studierenden Studenten bald von diesen Wachfunktionen zurück, und nur der eigentliche Ausbund des absoluten Studententums blieb so treu, dass es den Behörden schwierig wurde, die jungen Leute ihrer Verpflichtungen zu entbinden. Ich hielt bis in die allerletzte Zeit aus und machte allerdings für mein Alter staunenswürdige Bekanntschaften. Viele der Verwegenen blieben von hier an selbst ohne Wachtdienst dauernd in Leipzig und bevölkerten dieses für längere Zeit mit einer ganz besonderen Gattung verzweifelt lüderlicher Recken, die zu wiederholten Malen von verschiedenen Universitäten um Raufereien und Schulden wegen relegiert waren und nun unter den ausserordentlichen Zeitumständen in Leipzig, wo sie anfangs von dem allgemeinen Studentenenthusiasmus mit offenen Armen empfangen worden waren, ein schützendes Asyl gefunden hatten.

Ich befand mich all diesen Erscheinungen gegenüber wie vor den Wirkungen eines Erdbebens, welches die gewohnte Ordnung der Dinge und Gegen-

stände aufhebt. Mein Schwager Friedrich Brockhaus, welcher mit Recht den bisherigen Behörden Leipzigs ihre Unfähigkeit, Ruhe und Ordnung zu erhalten, vorwerfen konnte, geriet in den Strom einer ansehnlichen oppositionellen Bewegung. Ein kühnes Wort, welches er auf dem Rathaus an die Herren vom Magistrat gerichtet hatte, machte ihn populär; er ward zum Vizekommandanten der nun ins Leben gerufenen Leipziger Kommunalgarde ernannt. Dieses Institut verdrängte meine angebeteten Studenten schliesslich aus den Wachtstuben der Stadtthore; es war uns nun nicht mehr erlaubt, Wanderbursche anzuhalten und Pässe zu revidieren; dagegen schmeichelte ich mir, in dieser neuen Bürgerwehr die französische Nationalgarde und in meinem Schwager Brockhaus einen sächsischen Lafayette erblicken zu dürfen, was immerhin meiner hochgehenden Erregtheit eine förderliche Nahrung gab. Ich fing nun an, leidenschaftlich Zeitungen zu lesen und Politik zu treiben; für den persönlichen Umgang zog mich jedoch die bürgerliche Welt nicht genügend an, um dem geliebten Studentenverkehr untreu zu werden; ich folgte ihm aus den Wachtstuben getreulich in die eigentliche Kneipe, wohin die Studentenglorie sich nun wieder zurückzog.

An nichts lag mir mehr, als so schnell wie möglich nun selbst endlich Student zu werden: dies konnte nur durch Vermittlung einer nochmaligen Einbürgerung auf einem Gymnasium geschehen. An der Thomasschule, welche unter dem Rektorat eines schwachen Greises stand, war für meine Wünsche schnellere Erfüllung zu erreichen; ich bezog diese Schule im Herbste des Jahres 1830, rein in der Absicht, durch den blossen Anschein ihres Besuches mich bis zur Berechtigung zum Abiturientenexamen durchzuarbeiten. Die Hauptsache war, dass ich mit meinen gleichgesinnten Freunden bereits unter den sogenannten Pennälern eine imitierte Studentenverbindung zustande brachte. Sie ward mit allem möglichen Pedantismus organisiert, der Kommet eingeführt, Fechtübungen, Paukereien gehalten, und ein Stiftungskommers, zu welchem einige Hauptstudenten eingeladen waren und welchem ich als Subsenior in weissen Lederhosen und grossen Kanonenstiefeln präsierte, gab mir einen Vorgesmack der bevorstehenden Wonnen als wirklicher Student. Die Lehrer der Thomasschule waren jedoch nicht geneigt, meinen Wünschen des Studentwerdens so gutwillig zu entsprechen; sie fanden am Schlusse des Halbjahres, dass ich mich so gut wie gar nicht um ihre Lehranstalt bekümmert hatte, und waren nicht davon zu überzeugen, dass ich ein Anrecht auf das akademische Bürgerthum durch Zunahme an Gelehrsamkeit mir gewonnen hätte. Der Sache musste

aber ein Ende gemacht werden: Ich stellte meiner Familie vor, dass ich ja doch entschieden sei, ein Brotstudium auf der Universität nicht zu ergreifen, sondern Musiker zu werden entschlossen sei. Meiner Inskription als «*Studiosus Musicae*» stand nichts entgegen: ohne um die Pedantereien auch der Thomasschulmonarchen mich zu kümmern, verliess ich daher trotziger diese von mir durchaus unausgebeutet gelassene Lehranstalt, um sofort mich beim Rektor der Universität, dessen Bekanntschaft ich bereits an jenem Aufstandsabende gemacht hatte, zur Inskription als Student der Musik zu melden, was denn auch gegen die üblichen Sporteln ohne weiteren Anstand geschah.

Ich hatte hiermit höchste Eile: in acht Tagen begannen die Osterferien, die Studenten verliessen Leipzig, und es war unmöglich, mich dann vor der Beendigung der Ferien noch in die Landsmannschaft aufnehmen zu lassen. Diese langen Wochen aber in Leipzig, wo ich zu Hause war, zu verbleiben, ohne das Recht zu haben, die von mir ersehnten landsmannschaftlichen Farben zu tragen, erschien mir als eine unausstehliche Qual. Unmittelbar vom Rektor rannte ich wie angeschossen auf den Fechtboden, um mich bei der Landsmannschaft der Sachsen unter Vorzeigung meiner Inskriptionskarte zur Aufnahme zu melden. Mein Ziel war erreicht, ich durfte die Farben der Saxonia, welche damals ihrer vielen gefälligen Mitglieder wegen besonders beliebt war und in Ansehen stand, tragen.

Heinrich Laube **An der Wiege des «Jungen Deutschland»**

Leipzig war nun der Hauptsitz belletristischer Journale oder, richtiger, Zeitschriften. Diese Zeitschriften stammten aus der Weimarschen Zeit, aus der Vorliebe für schöne Literatur, welche unsere grosse Dichterperiode geweckt hatte. Leute von sehr mässiger Fähigkeit, aber von enzyklopädischer Betriebsamkeit hatten Wochenschriften gegründet, welche schöngeistige Unterhaltung und Kritik verbreiteten. Die «*Zeitung für die elegante Welt*», kurzweg die «*Elegante Zeitung*» genannt, und «*Der Freimütige*» waren die ältesten. Sie hatten mit dem Jahrhundert begonnen, die «*Elegante*» in Leipzig von Spazier, «*Der Freimütige*» in Berlin von Kuhn gegründet. Dazu war später in Dresden die «*Abendzeitung*» von Theodor Hell gekommen, welche mit romantischen

Erzählungen von van der Velde und von Tromlitz die Familienunterhaltung besorgte, und neuerdings hatte der «Komet» in Leipzig, von Herlosssohn dirigiert, eine leicht kräuselnde Bewegung in diese sonst tief friedlichen Blätter gebracht. Herlosssohn aus Prag war der erste österreichische Auswanderer, welcher «hinaus» gefahren war, um Dinge drucken zu lassen, über welche man sich in Prag und Wien entsetzte. Ihm folgte später eine ganze Schar, und es entstand allmählich jene österreichische Kolonie in Leipzig, unter welcher mannigfaltige Talente sich hervortaten, Kuranda zum Beispiele, Moritz Hartmann, Alfred Meissner.

Jene belletristischen Zeitschriften hatten einen gar bescheidenen Absatz, und die paar hundert Abonnenten, welche sie wirklich besaßen, nehmen sich neben der heutigen Journalistik recht dürftig aus. Man war anders eingerichtet: ein Exemplar befriedigte eine ganze Stadt. Dafür hatte man die Lesezirkel erfunden, aus denen die einzelne Nummer wochenlang von Haus zu Haus wanderte. In Mitteldeutschland ist jetzt noch etwas zurückgeblieben von dieser wohlfeilen Verbreitung des Journals. Das Exemplar kommt auch verspätet zu recht und wird umso sorgfältiger, weil ohne Leidenschaft gelesen.

Ich hatte schon recht klar die Empfindung, als ich damals nach Leipzig kam, dass diese belletristischen Wochenblätter nicht das bedeuteten, was sie bedeuten wollten, und dass der Schwerpunkt des deutschen Lebens anderswo liegen müsste. Ich las sie kaum, und ich wollte ja eben auch nur ein Absteigequartier in Leipzig nehmen, um mich für Paris zu rüsten.

Das schien auch zu gelingen. Campe antwortete endlich und schickte ein kleines Honorar. Unter seinen Stößen von Manuskripten war mein polnisches Mémoire versteckt geblieben, er stellte es wieder zu meiner Verfügung, und ich redigierte es mit den reichlich vorhandenen Zusätzen von Neuem. Das konnte nirgends besser geschehen als in Leipzig, denn hier war wirklich der Stapelplatz für die letzte polnische Geschichte. Der Schriftsteller Spazier, ein Sohn jenes Begründers der «Eleganten Zeitung», war der Mittelpunkt geworden für das ganze polnische Material, und er schrieb ein ausführliches Buch über den polnischen Revolutionskrieg, ein dreibändiges Buch. Zahlreiche Polen waren hier durchpassiert und hatten ihm genaue Mitteilungen gemacht, wichtige Führer waren längere Zeit hier geblieben, um ihm genaue Auskunft zu geben, kurz, es hatte hier eine Quelle gesprudelt, und sie sprudelte noch, eine unmittelbare und sehr reichhaltige Quelle für Geschichtsschreibung. Das

erlebt man selten. Wir verglichen unsere Erfahrungen, wir debattierten und stellten fest, wie dieser Charakter, wie jene Begebenheit wahrhaftig zu schildern wäre, und da das Spaziersche Buch das wichtigste geworden und geblieben ist in Deutschland über den polnischen Krieg, so haben wir damals im Schweizerhäuschen des Rosentales dauernde Steine geschichtet.

Junge Buchhändler hörten zu, und einer von ihnen, Philipp Reclam, interessierte sich für mich Fremdling und für meine kürzere Form dieses Themas, er bot mir den Verlag an und brachte somit mein erstes Buch. «Das neue Jahrhundert» ward es genannt. Unter geringerem Titel tat ich's nicht, der ich meinte, es müsse in der Geschwindigkeit alles unter einen Gesichtspunkt gebracht, es müsse im Handumkehren die Welt reformiert werden. «Polen» war natürlich nur der erste Band dieses «Neuen Jahrhunderts», ich schrieb flugs einen zweiten Band, «Politische Briefe» geheissen, in welchem alles Mögliche und Unmögliche dem Massstabe des Liberalismus angezwungen wurde. Reclam setzte auch diesen in die Welt und hatte Not, mein Ungestüm zu zügeln, denn ich war in einen Schreibfluss geraten, der ganz und gar nicht zu jener Besorgnis in Schlesien stimmte: wo wird ein zweites Buch herkommen?

Er hatte recht, mich zu zügeln, ich geriet in die Gefahr der Schreibseligkeit, welche schwatzt.

So geschah es aber, dass sich mein Aufenthalt in Leipzig verlängerte. Der Spätherbst war da, und ich wollte nun ernstlich nach Paris, um die Simonisten näher kennenzulernen – da ereignete sich etwas Unscheinbares, was mich aufhielt und was weite Folgen hatte.

Ich war einige Male in das Theater gegangen und hatte es mittelmässig gefunden. Für meine hochfliegenden Pläne war das Theater damals ein untergeordnet Ding, ein Ding zum Spasse. Und so zum Spasse, zu humoristischer Übung schrieb ich eine Kritik. Reclam fand mich bei der Beschäftigung und nahm das Blatt mit beim Fortgehen. Tags darauf stand sie abgedruckt im «Tagblatte» und machte Spektakel, und am Abende dieses Tages trat ein langer älterer Herr in mein Zimmer und fragte mich, ob ich, wie er gehört, Verfasser dieser Kritik wäre? – «Warum nicht?» antwortete ich, eines beleidigten Theaterfreundes oder Schauspielers gewärtig.

Er war weder das noch das andere; ihn interessierte nur die schriftstellerische Form dieser Kritik. Er war der Buchhändler Leopold Voss, Verleger der «Zeitung für die elegante Welt».

Buchhändler Voss wünschte Beiträge von mir für seine «Elegante Zeitung», meine Schreibweise hatte ihm gefallen.

Das war allerdings von Bedeutung für mich als ein Zeichen, dass ich schriftstellerische Fähigkeit haben könnte. Aber dies war gar nicht mein Gesichtspunkt. Weder Handwerk noch Kunst lag mir im Sinne, sondern ein tieferer Lebensinhalt, den ich politische Religion nannte. Diese belletristischen Zeitschriften interessierten mich auch kaum; ich hatte wohl eine Ahnung, dass ihre Uhr abgelaufen wäre – ich dankte also Herrn Voss für sein Anerbieten und lehnte ab.

Die jedermann innewohnende Eitelkeit tat indessen das Ihrige; ich schrieb flugs einen zweiten Theaterartikel, und des anderen Tages war Herr Voss wieder da, ganz wie der Genius im Zauberspiele.

Diesmal ging sein Angebot höher: ich sollte Mitredakteur werden. Der langjährige Redakteur hiess Methusalem Müller, und er hiess nicht bloss Methusalem, er war ein Methusalem. Das Blatt war altersschwach und von einer unverkennbaren altmodischen Langweile. Was gäbe das für ein Gespann?! sagte ich mit Recht, und Herr Voss, ein verständiger Mann, musste das zugeben. Er schied mit jener Königsphrase von mir, welche lautet: J'aviseraï.

Spazier, Herlossohn und die Leipziger Schriftsteller meiner sonstigen neuen Bekanntschaft schalten meine Ablehnung aufs Schärfste und fanden meine Simonismus-Gedanken phantastisch. Sie bekehrten mich nicht. Ich fand ihren Zirkeltanz «wie junge Katzen mit dem Schwanz» aus der Hexenküche im «Faust» schal und abgestanden und hielt den allwöchentlich wiederkehrenden journalistischen Brei von Notizen und Kritikastereien für eine Speise, welcher die Welt entwachsen und welche für mich eine breite Bettelsuppe wäre. Es wurde mir unbehaglich, besonders auch darum, weil die Körperfrische zu versagen anfang – in so jungen Jahren! Hypochondrie, dieser Geier, welcher an der Leber des Prometheus hackt, peinigte mich, und jenes alte Prometheusbild gemahnte mich an jedem Morgen als die Sorge und Verzweiflung, welche dem «Menschenpack» beschieden wäre und welche der griechische Mythos als unvermeidliches menschliches Schicksal vorgezeichnet hätte. «Weg damit», rief man, «das ist blanke Einbildung, welche fester Wille verscheucht!» Ich war anderer Meinung, war realistischer Meinung, welche den Byronschen Weltschmerz als am Körper haftend ansah, und ich verwendete meine letzten Taler zu einer Reise nach Karlsbad, wo der körperliche Weltschmerz seine Krisis und mit gutem Glück seine Genesung findet ...



Heinrich Laube

Ich hatte es gar nicht bemerkt, dass eine still fortschreitende Wirkung Karlsbads ihren besten Teil daran hatte, mich wieder an den Schreibtisch zu drängen. «Als Christgeschenk zur Weihnacht beschert Karlsbad seine beste Gabe!» hatte man mir tröstend in Karlsbad gesagt, und ich hatte ungläubig dazu gelächelt, ja, ich hatte es vergessen. Auch jetzt, als der Schriftsteller in mir wieder die Flügel regte, dachte ich mit keiner Silbe an meine herbe Brunnenkur. Wie denn unsere wichtigsten Geschenke durchwegs mit gedankenloser Undankbarkeit von uns aufgenommen werden. Kaum dass wir uns an den ursprünglichen Schenker erinnern, wenn die Gaben längst verzehrt sind.

Die Interessen der Zeit poetisch zu gestalten, die Interessen, welche mich und die mir verständliche Welt bewegten – das war der damalige Anfang, war der eigentliche Anfang meiner Schriftstellerei. Die verschiedenartigen Meinungen um mich her versinnlichten sich mir in verschiedenartigen Menschen, und alle diese Menschen bildete ich mir aus zu eigenen Persönlichkeiten, zu



Karl Georg Herlosssohn

Charakteren, wie man's nennt, und jeden liess ich sprechen. Ganz anfänglich, in Briefen liess ich sie sprechen, die Hippolyts und Konstantins und Valers und wie sie weiter hiessen. Und nachdem jeder seine Meinung ausgedrückt und seine Wünsche wie seine Vorsätze, da suchte ich für jeden eine Begebenheit und verschränkte dann diese Begebenheiten untereinander, so dass ein Roman entstünde. Ich wusste kaum, dass ein Roman entstehen sollte, aber ich empfand das Bedürfnis, Vorgänge zu finden, welche eine Handlung bilden könnten. Diese Handlung schien mir das Suchenswerte, schien mir das Neue, welches, aus mir bekannten Faktoren entstehend, mich selbst überraschen und aufklären würde. Nicht bloss Räsonnements! dachte ich; das bloss Besprechen war mir in dem Tumult der Meinungen unerquicklich geworden. Nicht bloss Sparren und Balken und Ziegelsteine, nein, zusammenfügen, ein Haus aufbauen! Dann wollen wir sehen, ob man darin wohnen kann, und dann wol-

len wir sehen, wie und wodurch das nächste Haus wohnlicher gemacht werden kann. Mit einem Worte: erzählen muss man lernen – das war wohl damals mein Grundgedanke. Der Begriff des Erzählens erschien mir frühzeitig als das Hauptaugenmerk jedes Künstlers, und Künstler zu werden mochte wohl damals schon mein Zielpunkt geworden sein, da ich bemerkt hatte, es sei verzweifelt schwer, ein blosser Lehrer zu sein. Diese Notwendigkeit des Erzählens ist mir auch bis heute eine Grundforderung geblieben, und zwar für alle Künste. Auch der Musiker, der Maler, der Bildhauer, der Baukünstler, der Schauspieler muss erzählen können, sonst wirkt er nicht. Mit anderen Worten: er muss naiv sein können, sein Werk muss aus naivem Anfange entstehen und sich aufbauen.

Ich weiss nicht mehr, wie klar oder wie dunkel das in mir lebte, als ich zu Leipzig in einer düsteren Stube der Nikolaigasse die Hippolyts und Konstantins ihre Briefe schreiben liess und in dieser schwatzhaften, uranfänglichen Form einen Roman zusammenstellte; ich weiss nur noch, dass in wenig Wochen diese Schrift eine Roman-Physiognomie hatte und den übertriebenen Titel fand: «Das junge Europa».

Die Folgen der argen Karlsbader Kur stellten sich unbemerkt ein, ich schrieb fröhlich Tag für Tag und war dem Schlusse nahe, als mein wissbegieriger Freund Julius, der Wirt im Hotel de Bavière, eines Tages mitten unter den Assyriern zu mir sagte: «Nun müssen wir auch in Gesellschaft und auf Bälle gehen!» und mich in ein Haus am Rossplatze zog, um mich da vorzustellen.

Ich hatte von Jugend auf gern und viel getanzt, ich hatte gar nichts einzuwenden gegen diesen munteren Weg zu einem jungen Professor, welcher eine schöne Frau besitzen sollte – eine Frau von Geist und Bildung. Beide sollten meine Wirte sein für den Ball am nächsten Abende.

Die Frau war nicht zu Hause, und es vergingen zwei Jahre, ehe ich sie zu sehen bekam. Der Mann war unwohl, lud mich aber ein zum Balle im Hotel de Pologne. Einen Augenblick wenigstens würde er hinkommen. Er kam auch, war sehr freundlich und machte mir einen angenehmen Eindruck. Ich hab ihn nicht wiedergesehen; er hatte sich tags darauf ins Krankenbett legen müssen und ist nicht wieder aufgestanden. Ein Steinwurf, welcher ihm bei einem Aufstande Anno 30 an die Brust geflogen, hatte ihm einen langsam tödenden Schaden verursacht. Julius berichtete mir nach einiger Zeit: «Heute haben wir unseren guten Professor begraben!» – «Ah!» rief ich, ohne zu ahnen, welche grosse Bedeutung das für mich haben sollte.

Im Jahre 34 wird es der Leser bemerken. Jetzt müssen wir auf den Ball zurückkehren, weil sich da – es war eben ein Schicksalsdrama – etwas unmittelbar Wichtiges für mich ereignete. Ein langer, magerer Mann klopfte mich auf die Schulter; jener Buchhändler Voss war es, der schon zweimal bei mir gewesen und der mir mitten in einem Galopp zuraunte: «Methusalem tritt zurück, und ich hoffe, Sie werden zu Neujahr die Redaktion der ‚Eleganten Zeitung‘ allein übernehmen.»

Und die Saint-Simonisten? Sie fielen mir wohl auf der Stelle ein, aber ich war jetzt schon mehr auf Schriftstellerei gestellt als auf eine Religionsbahn.

So kam ich denn in das ausgefahrene Geleise eines Tagesschriftstellers. Die Zeitung erschien wöchentlich, und an jedem Tage sammelte ich, was am Samstag eine Nummer bilden sollte. Alles kam hinein, alles! Politik, Wissenschaft, Literatur. Dadurch meinte ich die abgestandenen Gewässer zu bewegen und zu beleben, und das schien auch zu gelingen, die Bewegung wenigstens, denn die rückkehrenden Wellen umspülten mich bald von allen Seiten.

So begann mir das Jahr 1833. Vom Standpunkte der Naivität redigierte ich die «Elegante Zeitung». Ich setzte nichts voraus beim Leser; ich setzte bei mir selbst nichts voraus von erlernter Wissenschaft; ich wollte nur unbefangenen erzählen, wie mir die Dinge vorkämen, die Ereignisse und die Schriften.

Da strotzte es denn natürlich von Ketzereien. Eine Besprechung Jean Pauls zum Beispiele erweckte einen Sturm gegen mich. Ohne Rücksicht auf den geweihten Namen, welcher damals für klassisch galt, sprach ich hart über die gezerzte und oft verzerrte Form seiner Bücher. Ich bekannte wohl die oft überraschenden Edelsteine seiner Gedanken und gestand, dass seine humoristischen Wendungen mich entzückt, ja, ich lobte mehr, als herkömmlich war, die ästhetische Weisheit in seiner «Vorschule der Ästhetik». Aber ich behauptete, diese Weisheit komme seinem eigenen Talente nicht zugute und er wisse viel mehr, als er könne. Ich wagte geradezu auszusprechen, dass er, im stets eng bleibenden Kreise seiner Manier verharrend, maniert geworden sei und geschmacklos, wenn auch immer persönlich liebenswürdig.

Mit derselben Dreistigkeit wurde alles getadelt, was mir unwahr schien in unserer Schriftwelt, unwahr in unserer sozialen Welt, unfrei in unseren politischen Einrichtungen. Meine Jugend drängte sich dabei warmblütig hervor, und

was als Bemerkung von Wert sein mochte, das machte den herausfordernden Anspruch auf ein System. Das Recht der Sinnlichkeit, in den Künsten von unbestreitbarer Wichtigkeit, wurde wohl übermässig betont und auch als soziale Spekulation unverzagt behandelt, ein bedenklicher Übergriff für das ältere Geschlecht, ein verlockender Reiz für junge Leute. Die Saint-Simonisten in sozialer Frage, Heine in literarischer Form hatten mir die Anregung erzeugt, und das Soziale wurde mir ziemlich unklar vermischt mit dem Künstlerischen. Andere junge Schriftsteller gingen weiter als ich, der ich hiebei im Grunde nur künstlerische Freiheit ertrachtete; sie legten das Schwergewicht auf den sozialen Gedanken und drängten die Frage um Ehe, die Frage um ein «freies Weib» an die Spitze.

Letzteres geschah indessen erst in den nächsten Jahren; 1833 war von alledem nur die Knospe sichtbar, und die von politischem Leben durchdrungene Literatur war die Hauptsache; Kritik, welche sich schöpferisch gebärdete und in Wahrheit auch schöpferisch sein wollte, war die Parole.

Ludwig Wienbarg war der erste, welcher diesem lebhaften Trachten einer belletristischen Zeitschrift wie die «Elegante» eine Stütze brachte: seine «Ästhetischen Feldzüge» erschienen als Buch und machten einen bemerkenswerten Eindruck. Es fing an deutlich zu werden, dass eine junge Schriftstellerwelt entstände, welche ausserhalb der traditionellen Bahnen unserer Klassik und Romantik eine Existenz und eine Wirkung hatte.

Am deutlichsten trat der Gegensatz hervor gegen jene künstliche Romantik, welche dem Paradiesvogel verglichen wurde. Dieser Vogel, säuselten die Romantiker, hat keine Füsse und schwebt deshalb immerwährend in der Luft zwischen Himmel und Erde.

Die erkünstelte Situation, die geschraubte, krankhafte Empfindung wurden plötzlich verspottet, die Wahrheit wurde gesucht, die Wahrheit in den Ausgangspunkten und in den Zielen, im Wesentlichen das, was man später Realismus genannt hat. Man nannte es damals «Junges Deutschland». Dieser Beiname war bald gefunden, da wir selbst die «jungen» Triebe in Politik wie Literatur fortwährend betonten. Dieser Beiname, von Wienbarg zuerst quasi-offiziell ausgesprochen, entstand aber viel harmloser, als man jetzt glaubt, nachdem man ein «Junges Italien» und ähnliche politische Bezeichnungen vielfach erlebt hat. Diese politischen Bezeichnungen waren damals noch nicht vorhanden, und eine politische Verbindung «Junges Deutschland» hat nie existiert. Herr v. Tzschoppe in Berlin hat jenen literarischen Beinamen benützt,

um eine polizeiliche Handhabe zu gewinnen für seine Bannbulle gegen eine Anzahl junger Schriftsteller, welche der damaligen Reaktion unbequem waren.

Ferdinand Stolle **Die Universität**

Unter allen deutschen Universitäten ist die Leipziger eine der ältesten. Sie ward bereits 1409 gestiftet und war jene alte Nährmutter der Wissenschaften, welche Sachsen auf die höchste Stufe der Kultur unter den übrigen deutschen Ländern erhob. Aus ihr gingen nicht nur die vorzüglichsten Gelehrten, sondern auch der grösste Teil der ausgezeichneten Männer des Vaterlandes hervor. Es war eine Zeit, wo die Leipziger Universität als die erste unter ihren deutschen Schwestern glänzte. Jetzt sind jene Zeiten vorüber, und sie ist alt und schwach geworden. Der Besuch ausländischer Studierenden (solcher, die ausserhalb der sächsischen Grenzen wohnen) ist daher sehr gering, desto mehr strömen der Alma mater aus allen sächsischen Städten, Städtchen und Dörfern Muttersöhne zu, welche, wenn sie drei Jahre mit den Mappen in den Hörsälen sich herumgedrückt, brot- und amts hungrig ins gesegnete Land der Philister eilen.

An dem Verfall der Leipziger Universität mag unstreitig die grösste Schuld tragen, dass sie zu wenig pekuniäre Unterstützung geniesst. Obgleich für die Studierenden selbst durch zahlreiche Stipendien hinlänglich gesorgt ist, so leidet doch die Universität an wesentlichen Dingen Mangel, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde. Wir verweisen deshalb auf ein Schriftchen, welches 1833 in Leipzig erschien und darüber erschreckenden Aufschluss gewährt.

Diese armselige Dotierung ist auch schuld, dass es nur selten einmal der Leipziger Universität gelingt, einen ausgezeichneten Mann des Auslandes für ihre schmale Kost zu gewinnen.

Wenn man aber bedenkt, dass das Militärwesen in Sachsen 1'500'000 Taler, das Gesandtenwesen nebst der Bundeskanzlei 122'000 Taler und der Hof 900'000 Taler kostet, während auf die einzige Landesuniversität nur 50'000 Taler verwendet werden, so sollte es wohl eine der heiligsten Pflichten der gegenwärtig versammelten Stände sei hier kräftig einzuschreiten.

Die Leuchten erster Grösse unter den Leipziger Professoren, und zwar solche, die auch über Leipzig hinaus den Lichtstoff senden und gesendet haben, sind daher äusserst rar. Wir kennen nur:

den Griechen Gottfried Hermann,
den Philosophen Krug und
den Geschichtsforscher Pöhlitz.

Der geistreichste ist unstreitig Hermann, ein Philolog im wahren Sinne des Worts, kein Wortklauber und Pedant, der sich um die tiefere Begründung der griechischen Sprachlehre und Metrik sehr verdient gemacht hat. Sein Vortrag ist lebendig, beseelend und erwärmend, daher seine Vorlesungen ausserordentlich besucht sind. Als Zensor wirkt Hermann selbst auf negativem Wege Gutes. Er ist ferner nicht allein Ritter, sondern auch Reiter. Die Sporen klirren an seinen Füssen, und fast täglich kann man ihn auf dem Leipziger Schlachtfelde dahintraben sehen, wo der Griechenfreund seine eigenen Betrachtungen anstellen mag.

Krug. Liest im Sommerhalbjahre theoretische, im Winterhalbjahre praktische Philosophie. Sein Vortrag ist klar, fasslich, aber trocken.

Als es vor der Julirevolution in Deutschland noch keinen Kampf gab als den gegen die Arroganz der Papisten, gegen welche Krug mit seinen freimütigen Broschüren wacker zu Felde zog, erwarb er sich einen wohlverdienten Ruf im freisinnigen Deutschland. Der Name Krug war gleichbedeutend mit Liberalismus. Wenn daher die jungen Füchse vom heimatlichen Herde zur Universität kamen, so stürzten sie wie toll in die Krugsche Fundamentalphilosophie, um den goldnen Trank der Weisheit an der Quelle zu trinken. Das Auditorium war gedrückt voll, die Luft schwül und erstickend. Krug trat auf den Katheder und begann: «Meine hoch zu verehrenden Herren! Die Philosophie ist ein Einkehren in sich selbst und ein Aufmerken auf sich selbst, um sich selbst zu erkennen und selbst zu verstehen und dadurch zum Frieden mit sich selbst zu gelangen.» Ein, zwei, drei Wochen hielt die unerschütterliche Jugend stand. Dann entfernten sich allmählich einige, bald folgten mehrere, die Lawine ward immer grösser, und ehe noch Krug zur Logik kam, stand er da, ein entlaubter Baum. Nur wenige Getreue sassen auf den Bänken vereinzelt, die dann gewöhnlich auch aushielten.

Man hat Krügen in neuerer Zeit häufig den Vorwurf des Illiberalismus und der Inkonsequenz gemacht. Beides mit Unrecht. Krug ist weder illiberaler noch sich inkonsequent geworden. Er hat das Schicksal der meisten liberalen Notabilitäten der Restaurationszeit geteilt; nur dass ihm noch hauptsächlich

seine Indifferenz, ja Lieblosigkeit bei Polens Untergange den Stab in der öffentlichen Meinung brach. – Die grossen Verdienste, die sich Krug um seine Wissenschaft erworben, werden ihm darum ungeschmälert bleiben.

Nach fünfundzwanzigjährigem ehrenvollem Wirken als akademischer Lehrer auf der Universität Leipzig reichte Krug im Frühjahr 1834 seine Entlassung ein und ist in den Privatstand zurückgetreten.

Pölitz. Der Mann der Konstitutionen, ohne selbst einen wahrhaften konstitutionellen Geist zu bekunden. Er ist der ewige Reformenprediger, aber diese beliebten Reformen gewähren einen so grossen Spielraum, dass ein Dom Miguel, wenn er einigermaßen geschickte Interpretation versteht, sich recht leidlich mit der Pölitzischen Reformentheorie befreunden könnte. Der Vortrag von Pölitz ist fast wie sein Stil, gleichmässig und geregelt, jedoch ohne durch ein vorteilhaftes Organ gehoben zu werden. Zuweilen taucht ein trockener Witz auf, der seine Wirkung auf das lachlustige Publikum, das nicht selten wenig feine Bildung verrät, nicht verfehlt. Das kleine Auditorium, das unmittelbar an die Wohnzimmer des Professors grenzt, ist gewöhnlich gedrängt voll, ob gerade aus Liebe für die vorgetragene Wissenschaft, wollen wir dahingestellt sein lassen ...

Clarus. Unbezweifelt einer der ersten Kliniker Deutschlands. Gründlichkeit und Fasslichkeit im Vortrage beim Unterrichte am Krankenbette zeichnen ihn aus. Auch als medizinischer Schriftsteller hat er sich ausgezeichnet. Der einzige Vorwurf, den man ihm macht, ist die allen grossen Ärzten eigentümliche Systemsucht. In Leipzig gilt er verdientermassen als das A und das O der medizinischen Welt.

Erdmann. Seine trefflichen Vorträge über Chemie werden nicht nur von Studierenden aus allen Fakultäten fleissig besucht, sondern auch von Nichtakademikern. Erdmann besitzt unstreitig den schönsten, fliessendsten, freien, von einem sehr angenehmen Organe unterstützten Vortrag unter allen Lehrern der Universität Leipzig. Viel verspricht sich die Wissenschaft von diesem geist- und talentvollen, noch in der Blüte seiner Jahre stehenden Manne, der seinem bedeutungsreichen Taufnamen «Linäus» gewiss alle Ehre macht und machen wird ...

Ein Hauptübel, woran die Leipziger Universität hinsichtlich der Vorlesungen leidet, ist das bejammernswerte Diktiersystem, das besonders in den so nennenden «Brotkollegien», welche bei Weitem die grösste Anzahl der Kollegien ausmachen, auf schauerhafte Art ausgeübt wird. Manche dieser Vorle-

sungen sind durchaus nichts andres als tachygraphische Übungen. Der Professor tritt auf den Katheder, schlägt sein Heft auf und beginnt mit den Worten: «Meine hoch zu verehrenden Herren, in der letzten Stunde sind wir da und da stehengeblieben, jetzt wollen wir weitergehen.» Auf diese Worte beschränkt sich nicht selten der ganze freie Vortrag, und die Schreibestunde beginnt von Neuem. Warum aber solche Dozenten nicht lieber ihre Famuli auf den Katheder schicken, statt sich selbst mit dem geisttötenden Geschäfte des Diktierens zu befassen, ist nicht abzusehen. Soviel ist gewiss, dass der Famulus recht gut ein solches Kollegium halten könnte, wenn er einigermassen Geschriebenes zu lesen versteht. Es gibt allerdings auch sehr ehrenvolle Ausnahmen, aber es sind nur Ausnahmen.

Die Anzahl der in Leipzig Studierenden war im Wintersemester 1832/33 auf 1'250 angegeben, wovon sich 494 zur Theologie, 521 zum Jus, 103 zur Medizin, 66 zur Pädagogik, 24 zur Chirurgie, 12 zum Kameral und die übrigen zu andern wissenschaftlichen Fächern bekannten. Indes kann man sich auf die Richtigkeit dieses Katalogs durchaus nicht verlassen. Um durch eine grosse Studentenzahl Europa zu imponieren, werden auch die Namen solcher, die bereits längst die Universität verlassen, noch immer in dem Leipziger Studentenverzeichnis fortgeführt. Es wird noch so weit kommen, dass noch einmal Vater und Sohn sich gemeinschaftlich als studiosi juris utriusque im Leipziger Studentenkatalog wiederfinden. Welch ein romantisches Wiederfinden. Auf ähnliche Weise wie mit diesem Kataloge verhält sich's mit dem Kataloge «der zu haltenden Vorlesungen». Die behutsame Anwendung des Participii Fut. Pass, dient als genügsame Entschuldigung für die nicht gehaltenen.

Die Zivilisation hat in der Leipziger Studentenwelt, wie bereits oben erwähnt worden, bedeutende Fortschritte gemacht. Die langen Haare, Hunde und Hetzpeitschen verschwinden immer mehr; und die studentischen Sitten und Gebräuche stehen minder schroff als ehemals der übrigen vernünftigen Gesellschaft entgegen.

Das Landsmannschaftswesen, das studentische Kastensystem, hat viel von seinen Übeln Eigenschaften verloren; die Burschenschaft wird man kaum noch gewahr.

Das Duell kommt wohl noch häufig vor, aber die Leutchen meinen es in der Regel nicht sehr böse miteinander, und von einer lebensgefährlichen Verwundung hört man äusserst selten. Es ist auch nicht mehr als recht und billig, dass man's nicht so genau nimmt. Der Grund der meisten Duelle ist darnach. Junges Blut ist hitzig und gerät wegen einer Kleinigkeit in Wallung.



Die französischen Soldaten untersuchen im Thor, ob keine Englische Waaren hinausgebracht werden.

Leipzig, bey Krieger-Verlag

Verlag des Verlegers in Leipzig

N. 3

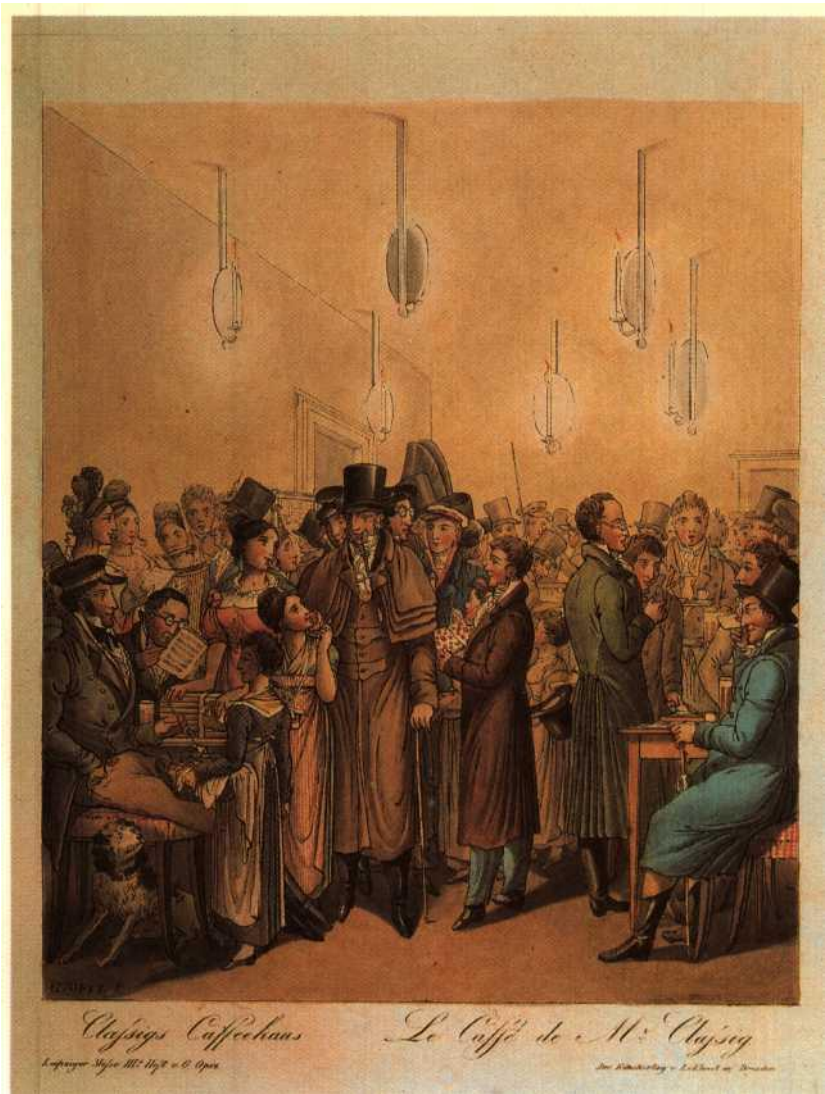
Französische Soldaten kontrollieren am Grimmaiseben Tor,
ob keine englischen Waren hinausgebracht werden



Der Weinkeller

Ein Bild aus dem Leben

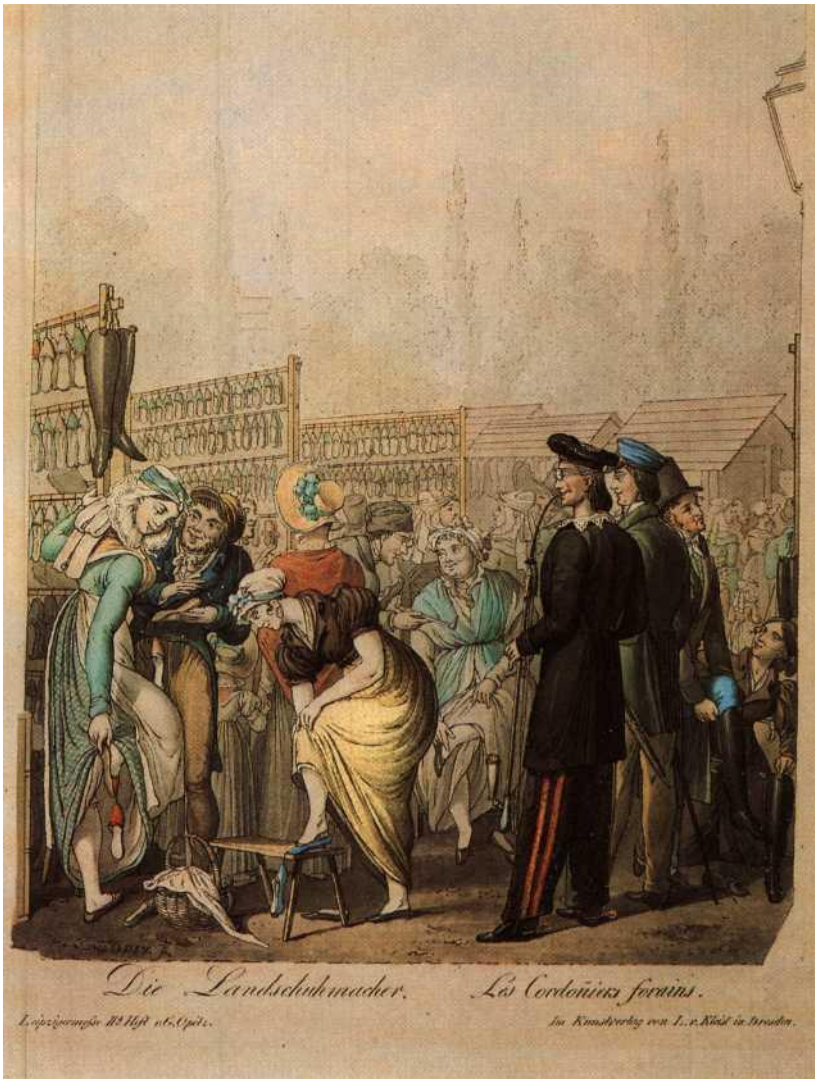
Der Weinkeller



Classigs Kaffeehaus



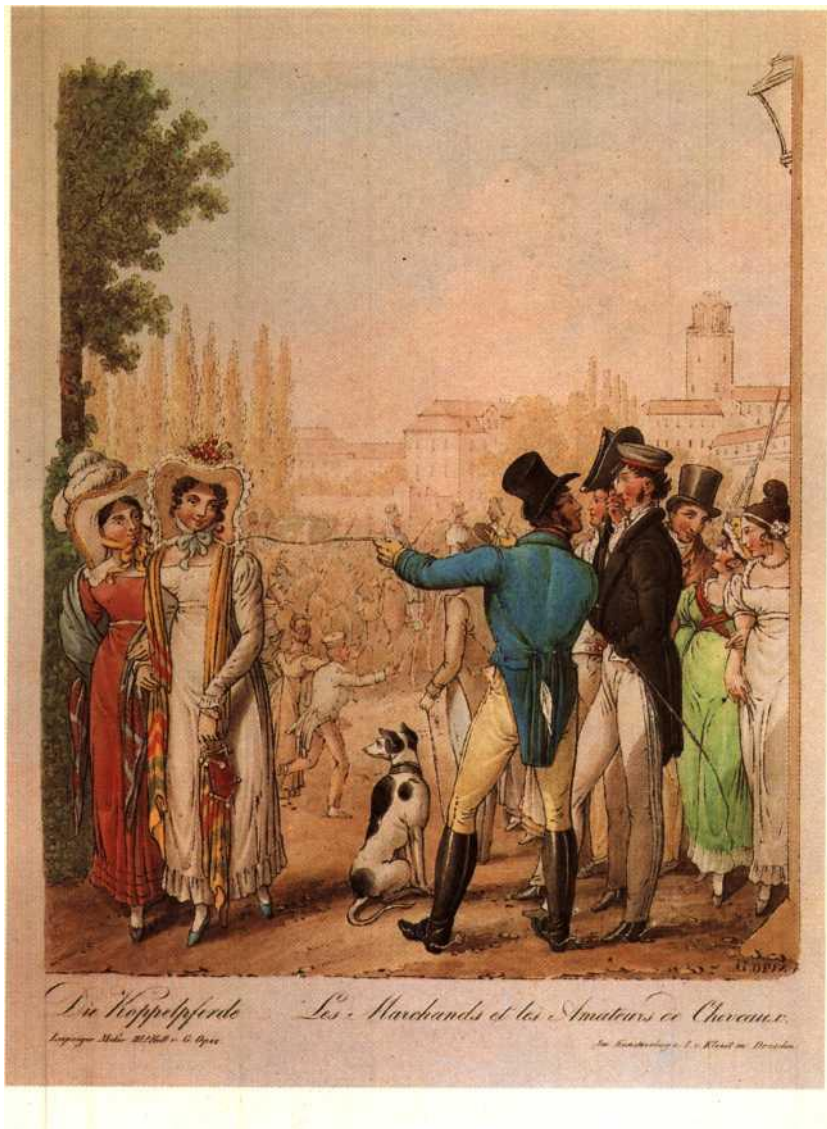
Der Rossplatz



Die Landschuhmacher



Die Buden



Die Koppelpferde



Ansicht des Peterstores

Es ist auch selten, dass ein Duell herauskommt, wenn die Duellanten nur einigermaßen vorsichtig zu Werke gehen. Auch scheint es, dass das akademische Gericht in Duellsachen gern ein Auge zudrückt und die Drei eine grade Zahl sein lässt; nach unserem Bedünken nicht mit Unrecht. Die Erfahrung hat gelehrt, dass man mit dieser Strenge einen Wahn nicht besiegen kann, der zu tief in dem Wesen des akademischen Lebens begründet liegt und durch sein Alter gleichsam kanonisiert worden ist. Das Duell, eine Tochter der Ehre, kann auch nur durch die Ehre bekämpft werden, daher die Ehrengerichte der Burschenschaft, so sie nur gut organisiert sind, gewiss ihr Gutes haben und ihren Zweck nicht verfehlen. Die Leipziger akademischen Duellgesetze mit ihren Karzergattungen in allen Nuancen sind gar sehr widersinnig. Eine Abart des Duells ist der sogenannte malitiöse Rapierjunge. Hier «stürzt» man sich, d.h., hier nennt man sich nicht «dummer Junge», welcher «Sturz» unmittelbares Duell nach sich zieht, sondern «malitiöser Rapierjunge», wo die Sache ganz nach Art des Duells mit Sekundanten, Zeugen und Unparteiischen, doch anstatt mit «Schlägern» (scharfgeschliffenen Klingen) mit Rapieren, und zwar auf dem privilegierten Fechtboden ausgemacht wird. Hier zerbleuen sich die Herren Kombattanten in der Regel recht ordentlich, und ein solches Quasiduell hat nicht selten weit schmerzlichere und schwerer zu heilende Wunden zur Folge als das ordentliche Duell.

Die Pflanzschule des Duells sind wie überall, so auch in Leipzig, die Landsmannschaften, denn unter «Finken», d.h. Studenten, die sich zu keiner Verbindung halten, wird selten eine «Suite kontrahiert». Solcher Landsmannschaften nun gibt es dermalen drei in Leipzig. Die Lausitzer oder Lusaten, die Sachsen und die Montanen, früher Markomannen. Die Neu-Preussen, eine noch vor nicht allzulanger Zeit bestehende, nicht allzumoralische Verbindung, haben sich völlig aufgelöst, nachdem der eine Teil nach Frankreich, der andre nach Amerika, der dritte nach Algier ausgewandert ist.

Eine jede solche Landsmannschaft hat ihre besonderen Farben, ihren besondern Charakter und Eigentümlichkeiten. So bestehen die Lausitzer fast aus lauter Eingebornen der Lausitz, ein kräftiger, aber etwas rauher Stamm, die stärksten Biertrinker Leipzigs. Unter den Sachsen befindet sich der sächsische Adel. Ihr Äusseres ist feiner und eleganter als das der Lusaten; schöne Gestalten, aber nicht frei von den Fehlern ihrer Kaste.

Von einer politischen Bedeutung sind diese Landsmannschaften keineswegs. Es kann sich überhaupt wohl niemand weniger um die Politik beküm-

mern als die Leipziger Musen. Brot ist die Hauptsache, von Politik wird man nicht satt. Selbst die nur noch vegetierende Burschenschaft dürfte hier schwerlich eine Ausnahme machen. An irgendeine Einheit (es müsste denn das Herausstommeln einer sechzehnjährigen Sängerin betreffen) ist nicht zu denken, und noch im Sommer 1832, wenige Tage nach Bekanntwerdung der berühmten Frankfurter Bundesbeschlüsse, feierten die Burschen und Landsmannschafter das Fest deutscher Eintracht durch eine solenne «Holzerei», das ist Prügelei, am Eingänge des Rosentales.

Karl Ewald Hasse **Im Kreise der Buchhändler**

Die Politik kam aber bei uns doch nicht wieder zur Ruhe. Der Aufstand in Warschau, die anfangs siegreichen Kämpfe der Polen wurden bejubelt, die endliche Niederlage derselben fand die schmerzlichste Teilnahme, und als dann die Durchzüge der geschlagenen polnischen Armee nach Frankreich stattfanden, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Man erschöpfte sich in Reden, Begrüssungen und Zustimmungsadressen. Man teilte nach Kräften Spenden aller Art aus und Gelage zur Feier der polnischen Helden. Diese selbst nahmen alles mit grosser Selbstgefälligkeit und angeborener Liebenswürdigkeit an, liessen es sich wohl sein, beuteten auch wohl das übertriebene Entgegenkommen möglichst aus und zogen endlich bewusst und mit Würde ab.

Im Laufe der folgenden Jahre klärte sich unser Verständnis vom Staate und seiner Regierung, über Volksrechte und -pflichten immer mehr ab. Mit mehreren Freunden hielt ich den «Freisinnigen» von Rotteck, und wir erhitzen uns in allem Ernste über öffentliche Fragen. Unser Ideal fiel mit dem der unnötigerweise so überstreng behandelten Burschenschaft zusammen: grössere Einheit von ganz Deutschland durch möglichste Einschränkung der unseligen Kleinstaaterei und volkstümliche staatliche Einrichtungen. – Leider verhielten sich die studentischen Politiker an anderen Universitäten nicht zurückhaltend genug, die jugendliche Ungeduld liess sich nicht mässigen, und so gab denn endlich einige Jahre später das törichte Frankfurter Attentat den Anlass zu den beklagenswerten Verfolgungen in akademischen Kreisen.

Am wenigsten wurde davon Leipzig berührt, und so blieb die für diese Universitätsstadt charakteristische heitere Geselligkeit ungestört. Da in jener Zeit die Einwohnerzahl und der Umfang der Stadt noch ziemlich beschränkt waren, so gingen die einzelnen Kreise der Gesellschaft vielfach ineinander über. Und wenn auch die höhere Kaufmannschaft und die Gelehrtenwelt, jede für sich, ihre besonderen Mittelpunkte hatten, so machten sich doch wiederum die Übergänge leicht. Der Buchhandel, in Leipzig von hervorragender Bedeutung, vermittelte zwischen diesen und jenen, und die Künste, namentlich die Musik, zogen alle Gebildeten an. Wurde überall viel und erfolgreich gearbeitet, so wollte man sich nachher auch gerne erholen. Die Gewandhauskonzerte nahmen hierbei die erste Stelle ein, und das Theater spielte eine wichtige Rolle. Künstler und Literaten sammelten sich an dem Hauptorte des Buchhandels, in der geistig nach allen Richtungen belebten Stadt, und brachten ein vielfach anregendes, oft gar unruhiges Element in die mehr sesshafte Welt der Kaufleute und Gelehrten hinein. Ohne Zweifel war Leipzig eine der Hauptstätten des deutschen Lebens und Schaffens. Dabei konnte ein jeder nach seiner Art und Gefallen seinen Anteil an der Bewegung nehmen oder sich ganz zurückziehen, ohne weiter in Anspruch genommen zu werden. So lebte z.B. der Professor Pölitz, ein vielberufener Mann, dem das Grossherzogtum Hessen die Ausarbeitung seiner Verfassung verdankte, ganz als Einsiedler.

Die Studenten fanden, je nachdem ihre Verhältnisse sich eigneten, in allen Kreisen eine freundliche Aufnahme und wurden gern zu den geselligen Vergnügungen herbeigezogen. Was mich betrifft, so war es natürlich, dass ich durch die Stellung meines Vaters an der Universität sowie durch verwandtschaftliche und andere Beziehungen in sehr vielen Richtungen Anknüpfung fand. – Meine Eltern verkehrten viel mit dem Professor Krug, dem bekannten Philosophen, und dessen liebenswürdiger Familie. Frau Krug war mit dem unglücklichen Dichter Kleist verlobt gewesen, eine stille Frau, aber wohl unbedeutend, während ihre Schwester, Fräulein von Zenge, lebhaften Geistes und anregend in der Unterhaltung sich ergab. Dort begegnete man auch öfter der Familie des Prinzen Emil von Holstein, dessen Haus einen Sammelpunkt für die adeligen Studenten abgab. – Der älteste Sohn von Krug war mit der schönen Tochter unseres Familienfreundes Veit Schnorr von Carolsfeld verlobt. Der «alte Schnorr» wohnte als Direktor der Kunstakademie in den durch Oeser und Goethe so bekannt gewordenen Räumen in der Pleissenburg, wo ich öfter aus und ein ging. Ein weiterer Anklang an Goethes Verkehr in Leipzig fand

sich in dem geselligen Kreise des Professors Brandes. Dort traf ich mit den jungen Gliedern der Familie Schönkopf zusammen, in welcher die Töchter jedenfalls die heitere Liebenswürdigkeit der Generation aus Goethes Zeiten geerbt hatten, Später wohnten meine Eltern viele Jahre in dem Hause «Zum silbernen Bär», in welchem Goethe mit Breitkopfs verkehrt und bei dem Kupferstecher Stock das Radieren und Ätzen in Kupfer gelernt hatte. Gerne verfolgte man so hie und da die Spuren des grossen Mannes. – Im Hause des Professors Wachsmuth fand ich ebenfalls zuvorkommende Aufnahme, ohne damals zu ahnen, dass ich durch eine meiner Nichten in viel späterer Zeit in verwandtschaftliche Beziehung zu dem nachmals so ausgezeichneten Sohne, dem Bankdirektor und Generalkonsul, kommen würde.

Von meinen mütterlichen Verwandten in Leipzig war meine Grosstante und Patin Schietter sehr bald nach meiner Übersiedlung gestorben. Dagegen kam ich mit den Basen und Vettern meiner verstorbenen Mutter in mehrfache Berührung. Heinrich Schietter, der sich später durch die grossartige Schenkung seiner Gemäldesammlung an die Stadt so sehr verdient gemacht hat, lebte damals, sehr zurückgezogen als Sonderling, nur seinen Geschäfte, ich habe ihn nur gelegentlich ganz vorübergehend gesehen. Auch sein älterer kränklicher Bruder, ein Offizier a. D., hielt sich von der Geselligkeit fern und starb frühzeitig. Dieser beiden älteste Schwester, die verwitwete und kinderlose Frau Lacarrière, nahm sich mit grosser Güte und Liebe ihrer verschiedenen Nichten und Neffen an. Ihr Haus, welches sie mit ihrem Vetter Heinrich Demiani, der ihre Pflgetochter geheiratet hatte, teilte, war der Schauplatz mancher fröhlicher Festlichkeiten. Die gute Tante Lacarrière zeichnete und malte sehr hübsch und hatte einen feinen Sinn und Blick für Kunstwerke aller Art, sowie sie auch mit geschmackvoller Auswahl in der schönen Literatur wohlbewandert war. Heinrich Demiani aber sammelte eifrig und, bei ausgiebigen Mitteln, auch sehr erfolgreich Zeichnungen neuerer Meister. Seine schöne Sammlung hat er ebenfalls dem städtischen Museum hinterlassen.

Dieses Museum war in jener Zeit noch nicht vorhanden. Die Gelegenheit, Werke der bildenden Kunst zu sehen, fand sich nur in dem kürzlich entstandenen und erst sehr spärlich ausgestatteten Kunstverein und in einigen wenigen Privatsammlungen. Von diesen waren diejenigen des Barons von Speck-Sternburg und des Hofrats Keil die bedeutendsten. Die letzte stammte von dem namhaften Kupferstecher Bause und dessen Schwiegersohn Löhr. – In der Stadt-

bibliothek befanden sich einige sehr schöne L. Cranach u.a. m., und in der Universitätsbibliothek konnte man manches schöne Porträt, besonders zahlreiche treffliche Bildnisse von Ant. Graff bewundern. – Eine ansehnliche Sammlung von Zeichnungen alter Meister besass der Universitätsproklamator Weigel, mit dessen Sohne Rudolph, der sich als Kunstschriftsteller und Kunsthändler vortheilhaft bekannt gemacht hat, ich alsbald Freundschaft schloss und bei dem ich Gelegenheit fand, Augen und Sinn an Kupferstichen zu bilden. Sooft mich mein Weg bei dem Geschäftshaus W.s vorbeiführte, trat ich dort ein und musterte die dort ausgelegten Kunstsachen.

Aus den buchhändlerischen Kreisen erinnere ich mich des «alten Tauchnitz», der die Stereotypie zuerst in Deutschland einführte und von dessen Verlag damals die zahlreichen wohlfeilen Ausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker in aller Welt Händen waren. Der alte, lebhaft Herr hatte an der Familie Hasse Gefallen gefunden, und so sind wir wiederholt in seinem Hause im Brühl sowie in dem hübschen Landgute in Dölitz, dem früher Oeserschen Besitz, zu Gaste gewesen. Sein Sohn hat sich durch eine grossartige milde Stiftung ein bleibendes Anrecht auf den Dank der Armut erworben und sein Neffe durch die zahlreichen hübschen Ausgaben englischer Schriftsteller ein grosses Vermögen gemacht. – Damals entwickelte sich aus mühsamen Anfängen das blühende grosse Geschäft für Buchdruckerei und Verlag von Teubner, der, als ein Verwandter meiner zweiten Mutter, zu dem Kreise unserer Bekannten gehörte. Teubner war im besten Sinne des Wortes ein Selfmade-man und hinterliess auch eine Familie, die, nach Goethes schönem Spruche, selbst zu erwerben gewusst hat, was sie geerbt hatte.

In ähnlicher Weise ist es bis jetzt bereits in der vierten Generation mit der Familie in der Firma F. A. Brockhaus gegangen. Der Gründer derselben hatte sich zuerst in Altenburg niedergelassen und war mit meinem Vater zur Zeit des schweren Druckes der Napoleonischen Herrschaft durch die beiderseitige deutschpatriotische Gesinnung bekannt geworden. Die «Deutschen Blätter» und später «Die Zeitgenossen» sowie die enzyklopädischen Unternehmungen, insbesondere das Konversations-Lexikon, welche zum Teil unter dem Beirat und der Mitwirkung meines Vaters entstanden waren, hatten die Verbindung immer wirksamer und vertraulicher gestaltet. Der betreffende, durch Eduard Brockhaus in der Biographie seines Grossvaters teilweise bekanntgemachte Briefwechsel gibt Zeugnis des freundschaftlichen Verhältnisses. – Zur Zeit

meiner Ankunft in Leipzig war Friedrich Arnold Brockhaus längst gestorben, und die beiden Söhne Friedrich und Heinrich leiteten das Geschäft, der erstere die Druckerei, der zweite den Verlag. Welchen grossen Umfang dasselbe im Laufe der Zeit, insbesondere nach 1849 unter Heinrich Brockhaus' alleiniger Leitung und nach dessen Tode unter derjenigen seiner beiden Söhne und seiner Enkel, genommen hat, ist allgemein bekannt. – Heinrich Brockhaus war ein Mann von ausgezeichnetem organisatorischem Talente, vielseitig gebildet und bis an sein Lebensende von einem unermüdllichen Bildungstriebe beseelt. Dabei besass er neben weltmännischer Haltung eine grosse Leichtigkeit des Verkehrs mit Menschen aller Art. Kein Wunder daher, dass sein Haus für Einheimische und Fremde, namentlich aus der gelehrten und schriftstellerischen Welt, ein Sammelpunkt wurde. Diesen ergänzte der Bruder Friedrich Brockhaus durch den Verkehr mit dem beweglichen Völkchen der Bühnenkünstler und der sogenannten Literaten. Friedrichs Frau, eine geborene Wagner, und mehrere von deren Verwandten hatten selbst der Bühne angehört. Der jüngste Bruder, der so berühmt gewordene Richard Wagner, damals Student, gab sich in sehr wenig angenehmer Weise als ein kecker junger Mensch. Ich will nicht unerwähnt lassen, dass ich einmal bei einem zu Heinrich Brockhaus' Ehren gegebenen Familienfeste zugleich mit Richard Wagner Komödie gespielt habe. Wir waren aber beide mehr nur Statisten in fast ganz stummen Rollen.

Besonders lebhaft ging es in diesen Kreisen während der Ostermesse her. Von allen Seiten kamen die Buchhändler zur jährlichen Geschäftsabrechnung herbei, nicht nur aus den deutschen Staaten, sondern auch aus allen benachbarten und selbst ganz entfernten Ländern. Denn überall in der Fremde sind deutsche Buchhändler zu treffen oder doch solche, die mit dem eigentümlich organisierten deutschen Buchhandel in Verbindung stehen. Damals blieben sie, wenn die weite Reise einmal gemacht war, länger beisammen. Manche der Firmen hatten ständige Messwohnungen, viele der Herren waren miteinander verwandt und brachten ihre Familien mit. Da entwickelte sich eine heitere Geselligkeit, man erfreute sich an den mannigfaltigen Unterhaltungen, welche Leipzig reichlich bot; alte Freunde fanden sich wieder, und neue Anknüpfungen kamen zustande. Die Einheimischen gaben mehr oder weniger glänzende Gesellschaften und Gastereien. Schriftsteller und Gelehrte fanden sich ebenfalls zahlreich ein; man verabredete Geschäfte, ernstes und lustiges Treiben wechselte ab, und wenn endlich die Zeit des Auseinandergehens kam, freute

man sich schon auf das nächstjährige Wiedersehen. Dieses gemütliche kameradschaftliche Messleben hat seit den Eisenbahnen, die ein rasches Kommen und Gehen ermöglichen, grösstenteils aufgehört.

Natürlich tat sich während der «Jubilatemesse» die Familie Brockhaus wegen der überaus zahlreichen Verbindungen der Firma in geselliger Hinsicht besonders hervor, umso mehr, als unter ihren Verwandten mehrere angesehene Buchhändler waren, wie Vieweg in Braunschweig, die Campes in Hamburg und Nürnberg. Bei Heinrich Brockhaus und auch bei anderen wurde die Familie Hasse öfter in diese Kreise gezogen, und so hatte ich Gelegenheit, mit vielen namhaften Persönlichkeiten in Berührung zu kommen. Ich erinnere mich gern des alten Fr. Perthes, des bewährten Patrioten aus der Napoleonischen Zeit, eines alten Gesinnungsgenossen meines Vaters, und des Neffen Andreas W. Perthes, der nachmals dem Geschäfte in Gotha die so einflussreiche Richtung für die geographischen Wissenschaften gab. Auch der ältere Frommann in Jena zeigte sich als eine bedeutende und im Buchhandel einflussreiche Persönlichkeit, ebenso der alte, originelle Reimer. Und so gab es noch manche andere interessante Männer, auch unter den Autoren, die ich wenigstens von aussen und von weitem kennenlernte.

Bei allen erwähnten Verhältnissen war es wohl begreiflich, dass ich nicht Zeit fand, mich ernstlich an dem studentischen Treiben der Korps, der Verbindungen und ihren Kommersen usw. zu beteiligen. Ich hatte Freunde unter der Burschenschaft und in der Landsmannschaft der «Sachsen», und so habe ich hie und da einen «Kneipabend», einen Ausritt, einen akademischen Festzug mitgemacht, ohne mich in die Gewohnheit und in den Geschmack an diesen Dingen dauernd hineinfinden zu können. Auch war es bei den Mediziner in Leipzig eine Überlieferung, dass, wer einmal in die Kliniken eingetreten, sich schon als einen «Philister» zu betrachten habe, die Verbindungsfarben ablegte und die studentische Mütze mit dem runden Hut vertauschte. In der poliklinischen Praxis wurde man schon als Herr Doktor begrüsst. Jedenfalls machte der Verkehr mit den Kranken, die Bekanntschaft mit den Armen und Elenden ernster und gesetzter.

Zugleich trat man den Lehrern der Kliniken näher und wurde auch wohl von ihnen nach Auswahl mit Einladungen beehrt. So fand auch ich bei Clarus, Jörg und Ritterich Eingang und besonders in des ersteren Familie eine weit zuvorkommendere Aufnahme, als mir lieb war und ich erwarten mochte. Die junge

Welt gab sich da unter mannigfacher Anregung dem Vergnügen an Musik, Tanz und Bilderstellen und sogenannten geistreichen Spielen hin; im Sommer brachten Landpartien anmutige Abwechslung. Bei Ritterich, der ein warmer Kunstfreund war, fand man auch in entsprechender Richtung Belehrung und Genuss.

Für die vielen Freundlichkeiten wollte man sich wieder dankbar beweisen, und alsbald fand sich auch dazu die Gelegenheit. Unter unseren näheren Freunden und Studiengenossen war ein musikalischer Thüringer, der einem tüchtigen Männerquartett angehörte. Oft hatte uns dieses durch den Vortrag der schönen Kompositionen Kreutzers, Löwes und Webers, der Lieder und Balladen von Körner, Uhland u.a. ergötzt und begeistert. Die freundliche Bereitwilligkeit dieser Sangesbrüder machte es meinen Freunden und mir möglich, durch Abend- und Morgenständchen den Gliedern der gastfreundlichen Familien bei passender Gelegenheit dankbare Huldigungen darzubringen.

Durch meinen Verkehr mit Mitgliedern der Burschenschaft wurde mir die Bekanntschaft mit dem alten Turnvater Jahn zuteil. Dieser lebte zu jener Zeit, polizeilich interniert, zu Freyburg an der Unstrut, wo er sich häuslich einrichtete. Um Einkäufe zu machen, kam er während der Michaelismesse nach Leipzig. Damals fielen die Herbstferien der Universität mit der Dauer der Messe zusammen, und nur wenige Burschenschafter waren in der Stadt zurückgeblieben, um den werten Gast zu begrüßen. Da folgte ich gern der Aufforderung, mich zu beteiligen, und schloss mich auch den drei Burschen an, die Jahn auf der Heimreise bis über die sächsische Grenze das Geleit geben wollten. Natürlich war es eine Fusswanderung; Jahn, im altdeutschen Rock mit über den weissen Kragen wallendem Vollbart, trug in der rechten Hand den Ziegenhainer, in der linken eine soeben auf der Messe gekaufte Astrallampe, die er begreiflicherweise in seinem Ranzen nicht hatte unterbringen können. Es kostete uns Mühe, ihm das Tragen der schweren Lampe wechselseitig abzunehmen. Jahn war in diesem Aufzuge eine auffallende Erscheinung, und namentlich der Vollbart, eine damals ganz ungewöhnliche Manneszierde, trug ihm beim Durchmarsch durch Markranstädt von Seiten der Strassenjugend den Zuruf ein: «Dakommtder Jude!» Am Schwedenstein bei Lützen wurde haltgemacht. Jahn versäumte nicht, uns hier eine patriotische Ansprache zu halten, nach welcher wir uns verabschiedeten. Ob der rüstige alte Turner die anstrengende Aufgabe, die schwere Lampe in der Hand bis nach Freyburg zu tragen, glücklich gelöst hat, haben wir leider nicht erfahren.

Robert Schumann **Der Davidsbund**

AN SEINE MUTTER

Leipzig, 28. Juni 1833 Um Dir nun von mir zu berichten, so war mein Leben währenddem, dass Du nichts von mir hörtest, nicht ohne Reiz und Leben. Eine Menge junger, wohlgebildeter Leute, meistens Musikstudierender, hat einen Kreis um mich gezogen, den ich wieder um das Wiecksche Haus ziehe. Am meisten erfasst uns der Gedanke an eine neue, grosse musikalische Zeitung, die Hofmeister verlegt und von welcher Prospektus und Anzeige schon im künftigen Monat ausgegeben werden. Ton und Farbe des Ganzen sollen frischer und mannigfaltiger als in den andern, vorzüglich dem alten Schlendrian ein Damm entgegengestellt werden, ob ich gleich wenig Aussicht habe, mit Wieck, der mir übrigens täglich befreundeter wird, je in meiner Kunstansicht zusammenzutreffen. Viel Köpfe, viel Sinne, wenn es auch Kampf geben sollte. Die Direktion besteht aus Ortlepp, Wieck, mir und zwei anderen Musiklehrern, meistens ausübenden Künstlern (mich neunfingerigen ausgeschlossen), das schon der Sache einen Anstrich gibt, da die andern musikalischen Zeitungen von Dilettanten redigiert werden. Unter den andern Mitarbeitern nenne ich Dir Lühe, Hofrat Wendt, den tauben Lyser, Reissigern und Krägen in Dresden, Franz Otto in London.

Vielleicht gewinne ich durch dieses Unternehmen etwas, nachdem ich mich, dessen Natur sich eigentlich gegen alles Ungeregelte sträubt, wie mit mir sich mancher andere Künstler sehnt, das heisst: meinen festeren (bürgerlichen) Hintergrund, der gleichsam sich als Rahmen um das Bild oder als Gefäss um die auseinanderfliessende Masse legt, der finanziellen Vorteile usw. nicht zu gedenken.

AN FRANZ OTTO

Leipzig, den 9. August 1833 Bester Franz Otto! Was hab ich Dir nicht alles zu sagen an Leid und Freud, Lust- und Luftschlössern, Unsterblichkeitsträumen und -tränen, kurz, von vielem! Dass es auch einmal recht erbärmlich gegangen ist, hätte vorderhand nichts zu sagen, das vielleicht eher, dass Ihr eine schöne

Zeit nicht nutzen und geniessen konntet. Nun, so trinke Dich wieder kräftig am deutschen Geist und seinem Adlerblut. Glaube mir, der Deutsche leidet in fremden Landen auch an einem andern Heimweh als am physischen.

Nimm, mein geliebter Freund, diesen Brief als Vorboten einer ordentlichen nachfolgenden Korrespondenz, für heute muss ich kurz sein. Als Herold einer besseren musikalischen Zukunft möchte Dir der Brief erscheinen. Es fehlt ein Hermann mit einem Lessing unterm Arm, der einmal in das Gesindel führe. Ziehe Dich nicht zurück vom Kampfe und schlage mit drein! Wieck hat Dir wohl gesagt, dass eine neue musikalische Zeitschrift erscheinen soll, die [als] Vertreterin der Anrechte der Poesie alle Schäden der Zeit schonungslos angreife. Obgleich ich Deine Ideen nicht genauer kenne, so habe ich in Dir immer einen so warmen Freund des Tüchtigen und Echten erkennen müssen und Dich selbst stets als solchen erkannt, dass ich Dich auffordern zu müssen glaube, mit Hand ans Werk zu legen. Zwar tust Du's schon passiv, indem Du schreibst; aber ausserdem muss die Kritik tätig eingreifen und den Sieg gewiss machen.

Vorderhand sei einmal recht spasshaft und schreibe englische Briefe, mit denen wir schon in den ersten Blättern, die Anfang Oktober zur Probe ausgegeben werden, brillieren möchten. Ich bitte Dich, Bester – habe nach Lesung dieser Zeilen nichts Eiligeres zu tun, als Dich hinzusetzen und zu den «englischen Briefen» eine Feder zu schneiden. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, wieviel auf die ersten Blätter ankommt, die, wenn auch nicht zuviel versprechen, doch eine Lücke fühlbar machen sollen, die das Publikum sodann als gefüllt empfindet. Hast Du nicht Lust, deine Gedanken einzurahmen oder zu garnieren, so überlass mir dies; die Naturfrucht soll schon durchschimmern. Es wäre wünschenswert, dass Du als Ferner den Briefstil als den lebendigsten und den Verhältnissen nach den natürlichen wähltest und etwa an eine ideale Person (eine Geliebte, Vult Harnisch, Peter Schoppe) schriebest. Nun, das alles überlasse ich Deiner Einsicht. Die Wichtigkeit der Sache und ein altes Freundschaftsgefühl werden Dich antreiben, mir schleunig zu antworten, ob die Redaktion mit Sicherheit auf englische Briefe für die ersten Blätter rechnen kann. Wirft das Unternehmen etwas ab, so glaubt sie Dir, schreibst du emsig fort, auch ein leidliches Honorar versprechen zu können.

AN A. V. ZUCCALMAGLIO

Leipzig, Karfreitag 1836 Hochverehrter Herr! Sagt Ihnen der Ton der Davidsbündlerbriefe aus Augsburg, Berlin, Dresden und München vielleicht zu, so wählen Sie ihn doch zu Ihren Korrespondenzen. Gleichgültige Sachen lassen sich auf diese Weise auf interessante Weise vorbringen; die Zeitschrift erhält dadurch Festigkeit und Farbe, und den Leuten wird dadurch ein Gefallen erwiesen. Unter Davidsbund stellen Sie sich nur eine geistige Brüderschaft vor, die sich indes auch äusserlich ziemlich weit verzweigt und, hoffe ich, manche goldne Frucht tragen soll. Das Geheimnisvolle der Sache hat übrigens für manche einen besonderen Reiz und überdies wie alles Verhüllte eine besondere Kraft.

Dass mir aber auch Ihre früheren Korrespondenzartikel aus Warschau ausnehmend gefallen und dass ich diese zu den besten der Zeitschrift zähle, schrieb ich Ihnen schon mehrere Male...

Mit Sehnsucht erwarte ich Ihre Moskaubriefe und alles von Ihrer Hand.

AN A. V. ZUCCALMAGLIO

Leipzig, den 18. Mai 1837 Dass Sie nicht kommen, tut mir herzlich leid, da ich mancherlei mit Ihnen hätte durchsprechen mögen, was sich schriftlich nur bei viel Musse tun liesse. Mancherlei hätte ich im Sinne und Ihre helfende Hand dazu gewünscht. Fürs erste sinne ich schon lange darauf, dem Davidsbund ein wirkliches Leben zu geben, d.h. Gleichgesinnte, seien es auch nicht Musiker vom Fach, auch durch Schrift und Zeichen in ein engeres Bündnis zu bringen. Ernennen Akademien, mit Ignoranten und Präsidenten an der Spitze, ihre Mitglieder, warum nicht wir Jüngeren uns selber? Noch labe ich mich an einer anderen Idee, die mit der vorigen leicht in Verbindung zu setzen, aber von allgemeiner Wichtigkeit wäre, der Begründung einer Agentur für Herausgabe von Werken aller Komponisten, die sich den Statuten dieser Agentur unterwerfen wollten – und die den Zweck hätte, alle Vorteile, die bis jetzt den Verlegern in so reichem Masse zufließen, den Komponisten zuzuwenden. Dazu bedürfte es nichts als eines unter gerichtlichem Schutz geschworenen Agenten, der das Geschäft leitete: Die Komponisten müssten Kautions für die Auslagen der Herstellung ihrer Werke stellen und erhielten dagegen alljährlich etwa Bericht über den Absatz, Auszahlung des Überschusses nach geschehener De-



Clara Wieck, die spätere Frau Robert Schumanns

ckung der Auslagen. Dies vorläufig, und denken Sie der Sache einmal recht herzlich nach, sie kann zur grossen Wohlfahrt des Künstlerstandes in Ausführung gebracht werden. Bitte, denken und schreiben Sie mir!

AN SEINE BRÜDER EDUARD UND KARL

Leipzig, den 19. März 1838 Meine herzlieben Brüder Eduard und Karl! Seit lange habe ich Euch nicht mit so glücklichem Herzen schreiben können wie diesmal. Ihr wisst, was ich meine. Der alte Papa wird nach und nach schmelzen, wie ich genau weiss, und eines der herrlichsten Mädchen, das je die Welt getragen, wird mit der Zeit mein werden. Leider aber, dass ich mich vielleicht von Euch auf lange trennen muss. Eine so grosse Künstlerin gehört in eine grosse Stadt, und auch ich wünschte eine Verlegung meines Wirkungskreises an einen andern Ort.



Robert Schumann

Mit einem Wort, wir werden wahrscheinlich nach Wien ziehen. Der schönsten Aussichten ist meine Zukunft voll – meine Zeitung nehme ich mit dorthin – Klara ist dort hoch angesehen – kann sich spielend dort soviel verdienen, auch ich habe einen Namen dort – Klara schreibt mir, dass es mir nicht schwerfallen wird, eine Stelle als Professor am Wiener Conservatoire zu erhalten (die Kaiserin hat Klaran persönlich gern), kurz, alles ist dafür, wie Ihr selbst nach einiger Überlegung Euch sagen müsst. Geht alles gut, d.h., komme ich von meinem Kontrakt mit Friese ein Jahr eher los (ich habe bis Ende 1840 eigentlich abgeschlossen), findet sich ein Verleger in Wien, woran gar nicht zu zweifeln ist, erhalte ich das Privilegium der Herausgabe der Zeitung von der dortigen Regierung, was mir auch nicht abgeschlagen werden kann, so wird der Alte einwilligen, und so wird es wohl kommen, dass ich Weihnachten 1839 vorneweg nach Wien gehe, mich einrichte und mir dann zu Ostern mein Mädchen hinhole. Bittet für mich, dass dazu der Himmel seinen Segen gibt. – Von mir

kann ich Euch nur sagen, dass ich vor Entzücken gar nicht hineinschauen mag in die Herrlichkeit alle.

Nun hängt aber an aller Schönheit des Lebens auch die Prosa – und darunter werdet Ihr nun auch zu leiden haben. Es ist zu wichtig, und Ihr liebt Euren Bruder, der Euch einige Freude machen muss, gewiss zu sehr, als dass Ihr mir nicht mit Eurer ganzen Kraft beistehen solltet, zum schönen Ziel zu gelangen.

Besprecht Euch also, nehmt meine liebe Therese zur Mitberaterin, wie Ihr mir nach und nach etwas von Eurer Schuld abtragen wollt. So ein Umzug, eine Einrichtung kostet viel, und ich darf vor Wieck nicht mit leeren Händen erscheinen – das geht nicht ...

Von meinem Glück, ein solches Mädchen zu besitzen, in das ich durch Kunst, Geistesverwandtschaft, Gewohnheit jahrelangen Umganges und tiefster, ordentlich heiliger Neigung ganz verwachsen bin, sage ich Euch weiter nichts. Mein ganzes Leben jetzt ist Freude und Tätigkeit.

Möge Euch dies auch erfreuen und Ihr mir immer so liebe Brüder bleiben, wie Ihr mir immer gewesen seid.

AN H. DORN

Leipzig, den 5. September 1839 Mein verehrtester teurer Freund! Sehr würde ich mich freuen, wenn Sie mich in Ihrer Galerie mit anbringen wollten, denn die Welt weiss eigentlich so gut wie nichts von mir. Sie wissen ja auch, warum? Manchmal bildet man sich wohl ein, man bedürfe dessen nicht; im Grund aber halt ich es lieber mit Jean Paul, wenn er sagt: «Luft und Lob ist das einzige, was der Mensch unaufhörlich einschlucken kann und muss.» Doch will ich mich gerade nicht beklagen und fühle mich wirklich glücklich in meiner Kunst, denke auch noch lange fortzuarbeiten. Auch steht mir ja jemand zur Seite, zusprechend und erhebend – Klara; ich könnte sie meine Braut nennen; das ist eine unselige Geschichte, aber – dass Sie es wissen – wir haben den Alten verklagen müssen, weil ich kein Esel und Rothschild bin und er deshalb nicht ja sagen will. Wir erwarten das Ja binnen einiger Zeit vom Gericht und besuchen Sie dann vielleicht auch einmal in Riga. Es geht jetzt etwas bunt in mir zu, wie Sie sich denken mögen; doch durfte ich Ihnen, der Sie Klara von früher her lieben und mich kennen, dies gerade jetzt, wo die Sache öffentlich geworden,

nicht länger verschweigen. Ihres aufrichtigen Glückwunsches halte ich mich versichert; das Mädchen ist einzig und seelengut.

Gewiss mag von den Kämpfen, die mir Klara gekostet, manches in meiner Musik enthalten und gewiss auch von Ihnen verstanden worden sein. Das Konzert, die Sonate, die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana und die Novelletten hat sie beinah allein veranlasst. Ungeschickteres und Bornierteres ist mir aber nicht leicht vorgekommen, als was Rellstab über meine Kinderszenen geschrieben. Der meint wohl, ich stelle mir ein schreiendes Kind hin und suche die Töne dann danach. Umgekehrt ist es. Doch leugne ich nicht, dass mir einige Kinderköpfe vorschwebten beim Komponieren; die Überschriften entstanden aber natürlich später und sind eigentlich weiter nichts als feinere Fingerzeige für Vortrag und Auffassung. Rellstab sieht aber wahrhaftig nicht viel über das Abc hinaus manchmal und will nur Akkorde.

Eduard Baltzer **Abenteuer eines Theologiestudenten**

So war ich denn in meiner Heimat nun akademischer Bürger! Es war vielleicht gut, dass mein Herz geteilt war zwischen verschiedenen Spezialstudien; desto unbefangener schloss ich es den Eindrücken auf, welche die Universität mir überhaupt darbot. Einschreiben liess ich mich für Theologie und Philologie, letzteres, um mir die Laufbahn als Mathematiker offenzuhalten; denn dieses Fach war trotz der «Schicksalskatze» noch immer meine Liebe, während mein Vater mir zwar die Wahl frei liess, aber im Grunde seines Herzens hoffte, ich würde der Theologie den Vorzug geben.

Ich selbst liess es vorerst unentschieden und eilte zu Gottfried Hermann! Wie staunte ich diesen gefeierten Mann, als kleinen Kerl gestieft und gespornt auf das Katheder tretend, an, und wie hingerissen wurde ich, als er sein Griechisch uns hören liess und seine erklärenden Offenbarungen! Das war mir trotz Neue und Steinbard, oder vielmehr gerade durch diese, wie eine neue Welt. Weiter trieb meine Neigung zur Mathematik mich zu Drobisch, aber ich war nicht imstande, seinem Vortrage mit vollem Verständnisse zu folgen. Viel eindrucksvoller, trotz minderer Gewandtheit, war Moebius durch seine Einlei-

tung in die Astronomie, zumal er mit den wenigen, die ihm treu blieben, die Sternwarte besuchte und uns die ersten Blicke in nie gesehene Welten tun liess. Bei Prof. Niedner hörte ich Geschichte der Philosophie. In dem ersten Kolleg bei ihm verstand ich eigentlich kein Wort. Glücklicherweise hatte mein Stubenteilnehmer und Vetter Hermann Baltzer aus Meissen schon länger bei ihm gehört und konnte mir den Inhalt des Gehörten verdeutlichen. Nach wochenlanger Gewöhnung lernte ich den tief gelehrten Mann auch verstehen; doch ist mir bis heute rätselhaft geblieben, wie ein so scharfer Denker so wenig der Sprache Meister sein kann. Klar wie ein Bächlein über Felsen glitt dagegen der Vortrag des Prof. Hartenstein, der mich in die Philosophie ebenfalls einführte. Um nun aber auch der Theologie gerecht zu werden, wandte ich mich zu Prof. Winer, und dieser ausgezeichnete Mann wusste bei seinem archäologischen Wissensschatz und seinem fliessenden freien Vortrag das Interesse des Hörers auf ungewöhnliche Weise zu fesseln, zumal er sich als Interpret vor allem Dogmatismus fernhielt. Nächste Winer musste man damals als Theolog Teile hören, und dann besuchte ich noch die Vorlesungen von Prof. Heinroth. Er las über Anthropologie, Seelenheilkunde und dergl. Hier berührte ich die Kreise der Medizin und versuchte mich auch auf der Anatomie. Noch manches andere Kolleg wurde gehört: bei Anger Hebräisch, bei Flathe Geschichte, ohne dass ich sagen könnte, sie hätten wesentlichen Einfluss auf mich geübt.

Aber das eigentlich sogenannte Studentenleben, das auch mir als eine Art Ideal vorschwebte, wollte doch auch sein Recht haben. Mit einem Kollegen, der einer Verbindung angehörte, hatte ich gleich ein so unangenehmes Renkontre gehabt, dass ich rechtzeitig und hinlänglich gewarnt war. Indessen alsbald war ein allgemeiner «Kommers» in Taucha angesagt, und gern liess ich mich durch nähere Freunde zur Teilnahme bestimmen, noch dazu, da Taucha zu meiner engsten Heimat gehörte.

Der Morgen war wunderschön; mit Sang und Klang und Jugendlust ging es hinaus über den «Heiteren Blick», und noch viel schönere Zukunft lag vor meinen Augen. In Taucha machte natürlich die Ankunft einiger hundert Studenten ungeheures Furore. Der Marktplatz war zum Hauptquartier mit Beschlag belegt worden; die Wirthe brachten Stühle und Bier herbei, und der «Kommers» ging famos vonstatten. Gewiss, es fehlte nicht an schönen, erhebenden Pointen, allein Gambrinus schwang sein Zepter alsbald in bedenklichem Grade. Zu der Zeit gab es da gerade eine Schauspielertruppe, deren Direktor ein ehemaliger Student war. Er verstand es, eine Hauptrolle zu spielen,

und lud die ganze «Blase» zum «Aschenbrödel» ein, das am Abend gegeben werden sollte. Der Vorschlag wurde akzeptiert, und einmal im Strome, zog ich mit meinen näheren Bekannten mit. Eine grössere Entweihung der Bühne habe ich aber nie gesehen, schamlosere Roheiten nie gehört; eine trunkene Hölle konnte es nicht toller treiben. Wir blieben eine Zeitlang aus psychologischem Interesse und ergriffen dann die erste beste Gelegenheit, mit heiler Haut uns zurückzuziehen. Jetzt kannte ich das gepriesene «Studentenleben» und war geheilt – für immer.

So hatte ich vorerst nichts weiter als ein «Wasserkränzchen», d.h. einige, die wir gegen Abend ein und dasselbe Kolleg hörten, fuhren dann im Kahn auf der Pleisse hinaus ins Grüne, zum Bade, so lange im Jahre, bis wir einmal durchs Eis in das Wasser gesprungen sein würden. Das gab wenigstens gesunde Übung und Gemütlichkeit, und ich lernte das Schwimmen. Später wurde auch ein theologisches Kränzchen gegründet mit der Tendenz, Predigten und wissenschaftliche Arbeiten vorzutragen und nach Anhörung eines bestimmten Rezensenten, der die Arbeit vorher gelesen, sie zu besprechen. Mich traf das Los, alsbald eine Predigt rezensieren zu müssen, welche Kollege Tischendorf vorgelegt. Sie bot so wunderbare Schwächen, dass ich sie schonungslos an das Licht zog und, um meiner Kritik die Gemütlichkeit zu erhalten, meinen Vortrag mit harmlosen Scherzen würzte. Aber der Verfasser nahm das dermassen übel, dass er ausschied. Das war der später berühmte Kritiker des Neuen Testaments – Tischendorf, den ich damals nicht versöhnen, aber später sehr hochschätzen lernte.

Der Grund, warum es wenigstens für Theologen damals in Leipzig mit solchen Vereinigungen nicht vorwärts wollte, ist mir erst klargeworden, als ich nicht mehr in Leipzig war. Es lag hauptsächlich darin, dass kein Parteileben existierte. Winers sehr löbliche Unparteilichkeit in der Exegese hatte beim Mangel entschiedener Gegensätze unter den Professoren einen Indifferentismus zur Folge, der sich wie Mehltau über die jungen Geister legte. So wurde man allerdings ziemlich unparteiisch in die Theologie eingeführt, aber man lebte theologisch mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart und jedenfalls fern von den brennenden Fragen des Tages auf diesen Gebieten.

Das sollte uns einmal klarwerden. Eines Sonnabends sass ich wie gewöhnlich mit einigen Kommilitonen in der Thomaskirche, die berühmte Motette zu hören. Als ich vor Beginn der Musik mich einmal umsehe – wen erblicke ich?

Hinter mir in einem Kirchenstuhle sitzt Bischof Dräseke. Ich hatte gerade noch Zeit, meine Nachbarn zu informieren, dann begann die Motette. Nach Vollendung derselben schlug ich vor, zu sehen, wohin sich Dräseke begäbe, und ihm ohne Weiteres unseren Besuch abzustatten. Ein anderer schlug vor, bei dieser Gelegenheit ihn zu bitten, morgen in einer der Leipziger Kirchen zu predigen. Gedacht, getan! Der Student setzt sich über Bedenken leicht hinweg. Dräseke logierte im Hotel de Pologne, und alsbald meldeten sich sechs Studenten der Theologie zur Audienz.

Er empfing uns sehr freundlich, schlug aber unsere Bitte ab; denn «was würde Magdeburg sagen, wo er Urlaub genommen, um seine Gesundheit zu stärken, wenn es hörte, dass er in Leipzig gastpredigte?». Er ging aber mit uns auf längere theologische Unterhaltung ein; unter anderem fragte er uns: «Nun, was sagen Sie in Leipzig denn zu David Strauss?» – Und wir alle sechs wussten von David Strauss – gar nichts. Ich weiss nicht, ob wir uns mehr beschämt oder Dräseke sich mehr erstaunt fühlte! Er ging, da er unser Geständnis hörte, auch nicht auf die Sache ein und mochte wohl denken: Die Leipziger Theologie ist klug und weise und zieht Studenten nicht in die Tagesfragen. – Das eben ist der springende Punkt. Wenn aber die Tagesfragen Lebensfragen sind, hat die Verwunderung des Bischofs doch wohl recht! –

Die St.-Thomas-Motette führt mich in der Erinnerung auf ein Gebiet, das mich in Leipzig noch mehr beherrschte als die Kollegien, nämlich das Gebiet der Kunst.

Abgesehen von der Dichtkunst, die wir unter Kobersteins trefflicher Leitung in Pforta würdigen gelernt, war die Pflege der Kunst dort völlig vernachlässigt. Es war daher ein günstiger Umstand, dass ich mit einem sehr musikalischen Vetter in Leipzig das Zimmer teilte, der mich unter seine Flügel nahm. So nahm ich noch Klavierstunde, um, wie ich meinte, das Versäumte nachzuholen! Natürlich war das zu spät. Aber das Schöne verstehen zu lernen, dazu war es noch Zeit. Mein erstes Theaterstück, das ich auf grösserer Bühne sah, war «Oberon». Ich war selbst wie verzaubert! Von Stund an wandte sich mein ganzes Wesen dem Reiche des Schönen in immer bewussterer Weise zu. Nicht bloss, dass ich jedes bedeutende mir neue Stück hören und sehen musste, dass ich kein Gewandhauskonzert ohne Not versäumte und mir ohne Schmerz alle Genüsse versagte, die sonst die Wechsel des Studenten verzehren – ich machte die Kunst überhaupt zum Gegenstande meines Studiums. Bouterweks Ästhetik war das erste Werk dieser Art, das ich mit Eifer studierte. Als ich nach einiger

Zeit den «Faust» zu sehen Gelegenheit hatte, fühlte ich mich wie in eine neue Welt versetzt und wurde mir bewusst, bisher noch wie im Traum gelebt zu haben.

Die Leipziger Bühne stand damals in gutem Rufe. Aber die darstellende Kunst und der Gesang lagen miteinander in dem Kampf der Eifersucht. Der Sänger verschmähte die dramatischen Hilfsmittel, und der Dramatiker gab nichts auf den Gesang. Da erschien wie ein Meteor Frau Schroeder-Devrient als Gast in Leipzig und zeigte, wie beide Künste im Verein erst ihren ganzen Zauber zu entfalten vermögen! Ich habe später einen Fidelio, eine Julia von berühmten Gästen darstellen sehen, aber nie wieder in solcher Vollendung wie von der Schroeder-Devrient. – Als der Gast Leipzig verlassen hatte, waren alle Leipziger Bühnenkünstler mehr oder minder umgewandelt, so gross war nach einmütigem Urteil des Publikums die Einwirkung dieses vollendeten Beispiels.

Von den sonstigen schönen Künsten, welchen Studenten obzuliegen pflegen, hatten keine für mich Anziehungskraft. Ein einzig Mal war ich zum «Professorenball» im Hotel de Pologne und fand es sehr langweilig. Nur die Reitkunst interessierte mich insoweit, dass ich Reitstunde nahm, vielleicht weil ich als Knabe schon mich gern auf dem Pferde getummelt hatte. Sorglicher für die Zukunft als ich selbst war mein guter Vater. Er liess mir allerdings freie Wahl des Studiums, aber ich hatte ja so viel zu studieren, dass ich an ein sogenanntes Brotstudium gar nicht dachte. Mein Vater mochte die Zersplitterung fürchten und suchte daher zu sondieren, ob ich wohl, wie er zu hoffen schien, gleich meinen drei älteren Brüdern zur praktischen Theologie geeignet und geneigt sein möchte. Ich sollte einmal für ihn predigen! Das überraschte mich so, dass ich ausweichend sagte: ich wollte es mir überlegen. Ich hätte es um alles gern abgeschlagen, aber meinem Vater das abschlagen ging nicht, zumal ich im Hintergründe seine Absicht merkte und ich bei mir selbst die für mich grosse Entscheidung vorbereiten musste. Ich sagte dann meinem Vater, dass ich das Predigen erst einmal an einem anderen Ort versuchen müsste, wo ich nicht bekannt sei. Das fand er für gut. –

Im Dorfe Leutzsch bei Leipzig, das zwei Filialen hatte, war sonntäglich von drei Kirchen wenigstens eine vakant, und der alte Pfarrerherr gestattete mir gern, in Schönau meinen ersten Predigtversuch zu machen. Mein musikalischer Freund Haupt exerzierte mir die Altarintonationen gehörig ein, überwachte das Orgelspiel, und das Ganze wurde als Geheimnis behandelt, um uns vor etwaigen lustigen Studentenstreichen zu sichern.

Es war ein rauher Herbstmorgen, als wir angemeldetermassen beim Kantor des Orts pünktlich eintrafen. Schnell wurde eine Tasse Kaffee serviert, und der Herr Kantor wollte mir das übliche Honorar in die Hand drücken. Natürlich weigerte ich mich: «Sie wissen ja noch gar nicht, ob ich die Predigt wirklich halte.» – «Tut nichts», erwiderte er, «es ist hier eine Herrschaft, die ladet, wenn sie anwesend ist, den Herrn Kandidaten zu Tisch ein; wenn sie, wie jetzt, abwesend ist, zahlt sie durch mich einen Meissnerschen Gulden, damit der Herr Kandidat im Gasthof speise.» – Half nichts, den Gulden in der Tasche, ging's zur Kirche, ich in die Sakristei, wo ich alles Nötige fände, Haupt mit dem Kantor nach der Orgel.

Der Gesang begann; ich steckte mich in den ungewohnten Talar. An diesem fehlten die Knöpfe, und angstvoll suchte ich eine Stecknadel zur Aushilfe. Mit knapper Not fertig, eilte ich vor den Altar, und Haupt gab mir durch sein Präludium Seelenruhe und den Ton an, in dem ich einsetzte. Nach kurzem Gesang ging's auf die Kanzel. Alles schwieg feierlich still. Gegenüber neben der Orgel öffnete sich auf weisser Wand eine Tür, und heraus trat ein Bäuerlein, das sich sans gêne nach Bauernart schneuzte, wohl weil er sich ungesehen glaubte. Mir Unglücklichem war das aber ein Anblick horrible dictu, der mich so konsternierte, dass ich unfähig war, ein Wort zu sagen. Es blieb mir nur übrig, mein Manuskript – das so sorgfältig memorierte – zu Hilfe zu nehmen. Dann ging es bis zu Ende, und Freund Haupt meinte, die Gemeinde hätte die kleine Eingangspause ohne Zweifel für ein stilles Gebet angesehen!

Als ich meinem Vater diesen Kasus referierte, meinte er: «Ja, Übung macht den Meister! Und damit die Fatalität nicht nachwirkt, könntest du mich am nächsten Sonntag hier vertreten.» Das überraschte mich zwar, aber es wurde geleistet. Befremdend aber wurde mir die Sache, als er mir für den darauffolgenden Sonntag die gleiche Zumutung stellte und mir ein Thema vorschlug. Später wurde mir klar, dass dies alles eigentlich eine Prüfung war, die er mit mir vornahm, zur Beantwortung der Frage, ob bei der Theologie zu bleiben oder zur Mathematik mich zu wenden für mich ratsamer sei. – Es entsprach seinem geheimen Wunsche, dass ich bei der Theologie blieb, und deshalb musste ich nunmehr eine preussische Universität besuchen: ich ging nach Halle. –

So nahm das Leipziger Leben und Streben ein ziemlich plötzliches Ende, aber unermessliche Erinnerungen und ein Gefühl von Heimatlichkeit fesselten mich immer an die Stadt. Kein kranker Parteigeist, am wenigsten politische

Vorurteile, trübten meinen Sinn. Als Knabe hatte ich zwar mit der Hohenleinschen Dorfjugend mutig mitgesungen: «Die Preussen haben das Land gestohlen, die Sachsen sollen es wieder holen, Geduld, Geduld, Geduld!» Aber schon, als ich von Pforta in die Ferien ging, bekam man von Preussenhass nichts mehr zu hören.

Friedrich List **Pionier des Eisenbahnbaus**

Leipzig, den 5. September 1835 Lange Abwesenheit von Hause, eine anhaltende Unpässlichkeit seit meiner Rückkehr und der Umstand, dass ich erst die Rückkehr mehrerer abwesender Mitglieder des verehrl. Direktoriums und Ausschusses der Leipzig-Dresdner-Eisenbahnkompanie abwarten wollte, werden mich entschuldigen, wenn ich jetzt erst die Zuschrift des verehrlichen Direktoriums vom..., ein mir geschöpftes Ehrengeschenk betreffend, beantworte.

Der Beschluss des verehrl. Ausschusses und die Gesinnungen, welche in der Zuschrift des verehrl. Direktoriums gegen mich ausgesprochen sind, verdienen meine ganze Erkenntlichkeit, insofern dadurch der Wert meiner Leistungen in dieser Sache von zweien Kollegien anerkannt wird, welche die würdigsten Männer dieser Stadt unter ihre Mitglieder zählen. Indessen kann ich das Geständnis nicht verhalten, dass ich nicht sowohl auf ein Ehrengeschenk als vielmehr auf Entschädigung für das, was ich dieser Sache geopfert, und Belohnung für das, was ich ihr genützt, gerechnet habe. Da ich voraussetzen muss, dass den wenigsten verehrl. Mitgliedern die Verhältnisse genau bekannt sind oder zur Zeit vor Augen schweben, welche bei Bestimmung dieser Entschädigung und Belohnung in Berücksichtigung kommen dürften, so erlaube ich mir, Ihnen dieselben hiermit darzulegen.

In den Jahren 1827, 1828 war mir in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein bedeutendes Eisenbahnunternehmen, eines der ersten in jenem Lande, gelungen. Ich hatte dadurch Einsicht in das Wesen dieser Art Unternehmung erlangt und die Überzeugung gewonnen, dass Deutschland durch Benutzung der in Nordamerika gemachten Erfahrungen aus diesen neuen Transportinstituten unermesslichen Nutzen ziehen könnte. Angetrieben von dem Wunsche,

meinem deutschen Vaterlande durch Mitteilung dieser Erfahrungen zu nützen, trat ich mit dem königl. bayerischen Maschinenbaudirektor v. Baader über diesen Gegenstand in eine Korrespondenz, welche mehrere Jahre lang dauerte und die derselbe teils in den Beilagen der «Allgemeinen Zeitung», teils in eigenen Broschüren dem deutschen Publikum bekanntmachte.

Schon in diesen Mitteilungen ist der Plan einer Verbindung zwischen den Hansestädten und Süddeutschland über Frankfurt und Leipzig enthalten, und schon damals gab ich dem Herrn v. Baader die Stiftung von Eisenbahnkomitees in den einzelnen Städten als das sicherste Mittel an, zu diesem Zweck zu gelangen. Wie wenig auch diese Vorschläge bei dem deutschen Publikum Anklang fanden, so gab ich doch die Hoffnung nicht auf, dasselbe durch anhaltende und zweckmässige Beleuchtung des Gegenstandes dafür zu gewinnen, doch sah ich ein, dass zu diesem Zweck ein jahrelanger Aufenthalt in Deutschland unerlässlich sei. Meine Privatverhältnisse waren damals so glänzend, als ich sie nur wünschen konnte; ein fixer Gehalt bei der Kompanie, welche ich gestiftet hatte, gewährte mir reichliches Auskommen, und der vierte Teil des Gewinnes an einer Unternehmung, in welcher bis jetzt über eine Million Dollars verwendet sind und deren Besetzung (20'000 Acker mit 2 Städteplätzen) um das Zehn- und Zwanzigfache steigen musste, war mir gesichert; dennoch entschloss ich mich, diese Stellung aufzugeben, um meinem deutschen Vaterlande einen Dienst zu leisten, zu welchem ich durch Erfahrung und Verhältnisse mich besonders berufen glaubte. Ich opferte meinen fixen Gehalt, verkaufte die Hälfte meiner Interessen für eine Summe, welche ihrem wahren Werte nicht entfernt gleichkam, um die erforderlichen baren Mittel zu gewinnen, überliess die andere Hälfte fremden Händen und begab mich nach Deutschland mit dem Vorsatze, hier, so lange es meine Kräfte erlauben würden, dem mir vorgesteckten Ziele unermüdlich entgegenzustreben. Mich bestärkte in diesem Entschluss die Hoffnung, das Gelingen meiner Pläne werde mir reichlichen Ersatz für jene Opfer bringen. Durch eine solche Dienstleistung durfte ich hoffen, mir die Anerkennung derjenigen Regierungen und Gemeinheiten, welchen ich mich zunächst nützlich beweisen würde, und meinen Kindern eine deutsche Heimat zu erwerben, durfte ich auf eine feste und ehrenvolle Anstellung und auf ein fixes Einkommen rechnen, durfte ich hoffen, dass die Kompanien, welche durch meine Beihilfe zustande kämen, mir gerne einen meinen Aufopferungen entsprechenden Anteil an den Vorteilen ihrer Unternehmungen zugestehen würden.

Mit diesen Vorsätzen und Erwartungen verliess ich schon 1830 meine Stel-

lung in Nordamerika, fand aber in Deutschland die öffentliche Meinung noch wenig zugunsten meiner Pläne gestimmt. In der Hoffnung, durch fremdes Beispiel die Nacheiferung der Deutschen zu erwecken, entschloss ich mich, in Frankreich mit ähnlichen Vorschlägen aufzutreten, und meine dortigen Bestrebungen hatten wenigstens den Erfolg, das Zustandekommen eines Expropriationsgesetzes in jenem Reiche zu befördern. Auch hatte ich schon 1831 Gelegenheit, den belgischen Gesandten in Paris, Herrn Gendebien, auf die Vorteile einer Eisenbahn von Köln nach Antwerpen aufmerksam zu machen und dadurch dieses so folgenreiche Unternehmen zum erstenmal zur Sprache zu bringen. Meinen Hauptplan stets im Auge behaltend, kam ich im Jahre 1832 zum zweiten Male nach Deutschland. Nach einem zwölfmonatlichen Aufenthalt in Hamburg und Altona, wo ich am meisten zu wirken können glaubte, von wo aus ich mit vielen Hauptplätzen im Innern Deutschlands korrespondierte und insbesondere zum zweiten Male den Versuch machte, die königl. bayerische Regierung für eine hanseatisch-bayerische Eisenbahn zu interessieren, überzeugte ich mich endlich, dass Leipzig als derjenige Punkt, wo sich ein deutsches Eisenbahnsystem konzentrieren müsse, am ehesten für meine Vorschläge sich interessieren dürfte. Im Juli 1833 kam ich hieher mit dem Vorsatz, mit meinen Vorschlägen öffentlich aufzutreten, sobald ich die Lokalverhältnisse gehörig eingesehen und erkundigt haben würde. Der Erfolg meiner Schrift «Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines deutschen Eisenbahnsystems», die ich in vielen hundert Exemplaren auf dem hiesigen Platze gratis verteilte und der königl. Regierung sowie den beiden Kammern einreichte, ist bekannt.

Meine anfängliche Stellung dem hiesigen Publikum gegenüber war von eigener Art; die wenigsten Personen hatten nur allgemeine Begriffe von dem Wesen und Nutzen des Unternehmens, die meisten nahmen kein Interesse an der Sache, weil sie dieselbe nicht kannten, und nur zu viele waren geneigt, sie für eines von jenen Projekten zu halten, welche mehr die Wohlfahrt des Urhebers als den Vorteil der Unternehmer beabsichtigten. Es lag daher in dem Interesse des Unternehmens, keine Bedingungen von meiner Seite zu stellen, weil sonst dadurch den Zweiflern und Übelwollenden Veranlassung gegeben worden wäre, den Plan selbst zu verdächtigen. Aus demselben Grunde musste ich verschweigen, dass ich in der einzigen Absicht, diesen Plan durchzusetzen, hierhergekommen sei, eine Absicht, die übrigens klar aus der obigen Darstellung und aus hundert andern Umständen erhellt, die ich hier nicht anzuführen



Friedrich List

brauche, da, wie ich hoffe, kein Ehrenmann meine Versicherungen in Zweifel ziehen wird. Hätte ich bloss die Beförderung meines Privatvorteils und nicht das allgemeine Interesse vor Augen gehabt, so wäre mir ein Weg freigestanden, der mich ganz sicher zum Ziele geführt hätte, ein Weg, der noch dazu der observanzmässige war. Ich hätte nämlich bei der königl. Regierung und den Kammern allererst um die Konzession zur Bildung einer Kompanie einkommen können, die mir schwerlich abgeschlagen worden wäre, wodurch denn die Leitung des ganzen Unternehmens in meine Hände gekommen wäre. Diese Observanz schien mir aber eine verwerfliche zu sein. Lange zuvor hatte ich erkannt, dass dieselbe das Haupthindernis des Gedeihens der Eisenbahnunternehmungen in Frankreich sei und dass in Deutschland die Sache der Eisenbahnen nur durch frei gewählte Komitees das öffentliche Vertrauen gewinnen könne. Ich hatte diesen Weg schon in meinen frühern Schriften vorgeschlagen, ich hatte diesen Vorschlag in der Schrift über das sächsische Eisenbahnsystem



Heinrich Brockhaus

wiederholt, und wenn ich irgendein Verdienst um die Einführung der Eisenbahn in Deutschland habe, so ist es vor allem der Vorschlag, das Geschäft der Konstituierung und Zustandbringung der Kompanien in die Hände vorbereitender Komitees zu legen. Auf diesem Wege allein ist die öffentliche Meinung in Deutschland für die Eisenbahnen so weit gediehen.

Erst als sich ein kleiner Zirkel von Unterstützern der Sache gebildet hatte, hielt ich es für zweckmässig, Herrn Wilhelm Seyfferth und Herrn Dufour-Feronce meine Verhältnisse darzulegen und meine Erwartungen auszusprechen. Ersterem, Herrn Wilhelm Seyfferth, welcher zuerst mit mir in Kommunikation getreten war, setzte ich umständlich auseinander, welche Aufopferungen ich dieser Sache gebracht habe; wie ich einzig in der Absicht, sie zu betreiben, hierhergekommen sei; wie es aber unter den gegenwärtigen Umständen eine delikate Sache sei, von Bedingungen zu sprechen, die ich zu stellen hätte; ich

sei entschlossen, dieser Sache jahrelang meine ganze Tätigkeit zu widmen; im Fall wider Erwarten meine Bestrebungen erfolglos wären, so sei dies ein Unglück für mich, das ich allein zu tragen hätte, umso gerechter aber seien im Fall des Gelingens meine Ansprüche auf Schadloshaltung und Belohnung; ich verlange übrigens nicht mehr, als was Männer von Rechts-, Ehr- und Billigkeitsgefühl auch ohne ausdrückliche Versprechen mir zu gewähren in diesem Falle sich für verpflichtet halten müssten, nämlich:

Ersatz desjenigen, was ich hätte zusetzen müssen während der Vorbereitung und Zustandbringung des Unternehmens.

Eine Belohnung, welche mit den Vorteilen, die das Unternehmen gewähre, im Verhältnis stehe; es sollte mir nämlich das Benefiz gestattet werden, eine Anzahl Aktien, z.B. zwei Prozent der ganzen Aktienzahl, ein Jahr nach vollkommener Herstellung der Bahn zu dem Kostenpreis zu zeichnen, wodurch ich nur dasjenige gewinnen würde, was alle andern Aktionäre nach Abzug ihres Einlagekapitals gewönnen, und endlich:

eine meinen persönlichen Verhältnissen entsprechende fixe Anstellung bei der Kompanie mit angemessenem fixem Gehalt.

Herr Wilhelm Seyfferth fand diese Ansprüche vollkommen der Billigkeit gemäss, und auch Herr Dufour versicherte mich in der Folge wiederholt, dass man gegen mich handeln würde, wie es recht und billig sei. Später hatte ich einigemal die Absicht, meine Verhältnisse beim Komitee zur Sprache zu bringen, insbesondere machte ich Herrn Tenner, gegenwärtigen Bevollmächtigten der Kompanie, ähnliche Erklärungen mit der Bitte, das Komitee davon in Kenntnis zu setzen; es ward aber stets darauf erwidert, das Komitee sei ein bloss provisorisches, könne sich daher in Verbindlichkeiten nicht einlassen, wolle aber sich bei der künftigen Direktion dafür verwenden, dass meine gerechten Ansprüche befriedigt würden. Weit entfernt, hieraus rechtliche Verbindlichkeiten deduzieren zu wollen, appelliere ich einzig und allein an das Billigkeits-, Ehr- und Rechtsgefühl der verehrlichen Mitglieder des Direktori-ums und des Ausschusses.

Es kann unter den gegenwärtigen Umständen und Verhältnissen nicht in meinen Absichten liegen, eine Anstellung bei der Kompanie zu verlangen, mit umso grösserer Zuversicht aber darf ich hoffen, dass meine Entschädigung mit Rücksicht auf meinen zweijährigen Aufenthalt in Leipzig, auf den Aufwand, der mir durch Druckkosten, Reisen, Porto und dgl. verursacht wurde, bestimmt werde, umso mehr darf ich hoffen, dass ich durch Verstattung einer nachträg-

lichen Subskription für die grossen Opfer, die ich dieser Sache gebracht habe, einermassen Ersatz erhalte; umso mehr darf ich mir versprechen, dass meine Leistungen von den verehrlichen Mitgliedern beider Kollegien öffentlich anerkannt werden und dass sie meine Bemühungen, die Herstellung anderwärtiger Eisenbahnrouen zu bewirken, mit ihrem Einfluss unterstützen werden.

Wenn die verehrlichen Mitglieder beider Kollegien den Stand der öffentlichen Meinung in Beziehung auf die Eisenbahnen zu Anfang des Jahres 1833 sich vor Augen stellen, so muss sich ihnen die Überzeugung aufdringen, dass die Aufgabe, dieselbe auf den jetzigen Standpunkt zu erheben, keine von den leichtesten war. Damals hatte man nicht einmal einen richtigen Begriff von dem Wesen und Vorteilen dieses Transportmittels im Einzelnen, noch viel weniger als ganzes System. Die amerikanische Bauart mit ihren Vorteilen und ihre besondere Anwendbarkeit in Deutschland war gänzlich unbekannt. Man schätzte die Baukosten nach englischem Massstab und zog daraus den Schluss, Deutschland besitze weder die erforderlichen Kapitale noch den erforderlichen Verkehr. Man wusste die unermesslichen Vorteile eines ebenen Terrains, wie sie ein Teil des mittlern und das ganze nördliche Deutschland besitzt, so wenig zu schätzen als die Vorteile des wohlfeilen Holzes und des wohlfeileren Arbeitslohns. In Beziehung auf den Transport war man gewohnt, nur die Handelsgüter, nicht aber die viel wichtigeren Gegenstände des innern Verkehrs in Anschlag zu bringen, am wenigsten wusste man die Vorteile des so höchst wichtigen Personentransports zu würdigen. Von der Einwirkung des schnellen und wohlfeilern Eisenbahntransports auf die Vermehrung der innern Produktion, auf die Hebung des Werts von Grund und Boden und auf die Vergrösserung und den Flor der Städte hatte man keine Vorstellung; die Kriege, die Gefahr des Zerspringens der Dampfkessel, die Wahrscheinlichkeit, dass durch Vervollkommnung des Chausseedampfwagens die Eisenbahnen überflüssig gemacht werden könnten, und hundert andere Bedenklichkeiten stellten sich der besseren Überzeugung entgegen. Dazu kam, dass die ersten Eisenbahnen in Deutschland – die böhmischen – misslungen waren. Ohne auf die Gründe jenes Misslingens einzugehen, weil man sie nicht kannte, zog man daraus den Schluss, dass Eisenbahnen in Deutschland nicht rentieren. Die Idee einer Verbindung von Leipzig nach Dresden wurde noch im Jahre 1833 von einem Korrespondenten der Leipziger Zeitung ein Riesengedanke genannt; eine Verbindung von ganz Deutschland aber ward für ein Traumbild gehalten, das wohl

schwerlich je realisiert werden dürfte. Der Vorschlag, die Zinsen der Anlagekosten durch Kreierung von Kassenscheinen zu vermindern, hatte im Anfang keinen einzigen Anhänger gefunden. Meine Schrift «Über ein sächsisches Eisenbahnsystem», wie mangelhaft sie auch ist und wegen der Erle, womit ich sie schrieb, sein musste, hat zum erstenmal diese irrigen Ansichten des Publikums berichtigt. Ihre besondere Wirkung auf die öffentliche Meinung in Leipzig ist hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, dass sie zum erstenmal diese Stadt und Sachsen als den Zentralpunkt eines deutschen Eisenbahnsystems darstellte und zeigte, welche unermesslichen Vorteile für den Handel, die Fabriken und den Bergbau Sachsens aus der Realisierung eines solchen Systems hervorgehen müssten, dass sie ferner zum erstenmal die Vorteile einer Bahn von Leipzig nach Dresden ans Licht stellte. Indessen war diese Wirkung noch so wenig nachhaltig, dass man, als die Bürgerschaft zur Wahl eines Komitees versammelt werden sollte, für nötig fand, die inzwischen erkaltete Teilnahme wieder durch einen Aufruf zu erwärmen, der auf dem engen Raum eines Druckbogens alles enthalten sollte, was sich zugunsten der Sache sagen liess. Welchen Erfolg dieser Aufruf gehabt hat, ist bekannt, und ich besitze darüber noch ein schönes Zeugnis in einem silbernen Pokal, den die Herren Harkort, Dufour, Seyfferth und Lampe «dem Verfasser des Aufrufs an unsere Mitbürger» zu verehren die Güte hatten.

Während der Arbeiten des Komitees habe ich den grössten Teil meiner Zeit dieser Sache gewidmet. Ich habe den Operationsplan, nach welchem gearbeitet worden ist, entworfen, ich habe die eingekommenen Materialien verarbeitet, ich habe alle neuen Schriften und Zeitblätter gelesen und die Resultate daraus mitgeteilt, ich habe keine Gelegenheit versäumt, die Sache in Journalen und Zeitungen zur Sprache zu bringen und das Publikum darüber aufzuklären; ich habe Tag und Nacht über die Art und Weise nachgedacht, wie dem Publikum die Sache recht fasslich, einleuchtend und überzeugend dargestellt werden könnte. So habe ich ausser den früheren drei Jahren dieser Sache insbesondere volle zwei Jahre aufgeopfert, gänzlich ungewiss, ob meine Bemühungen auch nur den geringsten Erfolg haben würden. Umso härter aber wäre es für mich, wenn ich, nachdem die Subskription über alle Erwartungen gelungen ist, statt für meine Opfer und Verluste Ersatz zu erhalten, statt auf das Gelingen dieses Unternehmens eine ehrenvolle Existenz gegründet zu sehen, unter der Benennung eines Ehrengeschenks eine Summe in Empfang nehmen sollte, welche

nicht einmal entfernt mit den Kosten des Herzugs und Wegzugs und meines hiesigen Aufenthalts in einem billigen Verhältnisse stände. Was ein Mann in meiner Lage auf dem hiesigen Platze jährlich braucht, ist bekannt, und welche Summen ich teils zu Bestreitung meiner Bedürfnisse, teils zum Behuf meines beabsichtigten Etablissements auf dem hiesigen Platze aus Nordamerika bezogen habe, darüber können die hiesigen Wechselhäuser Frege und Comp. und Hammer und Schmidt Auskunft geben. Schon die Verluste an Zinsen und Wechselkurs, die ich durch den Bezug dieser Gelder und bis zu ihrer Plazierung erleide, belaufen sich auf eine sehr bedeutende Summe. Auch habe ich in der Hoffnung, eine meinen Aufopferungen entsprechende Zahl von Aktien nachzeichnen zu dürfen, in welcher ich durch alle frühem Äusserungen der obbenannten Herren bestärkt worden war, bei der Subskription nur eine mässige Anzahl gezeichnet und von diesen den grossem Teil wieder veräussert. Unter solchen Umständen werden die verehrlichen Mitglieder beider Kollegien mein Ansuchen für billig halten, dass es ihnen gefällig sein möchte, meine Verhältnisse aufs Neue in Erwägung zu ziehen und insbesondere eine Deputation zu ernennen, welche mit mir mündlich darüber konferiere.

Hochachtungsvoll beharrend, ganz ergebenster

F. List

Felix Mendelssohn Bartholdy **An der Spitze des Gewandhausorchesters**

AN SEINE FAMILIE

Leipzig, den 6. Oktober 1835 Seit einer Woche suche ich nach einer freien Stunde, um die lieben Briefe, die ich von Euch empfangen habe, zu beantworten und mich dafür zu bedanken, aber die Londoner Tage mit ihren Zerstreuungen waren nicht schlimmer als die Zeit bis zu Fannys Abreise, bis nun endlich jetzt nach glücklichem Ablaufen des ersten Konzerts sich die Ruhe wiederfinden lässt. – Nämlich den Tag, nachdem ich Hensels nach Delitzsch begleitet hatte, war Chopin da; er wollte nur einen Tag bleiben, und so waren wir diesen auch ganz zusammen und machten Musik. Ich kann Dir nicht leugnen, liebe Fanny, dass ich neuerdings gefunden habe, dass Du ihm in Deinem Urteile nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lässtest; vielleicht war er auch nicht

recht bei Spiellaune, als Du ihn hörtest, was ihm wohl oft begegnen mag; aber mich hat sein Spiel wieder von Neuem entzückt, und ich bin überzeugt, wenn Du und auch Vater einige seiner besseren Sachen so gehört hättest, wie er sie mir vorspielte, Ihr würdet dasselbe sagen. Es ist etwas Grundeigentümliches in seinem Klavierspiel und zugleich so sehr Meisterliches, dass man ihn einen recht vollkommenen Virtuosen nennen kann; und da mir alle Art von Vollkommenheit lieb und erfreulich ist, so war mir dieser Tag ein höchst angenehmer, obwohl so ganz verschieden von den vorigen mit Euch, Hensels. – Es war mir lieb, mal wieder mit einem ordentlichen Musiker zu sein, nicht mit solchen halben Virtuosen und halben Klassikern, die gern les honneurs de la vertu et les plaisirs du vice in der Musik vereinigen möchten, sondern mit einem, der seine vollkommen ausgeprägte Richtung hat. Und wenn sie auch noch so himmelweit von der meinigen verschieden sein mag, so kann ich mich prächtig damit vertragen; nur mit jenen halben Leuten nicht. – Der Abend des Sonntags war wirklich kurios, wo ich ihm mein Oratorium vorspielen musste, während neugierige Leipziger sich verstohlen hereindrückten, um Chopin gesehen zu haben, und wie er zwischen dem ersten und zweiten Teile seine neuen Etüden und ein neues Konzert den erstaunten Leipziguern vorraste und ich dann wieder in meinem «Paulus» fortfuhr, als ob ein Irokese und ein Kaffer zusammenkämen und konversierten. – Auch ein gar zu niedliches neues Notturmo hat er, von dem ich manches auswendig behalten habe, um es Paul zu seinem Vergnügen vorzuspielen. So lebten wir lustig miteinander, und er versprach in allem Ernste, im Laufe des Winters wiederzukommen, wenn ich eine neue Symphonie komponieren und ihm zu Ehren aufführen wollte; wir beschworen es beide vor drei Zeugen und wollen nun einmal sehen, ob wir beide Wort halten werden. – Noch vor seiner Abreise kamen meine Händelschen Werke an, über die Chopin eine wahre kindische Freude hatte; aber sie sind auch wirklich so schön, dass ich mich nicht genug darüber freuen kann; 23 grosse Folianten, auf die bekannte englisch elegante Manier in dickes grünes Leder gebunden, auf jedem Rücken mit gewaltigen goldenen Buchstaben der Titel des Ganzen und der Inhalt des Bandes, auf dem ersten Bande ausserdem folgende Worte: «Dem Director F. M. B. Das Musikfest-Comité 1835 in Cöln», dabei ein sehr freundlicher Brief des gesamten Comité mit all ihren Unterschriften; und nun, wie ich aufs Geratewohl «Samson» herausziehe und gleich zu Anfang eine grosse Arie des Samson finde, die kein Mensch kennt, weil sie Herr v. Mosel gestrichen hat, und die an Schönheit keiner Händelschen weicht, und so das Vergnü-

gen, das mir an allen 32 Bänden bevorsteht – da könnt Ihr Euch meine Freude denken. Ehe er abreiste, kam Moscheies, und gleich in der ersten halben Stunde spielte er mir ein zweites Heft Lieder ohne Worte zu meinem grössten Vergnügen vor; er ist unverändert derselbe, nur in seinem Äusseren etwas älter, sonst frisch und lustig wie sonst und spielt ganz prächtig; wieder eine andere Art von vollkommenem Virtuosen und Meister dazu. Nun kamen aber die Proben zum ersten Abonnementkonzert nach und nach, und vorgestern Abend fing also meine Leipziger Musikdirektorschaft an. Ich kann Euch gar nicht sagen, wie zufrieden ich mit diesem Anfang bin und mit der ganzen Art, wie sich meine Stellung hier anlässt. Es ist eine ruhig ordentliche Geschäftsstellung; man merkt, dass das Institut seit 56 Jahren besteht, und dabei scheinen die Leute mir und meiner Musik recht zugetan und freundlich. Das Orchester ist sehr gut, tüchtig musikalisch, und ich denke, in einem halben Jahre soll es noch besser werden, denn mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit diese Leute meine Bemerkungen aufnehmen und augenblicklich befolgen, das war mir in den beiden Proben, die wir bis jetzt hatten, ordentlich rührend; es war immer ein Unterschied, als ob ein anderes Orchester spielte. Einige Mängel sind noch im Personal, aber sie werden wohl nach und nach abgestellt werden, und ich glaube einer Reihe sehr angenehmer Abende und guter Aufführungen entgegensehen zu können. Ich wollte, Ihr hättet die Einleitung meiner «Meeresstille» gehört (denn damit fing das Konzert an); es war im Saal und auf dem Orchester eine Ruhe, dass man das feinste Tönchen hören konnte, und sie spielten das Adagio geradezu meisterhaft; weniger das Allegro, wo sie, an ein langsames Tempo gewöhnt, immer schleppen wollten; das Ende dagegen wieder, wo der langsame 4/4 Takt ff anfängt, war prächtig gelungen, die Geigen fuhren mit einer Wut zu, dass ich mich ordentlich erschreckte, und Publicus freute sich. – Die folgenden Stücke, Arie aus E-Dur von Weber, Violinkonzert von Spohr und Introduction aus «Ali Baba», gingen weniger gut; die eine Probe war nicht zureichend, und es wackelte manchmal; dagegen klappte die B-Dur-Symphonie von Beethoven, die den zweiten Teil ausmachte, ganz herrlich, und die Leipziger jubelten nach jedem Satz. – Es war aber auch eine Aufmerksamkeit und Spannung im ganzen Orchester, wie ich sie nie grösser gesehen; sie passten auf wie – Schiessvögel, hätte Zelter gesagt.

Nach dem Konzert empfing und machte ich auf dem Orchester eine Masse Gratulationen; erst das Orchester, dann die Thomaner (welche Prachtjungen sind und so pünktlich eintreten und loslegen, dass ich ihnen einen Orden ver-

sprochen habe), dann kam Moscheles mit einem Hofstaat von Dilettanten, dann die beiden musikalischen Zeitungen und so weiter. Freitag ist Moscheles' Konzert, ich muss darin mit ihm sein zweiklavieriges Stück spielen, ferner spielt er mein neues Klavierkonzert; meine «Hebriden» kommen auch darin angeschwommen. Heute Nachmittag spielt Moscheles, Clara Wieck und ich Seb. Bachs Tripel-Konzert aus d-Moll. Wie liebenswürdig Moscheles wieder gegen mich ist, wie herzlichen Anteil er an meiner Stellung hier nimmt, wie sehr mich's freut, dass er so ganz damit zufrieden ist, wie er mein Es-Dur-Rondo zu meiner Bewunderung spielt, besser als ich's mir gedacht habe, wie wir mittags in seinem Hotel essen und abends im meinigen Tee mit Musik trinken – davon könnt Ihr Euch die Beschreibung denken, denn Ihr kennt ihn, namentlich Du, lieber Vater. Das sind vergnügte Tage, und wenn ich auch wenig zum Arbeiten dabei komme, so bring ich's schon wieder ein, wenn ich so viel Genuss davon habe wie jetzt.

Agitationen hat mir das erste Konzert nicht gemacht, liebste Mutter, aber zu meiner Schande gestehe ich, dass ich noch niemals so befangen beim Herauskommen war als diesmal; ich glaube, es machte, weil so lange darüber korrespondiert und verhandelt war und ich noch kein Konzert derart gesehen hatte. Die Lokalität und die Lichter machten mich irre.

Und nun lebt alle wohl und glücklich, und bitte, schreibt mir sehr oft.

Euer Felix

Richard Freiherr von Friesen **Eine grosse Stadt im Kleinen**

Ganz anders lagen die Dinge damals in Leipzig. Der Geist der dortigen Bürgerschaft war freilich nicht weniger einseitig und engherzig als der, welcher in der Dresdner Bürgerschaft herrschte, denn er beruhte lediglich auf den Interessen der Stadt als eines grossen Mess- und Handelsplatzes, die vielfach im Widerspruch standen mit den Interessen des übrigen Landes und besonders denen der industriellen Bezirke. Leipzig hat sich daher von jeher in einer gewissen Opposition gegen die Regierung befunden, deren Massregeln dort in der Regel einer scharfen Kritik unterworfen wurden. Indessen waren diese immerhin ein-

seitigen Interessen Leipzigs doch viel weitgreifender und umfassender als die lokalen Interessen Dresdens; sie standen mit den Interessen und den Verhältnissen anderer Städte und Länder, ja ganz Europas in vielfachen nahen Beziehungen und Verbindungen und wiesen fortwährend auf allgemeine volkswirtschaftliche und handelspolitische Fragen hin, die damals noch, selbst in den oberen Dresdner Verwaltungskollegien, nur wenig oder gar nicht verstanden wurden. Dazu kam die Universität, deren Einfluss auf alle Verhältnisse des Lebens sich sehr bemerkbar machte, indem sie nicht nur den Aufenthalt einer grossen Anzahl wissenschaftlich gebildeter und geistvoller Männer in Leipzig unmittelbar veranlasste, sondern indirekt auch auf die Ansichten und die gesellschaftlichen Verhältnisse wenigstens des gebildeteren Teiles der Kaufmannschaft ganz wesentlich einwirkte. Auch die grosse und ganz eigentümliche Entwicklung des Leipziger Buchhandels blieb nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung des dortigen Lebens, wovon weiterhin die Rede sein wird. Diese glückliche Verbindung eines bedeutenden, nach allen Richtungen hin sich erstreckenden Handelsverkehrs mit der Tätigkeit einer grossen, auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung stehenden Universität und dem geschäftlichen Verkehre des dort sich konzentrierenden Buchhandels gab dem geistigen Leben der Stadt eine freiere, unbefangene Form, einen höheren, bedeutenderen Inhalt, wie ein solcher sonst in der Regel nur in weit grösseren Städten gefunden wird. Ein Leipziger Gelehrter, der damals eine Professur in dem viel grösseren und volkreicheren Breslau erhielt, charakterisierte nach den damaligen Verhältnissen beide Städte sehr richtig, indem er sagte: «Leipzig ist eine grosse Stadt im Kleinen, Breslau eine kleine Stadt im grossen.» Unter diesen Umständen war es für einen jungen Beamten, der für die reale Wahrheit der Dinge und Zustände offenes Auge und Verständnis hatte, gewiss nur vorteilhaft, wenn er in einem noch bildungsfähigen Alter eine längere Zeit hindurch in Leipzig lebte und dadurch vor einer zu einseitigen Beurteilung tatsächlicher Verhältnisse geschützt und zu umfassenderen und unbefangeneren Anschauungen gebracht wurde, als diejenigen waren, die damals noch in den Dresdner Regierungskreisen herrschten.

In Deutschland bestand zu jener Zeit überall noch die Zensur; sie wurde von den meisten Regierungen und vielen Politikern der alten Schule noch als ein wesentliches Schutzmittel der öffentlichen Ordnung und als ein fester Damm gegen die anschwellenden Wogen der Revolution betrachtet. Schon damals

aber brach bei vielen klareren und unbefangeneren Männern selbst in den Regierungen die Überzeugung durch, dass bei der allgemeinen Gärung der Geister, bei der so sehr lebhaften Aufregung der öffentlichen Meinung und der ganz allgemein gewordenen Beschäftigung mit der Politik die Zensur nicht mehr geeignet sei, ihren Zweck zu erreichen, im Gegenteil zumeist nur dazu diene, die verflachenden und zersetzenden revolutionären Elemente in der Literatur, die alle, auch die verwerflichsten Mittel und meist mit Erfolg versuchten, um die Zensur zu täuschen und Hass und Verachtung gegen die Regierungen zu verbreiten, mit einem gewissen, ganz unverdienten Nimbus zu umgeben und dadurch ihr vergiftendes Treiben erst recht gefährlich zu machen. Ja, es brach sich hier und da schon die Ansicht Bahn, dass die Zensur eine wirkliche Besserung der Verhältnisse geradezu verhindere, weil die ernsteren und edleren Geister der Nation, denen eine vernünftige Fortbildung der politischen Zustände am Herzen lag und die daher geneigt waren, den destruktiven Tendenzen der Umsturzparteien entgegenzutreten, sich nicht entschliessen konnten, ihre Arbeiten der Genehmigung von Zensoren zu unterwerfen, die vielleicht an Geist und Bildung unter ihnen standen und ihnen zuweilen die besten Teile ihrer Arbeiten wegstrichen, weil sie ihren, der Zensoren, persönlichen Ansichten nicht entsprachen oder sie dieselben vielleicht gar nicht einmal richtig verstanden.

Die sächsische Regierung war nicht ohne Verständnis dieser Sachlage, und in engeren Kreisen der höheren und höchsten Beamten konnte man schon damals oft die Ansicht vernehmen, dass die Zensur nicht lange mehr haltbar sei, mit einem tüchtigen Pressgesetze aber auch viel mehr als mit der Zensur werde zu erreichen sein. Da aber den Bundesbeschlüssen und den Ansichten gegenüber, die über diesen Gegenstand damals noch in Wien und Berlin herrschten, an eine Aufhebung der Zensur gar nicht zu denken war, so musste sich die sächsische Regierung darauf beschränken, dieselbe möglichst mild zu handhaben und insbesondere durch Ernennung durchaus gebildeter, zum Teil gelehrter, politisch aber möglichst unbefangener Männer zu Zensoren Missgriffe und zu grosse Härten tunlichst zu vermeiden. Dabei setzte sie sich freilich sehr häufigen und dringlichen Reklamationen und Beschwerden anderer deutscher Regierungen, namentlich der österreichischen und preussischen, aus, in deren Folge sie oft wider ihre eigene Überzeugung zu härteren Massregeln genötigt wurde. Immerhin aber blieb Leipzig der Ort in Deutschland, wo bei dem grössten buchhändlerischen Verkehre auch die mildeste Handhabung der Zensur

gefunden wurde, Infolgedessen wurde aber auch Leipzig bald zum Sammelplätze und Lieblingsaufenthalte aller derer, die in den damals sehr ausgebreiteten und viel bearbeiteten Gebiete einer halb belletristischen, halb politischen, meist aber überaus oberflächlichen und frivolen Tagesliteratur Beschäftigung und notdürftigen Lebensunterhalt suchten. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, wenn man die Masse der jungen und älteren Männer überblickte, die damals sich in Leipzig zusammenfanden und dort unter der Kollektivbenennung «Literaten» zusammengefasst wurden. Da fand man alle Schattierungen der politischen Opposition, aber auch alle Stufen der geistigen Bildung und des sittlichen Wertes vertreten; von den entschiedensten und «gesinnungstüchtigsten», wie es damals hiess, politischen Agitatoren, die ihre Ansichten und Grundsätze vertraten und in Konsequenz derselben die Regierungen bekämpften, bis herab zu den prinzip- und gesinnungslosen Lumpen, die alles schrieben und vertraten, wofür sie von einem Buchhändler oder sonst von irgendeiner Seite her bezahlt wurden; von Männern ernsten und höheren literarischen Strebens und ehrenhaften Lebenswandels, denen die deutsche Literatur schon damals wertvolle Bereicherungen verdankte, bis herab zu den blossen Bummlern und Vagabunden, die zu jeder würdigen literarischen Leistung unfähig, zum Teil als Trunkenbolde und Skandalmacher in stetem Konflikte mit der Polizei ihr Dasein dahinbrachten. Alle diese zahlreichen, in sich so ganz ungleichartigen Elemente hatten nur das eine miteinander gemein, dass sie, wenn auch von verschiedenen Standpunkten aus, nach verschiedenen Zielen und in verschiedener Weise strebend und wirkend, doch alle eine offene und beharrliche Opposition gegen die damalige politische Ordnung Deutschlands, den deutschen Bund, und gegen die politischen Grundsätze und Massregeln der deutschen Regierungen machten und sich infolgedessen in einem ununterbrochenen Kampfe mit der Zensur und der politischen Polizei befanden. Dafür wurden sie aber auch umgekehrt von den Behörden und namentlich von der Polizei in der Hauptsache und mit wenigen Ausnahmen alle in einen Topf geworfen, einfach und ohne Unterschied als «Literaten» angesehen und schon als solche für staatsgefährlich, wenigstens für verdächtig gehalten. Nur die Rücksicht auf die Interessen der Leipziger Buchhändler, welche behaupteten, diese Leute nicht entbehren zu können, hielt damals die sächsische Regierung ab, den fortwährenden Beschwerden und Reklamationen der Regierungen von Österreich und Preussen nachzugeben und, um sich endlich Ruhe vor denselben zu verschaf-

fen, die in Sachsen nicht heimatsangehörigen «Literaten», soweit sie wenigstens mit der Polizei in Konflikt gekommen oder politisch verdächtig waren, aus Leipzig auszuweisen.

Aber auch diese Verhältnisse kennengelernt und dieses Treiben eine Zeitlang in der Nähe selbst mit angesehen zu haben, rechne ich mir als einen Gewinn an. Es hat dazu beigetragen, mir manches Spätere als einen Vorschnitt zum Besseren erscheinen zu lassen, was von anderen, die keine Gelegenheit hatten, die damaligen Zustände so genau kennenzulernen, in gerade entgegengesetzter Weise betrachtet wurde.

Heinrich Brockhaus **Erste Fahrt auf der Eisenbahn**

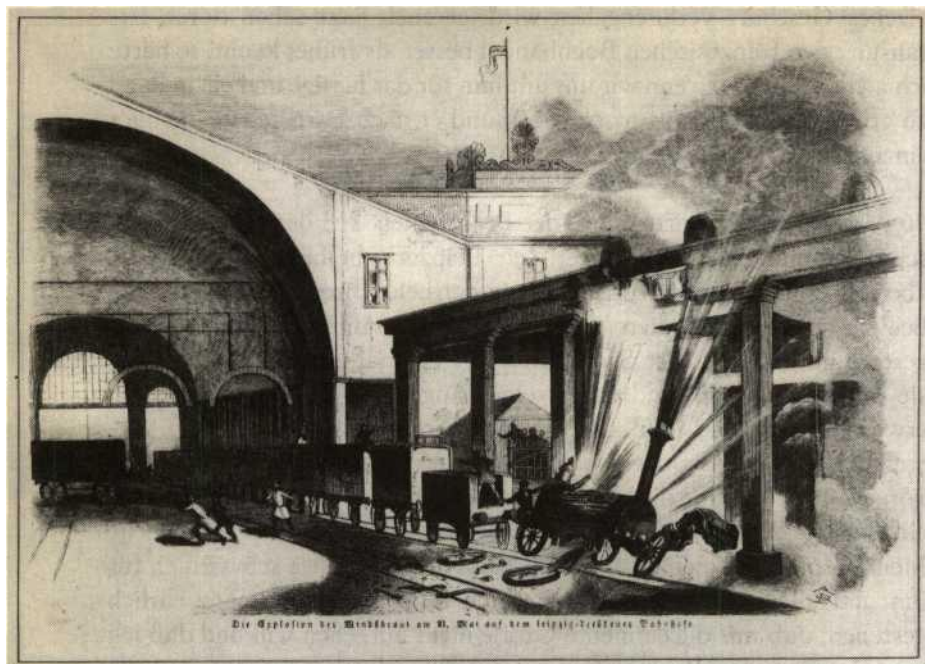
9. Februar 1837 Im Konzert wurde ich wahrhaft hingerissen von dem Vortrag eines Konzerts von Mendelssohn. Ich bin bisher bei seinem Spiel noch nie so recht warm geworden, wie denn eben das Piano nach meiner Ansicht kein eigentliches Konzertinstrument ist; aber heute schien ein höherer Geist über ihn gekommen, er spielte wundervoll, es war wahre Poesie in dem Vortrag sowie auch später, als er mit Sterndale Bennett das Moscheles'sche «Hommage à Haendel» vortrug. Er ist jetzt Bräutigam, seine Braut war zugegen, und so erklärt sich seine Begeisterung. Das Mädchen, das ganz in meiner Nähe sass, muss einen schon begeistern können; eine überaus freundliche Erscheinung, fast schön zu nennen, und sie sah so glücklich aus, in ihrem Auge spiegelte sich so die Freude über den Triumph ihres Geliebten wider, dass man sich selbst in ihren Anblick versenken konnte. Mendelssohn scheint auch einer der glücklichsten Menschen sein zu müssen: er ist im Besitz eines reichen, grossen Talents, allgemein geliebt und geehrt, jung, vermögend, im Besitze einer reizenden Braut – und doch mag auch bei ihm vielleicht ein Wurm nagen, den wir nicht ahnen!

11. März Avenarius sprach heute mit mir wieder über ein Etablissement in Paris für deutsche Literatur und zur Besorgung von Kommissionen für das Ausland, besonders aber für das auszudehnende hiesige ausländische Geschäft. Ich bin immer für die Sache gewesen, es hat nur eine Persönlichkeit gefehlt, die Geschick besässe und der man Zutrauen schenken könnte, und da uns Avenarius mit der Zeit doch für unser eigenes Geschäft verlorengelassen

wird, er auch jetzt schon durch Erfahrung den französischen Buchhandel besser als früher kennt, so hätte ich nichts dagegen, wenn wir uns mit ihm für das hiesige und ein in Paris zu gründendes Geschäft assoziierten und er nach Paris reiste, um alles einzurichten.

16. März Gestern hörte ich in der Probe einen Teil des Mendelssohnschen «Paulus», der seit einiger Zeit Leipzig sehr bewegt, und heute Abend wohnte ich der Aufführung in der beleuchteten Paulinerkirche bei. Mendelssohn studiert vortrefflich ein, nimmt alles sehr genau, gestern mussten mehrere Sachen drei- bis viermal gemacht werden, ehe sie ihn befriedigten, und da er seine Sänger und Instrumentisten zu erwärmen weiss, so muss unter seiner Leitung die Ausführung vortrefflich sein. Die Chöre gingen herrlich, und die Solosachen wurden gut vorgetragen. Was nun die Musik selbst betrifft, so muss man sie jedenfalls ein sehr bedeutendes Werk nennen, und sie bezeichnet aufs Neue Mendelssohn als einen ausgezeichneten Künstler. Viele schwärmen für ihn und alles, was er schafft, aber ich muss denn doch ganz ehrlich gestehen, dass mir die eminente Grösse nicht aufgehen will und dass ich beim Anhören des «Paulus», wie vieles mich auch angesprochen, anderes völlig befriedigt, doch nicht so recht warm geworden bin. Ich vermisse doch hervorragende Originalität, es ist kein Werk des Genies. Die alten wiederkehrenden Formen, aber nicht einfach und gross wie bei Händel oder den alten Italienern, sondern mit geschickter Benutzung aller Mittel der modernen Kunst, und doch nichts Ausserordentliches hervorbringend. An einer rechten Steigerung fehlte es denn auch; es war weniger ein Ganzes als eine Menge von Einzelheiten, worunter freilich Vortreffliches. Mass ist nun gar nicht gehalten; nur ein Musiker kann 45 Nummern in drei Stunden anhören, ohne physisch erschöpft zu werden. Ich bin vielleicht ein Ketzer, aber ich will mir nichts weismachen und lieber eingestehen, dass ich etwas nicht begreife.

24. April Heute war ein Tag, der vielleicht für Jahrhunderte hin in den Annalen der Stadt Leipzig Epoche machen wird: es wurde die erste Probefahrt auf der Eisenbahn nach dem 2V₂ Stunden von Leipzig entfernten Dorfe Althen gemacht. Wie lange war der Tag ersehnt worden; er hatte aber auch ein recht feierliches Ansehen, war durch gutes Wetter begünstigt, und alles fiel zur Zufriedenheit aus. Ich hatte auf das Billett, das mir Fritz angeboten, erst verzich-



Die Explosion der Lokomotive «Windsbraut»

tet, da ich ja die meisten Eisenbahnen in Europa kenne und der Reiz deshalb für mich geringer war, aber es freut mich nun doch, Anteil genommen zu haben. Zuerst fuhren nur fünf Wagen; auf 9 Uhr war die Abfahrt bestimmt; alles sass bereits, und es sollte eben das Signal zur Abfahrt gegeben werden, als die Ankunft des Prinzen Johann, der sich zwar angemeldet hatte, auf den man aber nicht warten wollte, noch einen kleinen Aufenthalt verursachte. So ging es denn endlich fort, nicht gar zu schnell, aber durch eine unzählige Menschenmenge hindurch, die teilweise uns zujauchzte, teilweise sehr langweilig war, obwohl hinterdrein manche versicherten, sie seien durch den seltenen, prächtigen Anblick so ergriffen gewesen, dass sie Tränen vergossen. In 22 Minuten langten wir, von Musik empfangen, die uns auch begleitet hatte, in einer bei Althen improvisierten hölzernen Bude an, wo bei einem guten Frühstück und gutem Wein sehr bald die Geister lebendig wurden, so dass es gute und schlechte Toaste in Menge gab. Besonders freute mich, dass des vielverkanteten Friedrich List Verdienst um die Eisenbahn, das niemand leugnen kann,

auch nicht vergessen wurde, so dass der Mann ganz gerührt war. Mit ihm und Vieweg fuhr ich gegen Mittag wieder zurück, wozu wir viel weniger Zeit gebrauchten als zur Hinausfahrt.

Friedrich Pecht **Als Maler unter Kunstfreunden**

Dresdens herzlich müde, nahm ich unmittelbar vor Weihnachten 1837 das Anerbieten eines Leipziger Kunsthändlers an, schleunig zu ihm zu kommen, um den durch König Ernst August eben aus Göttingen vertriebenen Dahlmann auf Stein zu zeichnen. Dass ich Elbflorenz erst nach anderthalb Jahren und auch da nur vorübergehend wiedersehen sollte, vermutete ich freilich so wenig, als dass ich durch diesen Ausflug in eine ganz neue Bahn geworfen ward. Wir sind und bleiben eben Spielbälle des Schicksals, Zufall und innere Notwendigkeit verhalten sich im Gewebe unseres Lebens wie Kette und Einschlag!

Es war also wiederum Weihnacht, als ich bei furchtbarer Kälte von Dresden zu derselben Stunde abfuhr, wie ich da vor zwei Jahren angekommen war. Nur mit dem Unterschied, dass ich es inzwischen wenigstens zu einem warmen Mantel gebracht hatte und den Eilwagen benutzte statt des Hauderers. Begreiflich kam ich am Morgen doch sehr erfroren an bei meinem Kunstverleger, der mich jetzt ebenso gastlich aufnahm, als er mir später ein lieber Freund geworden ist. Er hatte erst kürzlich das alte Geschäft eines Italieners, Pietro del Vecchio, am Markt übernommen und es durch seine Tätigkeit rasch heraufgebracht. Anderntags schon machte ich mich an die Arbeit, da es galt, das ungeheure Interesse rasch auszunützen, das ganz Deutschland an dem Geschick mit den Personen der eben durch einen brutalen Despotenstreich von Amt und Heimat vertriebenen sieben Göttinger Professoren nahm. Kein Zweifel, dass es viel geschicktere Zeichner am Orte selber gab, als ich einer war, aber in Leipzig grassierte die alte deutsche Untugend, nur das Fremde zu achten, das Heimische aber geringzuschätzen, noch viel mehr als in Dresden, und so glaubte denn mein guter Süßmilch – so hiess der Verleger – ein viel besseres Geschäft zu machen, wenn er für teures Geld einen «Münchener» Künstler kommen liesse. Hätte er einen Pariser ebenso schnell haben können, so würde er unzweifelhaft einen solchen haben kommen lassen.

Da Dahlmann bereits zugesagt hatte, so erschien er denn richtig zur angesetzten Stunde. Eine hohe, starkknochige Gestalt mit dunkelglühenden Augen unter einer mächtigen, von schwarzem, borstig emporstehendem Haar eingefassten Stirn, finster und schweigsam, war er das Ideal eines Rechtslehrers, ja, er hätte gleich als Höllenrichter bei einer in der Unterwelt etwa eintretenden Vakanz eintreten können. Auch im Verlauf der Sitzungen blieb er sich vollkommen gleich und flösste mir damals wie zehn Jahre später, wo ich ihn in Frankfurt noch einmal zu zeichnen hatte, immer die grösste Hochachtung ein, da er so vollkommen frei von aller Professoreneitelkeit war wie meines Wissens kein zweiter.

Einer ganz ungewissen Zukunft entgegensehend, auf Unterstützung der Gesinnungsgenossen angewiesen und bei der politischen Unreife der Deutschen und der Herrschaft des Metternichschen Systems offenbar für die nächste Zeit gar keine Hoffnung sehend, war er mit vollem Bewusstsein ein Märtyrer geworden. Diese stolze Unbeugsamkeit des Wesens war es, die an dem stillen Gelehrten gewaltig imponierte. Hier zeigte sich aber auch nun alsbald das damalige Leipzig von seiner besten Seite, denn in wenigen Tagen wurde im Stillen eine hinreichende Summe zusammengebracht, um die Zukunft der Göttinger Sieben für ein paar Jahre sicherzustellen.

Glücklicherweise hatte ich Dahlmanns Geschichte der englischen und französischen Revolution bereits gelesen, konnte ihn also darüber ausfragen, was meinen finster brummenden Bären doch etwas mitteilbarer machte. – Besonders als das Bildnis sich bald wenigstens als ähnlich und den Charakter, nicht bloss die Züge treu wiedergebend erwies. Es ward denn auch so gut aufgenommen, dass ich schon ein halb Dutzend neue Bestellungen hatte, ehe es nur fertig war, und zwar von den angesehensten Leuten der Stadt, deren Bekanntschaft ich bei dieser Gelegenheit machte. Ich zog nun sofort in «den grossen Blumenberg», einen der ersten Gasthöfe, und schlug dort mein Atelier auf ...

Das damalige, etwa fünfzigtausend Seelen zählende, tätige und fleissige, im Besitz allgemeinen Wohlstands befindliche Leipzig glich in seiner behaglichen Selbstgenügsamkeit und seinem frohen, genusslustigen Bürgerstolz durchaus einer freien Reichsstadt, aber nicht im mindesten der auf sie als Krämernest sehr vornehm herabblickenden Residenz an der Elbe, der die eifersüchtigen Leipziger ihrerseits Bettelstolz und Servilismus nachsagten. Die Universität mit ihren vielen Professoren und dem sich daran schliessenden ko-

lossalen Buchhandel bildete ein sehr wohlthätiges Gegengewicht gegen die eigentliche Kaufmannschaft, so dass die Stadt eine ganz auffallende Anzahl hochgebildeter Männer in allen Ständen zählte, nicht minder viele Selfmademen, Leute, die durch angeborne Tüchtigkeit es von nichts zu Bildung, Reichtum und Weltstellung gebracht hatten. Diese traf man besonders unter den Buchhändlern und sonstigen Industriellen, da die gewerbliche Tätigkeit eben anfang, zu rascher Blüte zu gelangen. Denn während bisher der Vertrieb englischer Waren in Deutschland die Leipziger wie die Hamburger vorzugsweise beschäftigte, so fing jetzt die Wettbewerbung der sächsischen Industrie an. – Leipzig hatte nun schon immer unter seinen Bürgern eine Anzahl Kunstfreunde gehabt und besass einige sehr achtbare Kunstsammlungen, jetzt war durch Veranstaltung der oben erwähnten ersten Kunstaussstellung die moderne Kunst unter den reichen Kaufleuten Mode geworden, und fast jeder kaufte Bilder. Allerdings deuchten sich die ungleich vornehmer, die französische oder belgische erwarben, als die, welche nur Düsseldorfer oder Münchener Fabrikat davontrogen, genau wie die Englischwarenhändler mitleidig auf die Vertreter einheimischer Stoffe herabsahen. Indes kam mir die Eigenschaft eines jungen Münchener Künstlers immerhin vor den Eingebornen zugute; wäre ich freilich ein Düsseldorfer Raffael gewesen, so hätte ich noch mehr gegolten. Das übrige, um mich einzuführen, taten meine Jugend, Lebhaftigkeit und eine allerdings mehr literarische als künstlerische Bildung. Vielleicht auch mein totaler Mangel an Weltkenntnis, der mich nicht nur meine eigenen, sondern auch die Fehler derer übersehen liess, mit denen ich umging, ihnen also das Gefühl der Überlegenheit gab. Fehler haben wir ja alle, nur geben sie die Klügeren zu und lernen daraus, während sie die Dummen vor sich und andern bestreiten. – Dies Lernen ging nun freilich bei mir sehr langsam, ich fürchte im Gegenteil, damals eine Zeitlang eitler und also auch fader geworden zu sein als jemals vor- oder nachher.

Hatte nun die in Leipzig neuerwachte Kunstliebe für das Geschäft meines Freundes Süssmilch die angenehmsten Folgen, so trat ich alsbald auch in den Kreis dieser Leipziger Kunstfreunde ein, meist hochgebildete, welterfahrene, mir in jeder Beziehung überlegene Männer. Einer der frühesten war Dr. Crusius, ein reicher Buchhändlerssohn, der Rittergutsbesitzer und Mitglied der Ersten Kammer geworden war und sich eben von Schwind hatte einen Gartenpavillon ausmalen lassen. Er besass eine Stadtwohnung voll Kunstwerke, die ich nun durch meine Porträte, wenn nicht verbessern, doch vermehren musste.

Dann der Hauptmäcen aller Künstler, der liebenswürdige Senator Dr. Hillig, ein trefflicher alter Herr, der mir bald das uneigennützigste Wohlwollen bezeugte und mich nicht nur im eigenen Hause gastlich aufnahm, sondern auch überallhin empfahl. Nicht minder der Dr. Härtel, Teilhaber der berühmten Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel, ein leidenschaftlicher Kunstfreund, der eben ein «römisches Haus» gebaut, in welchem Preller seine herrlichen Odyssee-Landschaften zuerst gemalt hatte und das auch Genelli mit Fresken verzierten gesollt, die er aber, der Freskotechnik ganz fremd, nicht ausführen konnte und darüber mit Härtel in Streit gekommen war. Ferner die zwei Buchhändler Heinrich und Friedrich Brockhaus, Söhne des Gründers der weltbekannten Firma, von denen der letztere eine ältere Schwester Richard Wagners voll Geist und Wohlwollen zur Frau hatte, die als frühere Schauspielerin in ihrem Salon alle Künstler aufnahm, wo Genelli viel verkehrte und wo ich bald eine Menge Grössen der Bühnenwelt, so die bezaubernde Schröder-Devrient, persönlich kennenlernte. Die originellste Erscheinung unter diesen Leipziger Kunstfreunden war aber der Baron Speck-Sternburg, ursprünglich Schafhirt, dann Wollprüfer in einem grossen Wollgeschäft. Da auf geschicktem Prüfen und Aussuchen der Wolle das ganze Gedeihen des Geschäftes beruht und er dies bald besser verstand als alle andern, so ward er erst Teilhaber und zuletzt alleiniger Inhaber des ersten Leipziger Wollgeschäfts. Dadurch aber, dank grossem natürlichem Geschick und Geist, Millionär, Grossgrundbesitzer, Baron und Kunstfreund, der eine prächtige Galerie alter Bilder in seinem Gut Lützschena bei Leipzig und eine nicht minder wertvolle Sammlung neuerer Werke in seinem Hause in der Stadt besass. Der Mann war ebenso genial als barock zugleich. So sah man in seiner Stadtwohnung unter Glas und Rahmen den ersten Liebesbrief seiner Frau und nach ihrem Tode sogar ihr Herz in Spiritus aufbewahrt. Ebenso in Lützschena in einer Kapelle ihr und sein Grab, in welchem letzterem nur er selber noch umso lieber fehlte, als das Verhältnis zwischen den beiden Gatten bei Lebzeiten keineswegs gar so zärtlich gewesen sein sollte. Eine Tochter von ihm war an den berühmten Geschichtsschreiber Hormayr verheiratet und hatte ebenso viele Sonderbarkeiten, aber auch dieselbe Mischung von Geiz und Kunstliebe wie der Vater. Sie ist in München als ein höchst merkwürdiges Original gestorben in einem grossen Hause an der Veterinärstrasse, das sie ganz allein bewohnte, prächtig mit Säulenhallen und Bronzefiguren verziert hatte, zwischen denen sie selber aber fast zerlumpt herumlief, nie jemanden hereinliess und keine andere Bedienung hatte als die des

im Hinterhaus wohnenden Hausmeisters und seiner Frau. – Auch Erbauer eines von Säulen getragenen, mit Fresken verzierten Saales war der kleine, putzige Inhaber einer grossen Buchhändlerfirma, Johann Ambrosius Barth, ein zappeliges Männchen, das sich aber an seinem Marmorsaal so verbaut hatte, dass es nachher nie mehr jemand hineinladen konnte. Der Senior dieser Kunstfreunde, ein schlichter, aber höchst achtbarer Herr und zugleich eine lebende Leipziger Kunstchronik von Oesers Zeiten bis auf die Gegenwart war der alte «Proklamator», d.h. Auktionator Weigel, Vater zweier hochverdienter Verleger, der nach und nach eine kolossale Sammlung von Handzeichnungen alter Meister zusammengebracht hatte. Neben Goethes Freund, dem alten Hofrat Rochlitz, den ich auch noch kennenlernte, repräsentierte er die «gute, alte Zeit». Das Andenken an Goethe und besonders Oeser fand ich denn auch überall noch lebendig. Noch weit mehr aber das freilich erst ein Viertel Jahrhundert alte an die Völkerschlacht, wo mir dann regelmässig, wie vorher in Dresden, die grobe Aufführung der Bayern und Schwaben besonders von den älteren Damen vorgehalten ward. – Ausser dem dreitägigen Schreck, der ihnen noch in den Gliedern lag, hatten die meisten indes nur durch die übermässige Einquartierung gelitten. Nur einer, der vortreffliche alte Professor Ritterich, ein berühmter Augenarzt, wusste indes mehr von der Schlacht und den Folgen derselben zu erzählen, da er begreiflich als Arzt sehr in Anspruch genommen worden. Er hatte eine hübsche kleine Bildersammlung und zwei liebenswürdige Pflögetöchter, die mich noch weit mehr interessierten. Dieser edle Mann, bei dem ich mich bald wie zu Hause fühlte, hat mich dann später noch in Paris sehr wirksam unterstützt, wenn ich ihm auch nichts als den herzlichsten Dank schuldig geblieben bin. – So ward ich nach und nach mit der halben Stadt bekannt, und alle hübschen Frauen wollten von mir gezeichnet sein. War nun diese höhere Gesellschaft der Stadt, in der ich mich umtrieb, keineswegs tugendhafter, als das heute der Fall, gehörten im Gegenteile stille und offene «Verhältnisse» nicht gerade zu den unerhörten Dingen, so war im Ganzen aber doch bürgerliche Ehrbarkeit und Zucht durchaus vorherrschend.

Als der Sommer herankam, ward ich durch meinen Freund Süssmilch in eine Familie eingeführt, deren schönes, wahrhaft idyllisches Dasein mir heute noch die lieblichste Erinnerung bildet. Es war die des städtischen Oberförsters Koch im «Kultur» bei Lindenau, einem alten, malerischen Schösschen mit

langen Seitengebäuden, Ställen etc., die einen grossen Hof mit Garten umgaben, alles beschattet von herrlichen grossen Linden, die von da eine Wiese entlang sich noch bis zur Elster hinzogen. Da wohnte nun der biedere alte Förster und seine Frau, umgeben von vier blühenden Töchtern und einem hochbegabten trefflichen Sohn, der damals Aktuar beim Zollamt war und später ob seiner Energie und Tatkraft hochgeschätzter Bürgermeister der Stadt geworden ist, mit dem mich bald eine lebenslang dauernde Freundschaft verknüpfte. – Süsmilch und andere Freunde aber hatten im Sommer Zimmer im Seitengebäude gemietet, um die Landluft zu geniessen, und brachten also regelmässig die Abende da zu. Ausser ihnen schloss sich an Koch ein Kreis junger Männer, meist Universitätsfreunde, die es später alle zu etwas Tüchtigem in der Welt gebracht haben. Drei davon waren bereits durch zarte Bande an die Töchter des Hauses geknüpft, von denen nur die älteste schon verheiratet war, die anderen aber auch sämtlich treffliche Frauen geworden sind. Am Sonntag musste nun der ganze Kreis beim alten Förster den Tee trinken, und nie habe ich harmlos vergnügtere Abende verlebt als in diesem wahrhaft patriarchalischen Familienkreis, dessen Zauber die dazwischenliegenden fünfzig Jahre in meiner Erinnerung nicht zu verlöschen vermochten. Eine der Töchter ward bald darauf die Gattin Karl Biedermanns, jenes bekannten Patrioten und langjährigen Reichstagsabgeordneten, der ein Muster charaktvoller Gesinnung und edler Uneigennützigkeit bis heute geblieben ist. Die zweite heiratete Krug, nachmaligen Geh. Regierungsrat, die dritte einen sehr beliebt gewordenen Anwalt, und so blühte bald um die alten Eltern eine so seltene hoffnungsvolle und schöne Nachkommenschaft auf, wie ich das nie wieder so gemütvoll und rein gefunden.

Da die alten Leipziger Familien fast alle untereinander verwandt oder doch befreundet waren, so bildete die ganze Stadt damals noch ein fest zusammenhängendes, wohlgegliedertes, nach aussen ziemlich streng abgeschlossenes Ganzes, so dass ich es wohl als eine besondere Gunst betrachten konnte, da eingeführt worden zu sein. Umso mehr, als das Interesse für die bildende Kunst doch noch sehr hinter dem für die Wissenschaft, besonders aber hinter den musikalischen Liebhabereien zurücktrat. Denn noch lebte Felix Mendelssohn da und bildete mit seinem echt künstlerischen, hochgebildeten, aber nervös beweglichen Wesen den fast angebeteten Mittelpunkt derselben. Ich habe auch nicht leicht eine feinere und lebenswürdigere Natur gesehen, wenn sie auch an Grösse und ursprünglicher Begabung wie dämonischer Macht weit hinter der des nachher auftauchenden Richard Wagner zurückstand.

Mendelssohn war damals Leiter der berühmten Gewandhauskonzerte, wo nur klassische Musik, vor allem Beethoven aufgeführt ward, dessen Symphonien er unübertrefflich dirigierte. Da es zum guten Ton gehörte, diesen allwöchentlich stattfindenden Konzerten beizuwohnen, lernte ich bei dieser Gelegenheit Beethoven kennen wie nie mehr nachher, hier, wo das ganze elegante Publikum mit wahrer oder geheuchelter Andacht atemlos seinen göttlichen Inspirationen lauschte. Nur einmal kamen wir alle, Mendelssohn mit eingeschlossen, um alle Fassung. Denn während solcher in die höchsten Sphären entführenden Tondichtung hörte man bei einer ganz unvermutet und plötzlich eintretenden Pause eine im reinsten Leipzigerisch singende Weiberstimme im ganzen Saale deutlich – «und ich koche sie immer mit Sauerkraut» zu einer Freundin sagen, wobei denn freilich unsere Andacht schändlich in die Brüche ging.

Mich speziell beschäftigte indes bald die Literatur weit lebhafter als die Musik. Es war damals gerade die glänzendste Epoche des «Jungen Deutschlands» angebrochen, deren Auftauchen und mannigfaltige Kämpfe ich schon im Menzelschen Literaturblatt von den ersten Anfängen an verfolgt hatte. Dass diese literarische Partei weit mehr Ansprüche auf den Titel des «Jungen Frankreichs» gehabt hätte als auf den eines «Jungen Deutschlands», das sah ich damals am allerwenigsten ein, wo ich noch gutmütig für Börne und Heine ebenso schwärmte als für die schlechten Kopien des französischen Liberalismus, welche unsere Volksmänner lieferten. – So hatten mich denn nacheinander Th. Mundt, Gutzkow, Wienbarg, endlich Gust. Kühne interessiert, den ich noch eben im Salon der liebenswürdigen Frau Harkort-Aders kennengelernt hatte, deren schöne Nichte er geheiratet. Jetzt hörte ich auch von Heinrich Laube viel sprechen, der bald von Muskau, wo er zwei Jahre interniert gewesen war, zurückkommen sollte. Eines Tages nun, im Spätherbst 1838, fand ich in dem Speisehaus, wo ich nachmittags um vier Uhr zu essen pflegte, am Tisch einen Mann mit auffallend tatarischen Zügen, aber grossen blitzenden blauen Augen sitzen, den sein mir bekannter Begleiter als Dr. Heinrich Laube vorstellte. Der erste Eindruck war nicht angenehm, bald aber gefiel mir sein burschikoses, kurz angebundenes, resolutes Wesen umso besser, als ich nur eben seine «Reisenovellen» und sein «Junges Europa» mit mehr Vergnügen als Kritik gelesen hatte. Denn auf diese ist man mit vierundzwanzig Jahren ja überhaupt selten eingerichtet, wenn man nicht als Berliner auf die Welt gekommen. Laube war damals ein leidenschaftlicher Preusse, voll Ahnung der grossen Zukunft seines

Vaterlandes, wie er denn überhaupt weit mehr politischen Instinkt hatte als poetische Gestaltungskraft. Ja, ich meine, die Poesie ist seiner etwas blecheren Empfindung zeitlebens fremd geblieben. Seine Art, die Politik zu betrachten, war mir aber neu, und die, wenn auch gewollt barsche, dabei doch biedere und mannhafte Art des Mannes zog mich ganz ausserordentlich an, so dass er auf meine noch unsicher schwankende Natur alsbald grossen Einfluss gewann mit seinem fertigen und kategorisch absprechenden Wesen. Ihm aber, der sehr beifallsbedürftig war, tat es wohl, einen naiven Verehrer zu haben, was in Deutschland viel seltener ist, als man glaubt. So verkehrten wir fortan viel miteinander, er durchaus als Gebender, ich als eifrig Empfangender. Künstler war er eigentlich gar nicht, sondern wäre viel lieber preussischer Kanzler gewesen. Wenn er später ein vortrefflicher Regent der Welt auf den Brettern wurde, so war das hauptsächlich Herrschsucht, die er in der wirklichen nie befriedigen konnte. – Bald kam auch seine Frau von Muskau zurück, mit der er erst ein paar Jahre verheiratet war und die durch ihren Takt und ihr geistvoll wohlwollendes, mehr verständnisvolles als produktives Wesen eine ausserordentliche Anziehungskraft ausübte, der Gegenstand allgemeiner Verehrung war und ihm immer wieder die versöhnte, welche er durch sein gelegentlich sehr brüskes Wesen abstiess. Jetzt war er im Begriff, mit dieser Frau längeren Aufenthalt in Frankreich zu nehmen, wo wir uns in Paris Rendezvous gaben. Denn ich hatte mir, trotz ziemlich flotten Lebens, doch bereits einige tausend Mark erspart und wollte sie jetzt an eine Studienreise nach Frankreich wenden, um dort in einem französischen Atelier malen zu lernen. Waren doch zwei Münchener Bekannte, Diez und Gräfle, bereits dahin abgegangen. Warum sollte ich die Porträte, die ich jetzt zeichnete, nicht lieber gleich malen lernen? An Weiteres dachte ich nicht. Am allerwenigsten daran, dass die Kunst als der höchste Ausdruck nationalen Empfindens unmöglich in einer anderen Nation gelernt werden könne, ohne sich selber aufzugeben. – Jetzt zeichnete ich einstweilen noch Laubes Bildnis, und er versprach mir, mich mit Heine bekannt zu machen, mit dem er schon damals beständig Briefe wechselte.

Auch Semper kam jetzt eines schönen Tages durch Leipzig auf der Reise nach Paris, wo er Studien zu seinem Dresdener Theaterbau machen und Hilfskräfte gewinnen wollte. Mit ihm bei dieser Gelegenheit erst besser bekannt werdend, fiel mir vor allem das geniale Ungenügen des Mannes auf, der offenbar eine neue Welt im Kopf mit sich herumtrug, die nach Gestaltung rang. Dass ihm das noch so glänzend gelingen würde, davon hatte niemand eine

Ahnung, er selbst, ewig unzufrieden, wie er es war, am allerwenigsten. – Dennoch sollte gerade dieser Theaterbau alsbald das Signal zu einer vollständigen Umwandlung unserer Baukunst, zur Verdrängung der Schinkelschen antikisierenden Schule und Einführung der italienischen Renaissance geben. Semper war sich der inneren Gesetze aller Kunst merkwürdig bewusst, und ich habe nie wieder jemand so viel schlagend wahre Dinge so zornig und abrupt äussern hören. Das tragische Los wirklich grosser Geister, ihrer Umgebung immer voraus und deshalb unverstanden zu bleiben, ward ihm eben auch nicht erspart.

Felix Mendelssohn Bartholdy **Ein Konservatorium für Leipzig**

AN J. MOSCHELES IN LONDON

Leipzig, den 30. November 1839 Mein lieber Freund! Dein Pariser Brief hat mich ausserordentlich erfreut, obgleich die Dinge, die er schildert, nicht eben die erfreulichsten sind. Ein sonderbares Wesen und Treiben muss es dort sein; ich gestehe Dir, dass ich von je eine Art Abneigung davor fühlte, und sie hat sich durch alles, was man in der letzten Zeit von dort hört, nicht eben vermindert. Die Eitelkeit und das äusserliche Gelten spielen denn doch nirgends eine so grosse Rolle als da, und dass nicht mehr bloss mit den Orden und der Halsbinde, sondern mit der Künstlerseele und der Begeisterung kokettiert wird, macht die Sache noch schlimmer. Die sehr grosse innere Dürftigkeit, welche das verrät, und dabei der Anstrich von Grösse und Weltereignis, den solche misère annimmt, widern mich an, wenn ich nur im Briefe davon lesen muss; alle deutschen Philistereien, Schlafmützen und Tabakspfeifen sind mir noch lieber, aber freilich will ich auch denen nicht so sehr das Wort reden, namentlich seit den Ereignissen in Hannover, an denen ich vielen Anteil nehme und die uns unser Vaterland leider nicht von einer schönen Seite kennen lehren. So ist weder hier noch dort viel erfreuliches Leben, und da kann man Gott doppelt danken, dass es ein Leben in der Kunst gibt, in welchem es so entfernt von allem anderen, so einsam und doch lebendig zugeht, in das man sich flüchten und bei dem man sich wohl befinden kann.

Chorley scheint an unsern Konzerten rechtes Vergnügen gehabt zu haben. Wie herrlich wären die auch auf den Fuss zu bringen, wenn ein ganz klein bisschen Geld da wäre! Aber an dem verwünschten Geld stösst und hakt sich's überall, und wir kommen lange nicht so vorwärts, wie wir möchten; auf der einen Seite stehen die Philister und denken, Leipzig sei Paris und alles sei vortrefflich, und wenn die Musiker im Orchester nicht hungerten, so wär's nicht Leipzig mehr, und auf der anderen stehen die Musiker, oder vielmehr sie gehen, sobald sie irgend können, und ich gebe ihnen noch obendrein Briefe mit, damit sie aus dem Elend kommen!

Pott habe ich zu seinem Unternehmen keinen musikalischen Beitrag geliefert. Wenn Du sähest, wie hässlich sie's in Deutschland jetzt mit den Monumenten treiben, Du hättest es auch nicht getan. Sie spekulieren auf die grossen Männer, um sich von ihrem Namen einen Namen zu machen, posaunen in den Zeitungen und machen mit den wirklichen Posaunen schlechte Musik. «Unerquicklich wie der Nebelwind.» Wenn sie in Halle für Händel, in Salzburg für Mozart, in Bonn für Beethoven usw. ordentliche Orchester bilden wollen, die die Werke gut spielen und verstehen können, da bin ich dabei – aber nicht bei ihren Steinen, wo die Orchester noch ärgere Steine sind, und nicht bei ihren Konservatorien, wo nichts zu konservieren ist. Mein Steckenpferd ist jetzt unser armes Orchester und seine Verbesserung. Ich habe ihnen mit unsäglicher Lauferei, Schreiberei und Quälerei eine Zulage von 500 Taler ausgewirkt, und ehe ich von hier weggehe, müssen sie mehr als das Doppelte haben. Wenn das die Stadt tut, so kann sie auch Sebastian Bach ein Monument vor die Thomaschule setzen. Aber erst die Zulage. Du siehst, ich bin ein ganz rabiater Leipziger. Es würde Dich aber auch rühren, wenn Du's in der Nähe sähest und dabei hörtest, wie die Leute alle ihre Kräfte anspannen, um was Gutes zu leisten.

AN DIE MUTTER

Leipzig, den 30. März 1840 Das Hin und Her der letzten Wochen war zu gross. Liszt war 14 Tage hier und hat einen Heidenskandal verursacht im guten und schlechten Sinn. – Ich halte ihn für einen guten, herzlichen Menschen im Grunde und für einen vortrefflichen Künstler. Dass er von allen am meisten spielt, ist gar kein Zweifel; doch ist Thalberg mit seiner Gelassenheit und Beschränkung vollkommener, als eigentlicher Virtuose genommen, und das ist



Felix Mendelssohn Bartholdy

doch der Massstab, den man auch bei Liszt anlegen muss, da seine Kompositionen unter seinem Spiel stehen und eben auch nur auf Virtuosität berechnet sind. Eine Phantasie z.B. von Thalberg (namentlich die auf die Donna del Lago) ist eine Anhäufung der ausgesuchtesten, feinsten Effekte und eine Steigerung von Schwierigkeiten und Zierlichkeiten, dass man staunen muss. Alles so spekuliert und raffiniert und mit solcher Sicherheit und Kenntnis und voll des allerfeinsten Geschmacks. Dabei hat der Mensch eine unglaubliche Kraft in der Faust und wieder so ausgespielte leichte Finger wie nur einer. Hingegen besitzt Liszt eine gewisse Gelenkigkeit und Verschiedenheit der Finger und ein durch und durch musikalisches Gefühl, das wohl nirgend seinesgleichen finden möchte. Mit einem Worte, ich habe keinen Musiker gesehen, dem so wie dem Liszt die musikalische Empfindung bis in die Fingerspitzen liefe und da unmittelbar ausströme, und bei dieser Unmittelbarkeit und der enormen Technik und Übung würde er alle andern weit hinter sich zurücklassen, wenn

eigene Gedanken nicht bei alledem die Hauptsache wären und diese ihm von der Natur – wenigstens bis jetzt – wie versagt schienen, so dass in dieser Beziehung die meisten andern grossen Virtuosen ihm gleich oder gar über ihn zu stellen sind. Dass er übrigens mit Thalberg allein die erste Klasse unter den jetzigen Klavierspielern bildet, ist mir ganz unbezweifelt. Leider hat aber die Art, wie sich Liszt gegen das Publikum hier verhalten hat, nicht gefallen. Die ganze Streitigkeit ist übrigens wieder so, als ob man zwei Leute perorieren hört, die beide unrecht haben und denen man immer ins Wort fallen möchte. Die Philister, denen es am meisten um die teuren Preise und darum zu tun ist, dass es einem tüchtigen Kerl nicht gar zu wohl in seiner Haut werden möchte, und deshalb rasonieren – die können mir gar gestohlen werden. – Aber nun auf der andern Seite das Zeitungsschreiben! – Da hat's Erklärungen und Gegenerklärungen und Rezensionen und Verklagen und dies und jenes geregnet, was alles nicht zur Musik gehört, so dass man fast ebensoviel Ärger als Freude von seinem Aufenthalt hatte. Doch war die letzte zuweilen freilich übergross. –

Nun fiel mir ein, dass die schlechte Stimmung vielleicht am besten zu beseitigen sein würde, wenn die Leute ihn einmal in der Nähe besähen und behörten, entschloss mich kurz und gab ihm eine soirée auf dem Gewandhause von 350 Personen, mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, «Meeresstille», Psalm, Tripel-Konzert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus «Paulus», Fantasie sur la Lucia di Lammermoor, «Erlkönig», Teufel und seine Grossmutter, und da waren alle so vergnügt und sangen und spielten mit solchem Enthusiasmus, dass sie schwuren, sie hätten noch keinen lustigem Abend erlebt, und mein Zweck wurde dadurch glücklich und auf eine sehr angenehme Art erreicht. –

Dieser Tage habe ich einen Entschluss gefasst, über welchen ich seelenvergnügt bin, nämlich niemals mehr an irgendeiner musikalischen Preisbewerbung als Preisrichter teilzunehmen. Es kamen mehrere Zumutungen der Art, und ich wusste gar nicht, was mich so verstimmte, bis mir klar wurde, dass es doch im Grunde eine blosser Arroganz sei, die ich an andern nicht dulden möchte und daher am wenigsten selbst begehen soll, sich so als Meister aufzuwerfen und seinen Geschmack voraufzustellen und die armen Bewerber in einer müssigen Stunde sämtlich Revue passieren zu lassen und abzukanzeln und, will's Gott, dabei auch einmal die schreiendste Ungerechtigkeit zu begehen. So hab ich's denn ein und für allemal abgesagt und bin nun seitdem ganz froh.

Leipzig, den 8. April 1840 Hoch zu verehrender Herr Kreisdirector! Gestützt auf Ihre in unsrer neulichen Unterredung geäußerten freundlichen Gesinnungen und in der Überzeugung, dass Ihnen das hiesige Kunstleben und seine weitere Fortbildung am Herzen liegt, wovon Sie uns schon so manchen Beweis gaben, erlaube ich mir, Ihnen eine Frage vorzulegen, die mir für das Interesse der Tonkunst von der höchsten Wichtigkeit zu sein scheint.

Sollte es nämlich nicht möglich sein, des Königs Majestät zu bitten, diejenige Summe, welche der verstorbene Herr Hofkriegsrath Blümner für ein der Kunst oder Wissenschaft gewidmetes Institut in seinem Testament ausgesetzt und deren Verwendung er des Königs Weisheit anheimgestellt hat, zur Errichtung und Erhaltung einer gründlichen Musikschule in Leipzig zu bestimmen?

Erlauben Sie mir, über die Wichtigkeit eines solchen Institutes, über die Ansprüche, die gerade Leipzig darauf haben dürfte, es in seiner Mitte zu besitzen, und über die ungefähren Grundlinien seiner Einrichtung einige Bemerkungen hier beizufügen.

Schon lange ist die Musik vorzugsweise einheimisch in diesem Lande, und gerade die Richtung in derselben, welche jedem denkenden und fühlenden Kunstfreunde zunächst am Herzen liegt, der Sinn für das Wahre und Ernste, hat von jeher feste Wurzeln hier zu fassen gewusst. Eine so verbreitete Teilnahme ist auch gewiss weder zufällig noch ohne bedeutende Folgen für die allgemeine Bildung gewesen und die Musik dadurch ein wichtiges Moment – nicht bloss augenblicklichen Vergnügens, sondern höheren, geistigen Bedürfnisses geworden. Wer sich für diese Kunst wahrhaft interessiert, dem muss sich der Wunsch aufdrängen, auch ihre Zukunft in diesem Lande auf möglichst festem Grunde ruhen zu sehen.

Aber bei der vorherrschend positiven technisch-materiellen Richtung der jetzigen Zeit wird die Erhaltung echten Kunstsinnens und seine Fortpflanzung zwar eine doppelt wichtige, aber auch doppelt schwere Aufgabe. Nur von Grund auf scheint die Erreichung dieses Zweckes erzielt werden zu können, und wie für jede Art geistiger Bildung die Verbreitung gründlichen Unterrichts das beste Erhaltungsmittel ist, so auch gewiss für die Musik. – Durch eine gute Musikschule, die alle verschiedenen Zweige der Kunst umfassen könnte und sie alle nur aus einem einzigen Gesichtspunkte als Mittel zu einem höheren

Zwecke lehrte, auf diesen Zweck alle ihre Schüler möglichst hinführte, wäre jener praktisch-materiellen Tendenz, die ja leider auch unter den Künstlern selbst viele und einflussreiche Anhänger zählt, jetzt noch mit sicherem Erfolg vorzubauen.

Der blosse Privatunterricht, der früher so manche schöne Früchte auch fürs Allgemeine getragen hat, ist aus manchen Gründen dafür jetzt nicht mehr ausreichend. Während sich sonst Schüler der Musik für die verschiedenen Instrumente in allen Klassen der Gesellschaft fanden, hat diese Liebhaberei jetzt mehr und mehr abgenommen und sich vorzugsweise auf ein Instrument (das Pianoforte) beschränkt.

Die Schüler, welche anderweitigen Unterricht verlangen, sind fast durchgängig nur solche, die sich dem Fache selbst widmen wollen, denen es aber meist an Mitteln fehlt, gute Privatstunden zu bezahlen. Freilich finden sich gerade unter solchen oft die bedeutendsten Talente, aber selten sind dann andererseits die Lehrenden durch glückliche Verhältnisse in den Stand gesetzt, ihre Zeit unentgeltlich auf die Ausbildung selbst des schönsten Talents verwenden zu können, und so entbehren meist beide Teile, erstere den ersehnten Unterricht, letztere die Gelegenheit, ihre Kenntnisse fortzupflanzen und wirksam zu erhalten. Eine öffentliche Unterrichtsanstalt wäre daher für Lehrer wie für Lernende in diesem Augenblicke wichtig; den letzteren gäbe sie die Mittel an die Hand, Fähigkeiten auszubilden, die ohnedies oft unbenutzt zugrunde gehen müssen; für die lehrenden Musiker aber wäre ein solcher Vereinigungspunkt, ein solches Wirken aus einem Gesichtspunkte und zu einem Zwecke ebenfalls wichtig als die beste Abhülfe gegen Gleichgültigkeit und Isolierung, deren Unfruchtbarkeit heutigentages gar zu schnell verderblich eingreifen.

Hier in Leipzig ist das Bedürfnis einer Musikschule, in welcher die Kunst mit gewissenhaftem Studium und ernstem Sinne getrieben würde, gewiss ein lebhaft gefühltes, und aus mehrfachen Gründen scheint Leipzig ein wohlgelegener Platz dafür zu sein. Schon ist durch die Universität ein Mittelpunkt für bildsame, emporstrebende junge Leute gegeben, und der Schule der Wissenschaften würde sich die der Tonkunst in mannigfaltiger Beziehung anschliessen. – An den meisten anderen grösseren Orten Deutschlands wirken öffentliche Vergnügungen für junge Leute nachtheilig und zerstreuend; hier aber, wo die meisten dieser Vergnügungen mehr oder weniger mit Musik zusammenhängen oder daraus bestehen und wo ausser den musikalischen wenig allgemein zugängliche Genüsse geboten werden, könnten diese die Sache und jeden



Augustusplatz mit Universität

Einzelnen nur noch mehr fördern. – Ferner hat Leipzig gerade für den Zweig der Kunst, der immer eine Hauptgrundlage des musikalischen Studiums bleiben wird, für höhere Instrumental- und geistliche Kompositionen in seinen sehr zahlreichen Konzerten und Kirchenmusiken ein Bildungsmittel für angehende Tonkünstler, wie es wenig andere deutsche Städte in dem Masse aufzuweisen haben. Durch die rege Teilnahme, mit welcher Hauptwerke der grossen Meister seit den letzten fünfzig Jahren hier (oft zuerst in Deutschland) anerkannt und aufgenommen, durch die Sorgsamkeit, womit dieselben stets zu Gehör gebracht wurden, hat Leipzig einen bedeutenden Platz unter den musikalischen Städten des Vaterlandes eingenommen ...

Während andere gemeinnützige Anstalten vielfältig gefördert, zum Teil reichlich dotiert werden, hat man gerade dem hiesigen Musikleben bis jetzt von keiner Seite her die geringste Hülfe angedeihen lassen. Da nun die musikalischen Institute der Residenz von Seiten des Staates unterstützt sind, sollte nicht die Verwendung einer von einem hiesigen Einwohner ausgeworfenen Summe für die hiesige Stadt doppelt erwünscht sein, würde nicht mit doppelter Dankbarkeit eine solche Gnade von allen Seiten anerkannt werden?

Möchte aus diesen Gründen des Königs Majestät sich bewogen fühlen, einem so vielfach gehegten Wunsch die Erfüllung nicht zu versagen und der Kunst eine neue Anregung, eine neue Belebung zu gewähren. Es würde dem hiesigen musikalischen Treiben dadurch ein Aufschwung verliehen, dessen Wirkungen sich sehr bald und für immer aufs Wohltätigste verbreiten müssten.

Hochburg freiheitlichen Geistes

1840 bis 1847

Robert Blum – Initiator der Schillerfeier

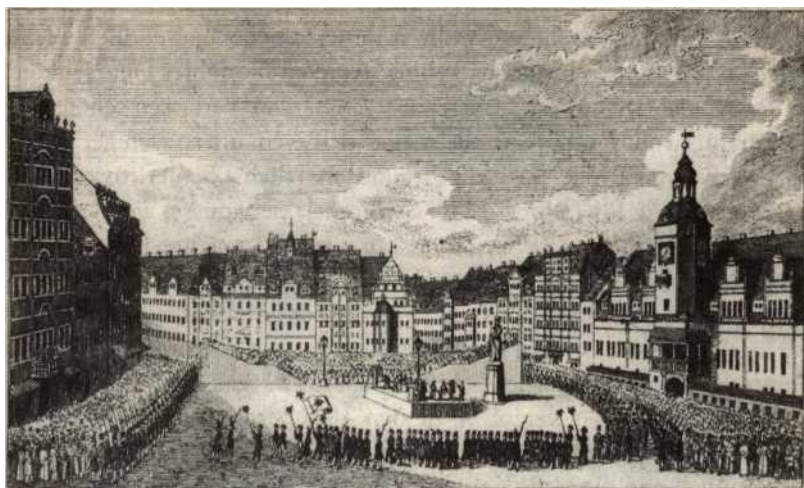
Leipzig, 28. Oktober 1840 Man kann wohl fragen, wie es kommt, dass die Leipziger plötzlich ein grosses Schillerfest feiern wollen? Schiller ist doch nicht erst seit Kurzem populär, seine Werke sind schon seit langer Zeit in den Händen des Volkes, und welchen besonderen Anlass hat die Stadt Leipzig, mit einer solchen Feier hervorzutreten? Dass Leipzig der Zentralpunkt des Buchhandels ist, dieses kann kein Grund dazu sein, denn die Buchhändler haben ihr Gutenbergfest gehabt. Dass in Leipzig die meisten Verehrer Schillers wohnen, würde zu behaupten sehr lächerlich sein; und dass die Literaten das Fest veranstaltet hätten, um sich an den Buchhändlern wegen Ausschluss an dem Gutenbergfeste zu rächen, ist ebenfalls nicht zu beweisen, weil die Leute, welche an der Spitze des Schillerfestes stehen, bei Weitem ernstere Gedanken im Kopfe haben als einen solchen kleinlichen Rachegedanken.

Allerdings ist das Schillerfest eine Folge des Gutenbergfestes, aber dieser Zusammenhang ist ganz anderer Art. Das Gutenbergfest sollte zu einer politischen Demonstration gebraucht werden; durch den gesunden Sinn der Buchhändler wurde dieses hintertrieben, und nun sucht man andere Veranlassungen zu Festen, das heisst zu politischen Demonstrationen, und die passendste Gelegenheit dazu in jeder Beziehung war der Geburtstag Schillers. Das ist das ganze Geheimnis. Schiller hat eine Menge Sachen für die Freiheit geschrieben; in seinem «Teil», «Don Carlos», den «Räubern» sind eine Masse Stellen, welche sich auf die Gegenwart weit besser anwenden lassen als die Werke anderer Dichter. Dabei ist Schiller der populärste unserer Poeten, jedermann kennt ihn. Seine Worte, zur rechten Zeit angewendet, üben eine zauberische Gewalt auf die Deutschen, ja man kann durch Zitation seiner Aussprüche oft weit mehr in den Augen des Volkes beweisen als durch die klarsten Sätze der Logik. Aus diesen Gründen und weil Schiller so viel geschrieben hat, dass man nach Bedürfnis nur zu wählen braucht, so ist der Gedanke, ihn zu feiern, im Sinne des

Liberalismus ein eminent glücklicher. Man kann dem Feste mancherlei Deutungen geben und dennoch nebenbei beinahe öffentlich Demagogie treiben.

Allerdings haben schon andere Städte versucht, Schillerfeste zu feiern, allein teils hatten sie dazu nähere Rechte, und der grosse Dichter wurde im Allgemeinen mehr ins Auge gefasst, ich möchte sagen, mehr persönlich behandelt, wie zum Beispiel in Stuttgart, Marbach etc. Dass aber das Leipziger Fest mit jenen anderen nur dem Namen nach verwandt ist, wird noch näher bewiesen werden. Der Gedanke, ein Schillerfest zu feiern, entstand erst vor ungefähr sechs Wochen und rührt von Blum und Itzstein her. Als dieser hier war und mit vielen Leuten bekannt wurde, schloss er sich am engsten an Robert Blum an; die politischen Ansichten dieser beiden zog sie gegenseitig an. Zu jener Zeit entstand der Gedanke des Festes. Das Programm besagt, dass am 10. November die Teilnehmer sich im Saale des Hotel de Pologne zur Vorfeier einfinden werden. Nach einer Jubelouvertüre folgt die Rede, die Szene aus «Don Carlos» zwischen dem König Philipp und Posa, gesprochen von zwei Schauspielern, dann das Lied «Freude schöner Götterfunke» usw. Abends im Theater: ein Prolog, gedichtet von Karl Beck (dem Ungarn, dem Verfasser des Freiheit atmenden «König Saul»), dann Aufführung der «Räuber». Nach dem Theater Souper. Bei Tische zuerst von dem Komitee drei Toaste; wie Blum sagt: «einen dem Gefeierten, den zweiten der Konvenienz (das heisst dem König), den dritten der ‚Presse‘». Nach allen Nachbarstädten werden Einladungen geschickt. Mit einem Worte, die Stimmung wird sondiert, und Blum wird sie zu benutzen und daraus zu machen suchen, was und wie es möglich ist. Dr. Günther (Blums Schwager), Redakteur der «Leipziger Allgemeinen Zeitung», Kaufmann, Dr. Baitaus, Dr. Tropus, Dr. Demmé, Mitherausgeber der Hitzigschen Annalen, Dr. Hammer, Karl Beck und andere mehr oder minder verschiedene Leute sind vorderhand Hauptteilnehmer.

Leipzig, 8. November 1840 Das Schiller fest hat bereits heftige Szenen veranlasst. «Der Prolog zu den Räubern», gedichtet von Karl Beck, ist von dem Bürgermeister ganz und gar gestrichen worden. Er war vollkommen revolutionär und an die deutsche Jugend gerichtet. Der Dichter sagt: dieses Stück sei ein Vorgänger seiner Tage gewesen, an denen die blutrote Sonne der Freiheit geschienen, an denen das Volk einen König zur Rechenschaft gezogen habe. Er spricht von dem unterjochten, geknechteten Deutschland, durch Karl Moor



Die Vierhundertjahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst

personifiziert, er regt die Jugend an, sich aufzumachen usw. Dieses Gedicht hat eine kräftige, entschiedene Sprache, aber seine Form konnte den Behörden nimmermehr gefallen. Dann bestand der solide Teil des Komitees darauf, dass dem Könige und nicht Schillern der erste Toast gebracht werde, welches sich die anderen nach vielem Widerstreben gefallen liessen. Diese Vorgänge erregten die heftigste Aufregung unter den liberalen Literaten. Viele wollten von dem Fest zurücktreten. Blum wies darauf hin, dass er es dahin gebracht habe, den Stadtrat Dr. Seeburg zu vermögen, den Toast auf die freie Presse auszubringen, und Seeburg ist doch Mitglied des Zensurkollegiums. Die Versammlung trennte sich, ohne Beschlüsse zu fassen.

Leipzig, 11. November 1840 Das Schillerfest hat ein klägliches Ende genommen. Kaum hatte ich meinen letzten Brief auf die Post gegeben, so begegnete mir Karl Beck, voll Entrüstung und Drohungen. Er hatte in Erfahrung gebracht, nicht der Zensor, sondern das Komitee selbst habe seinen Prolog gestrichen und die Zensur sei nur vorgeschoben worden. Schnell teilte er es allen Befreundeten mit, und es wurde beschlossen, an dem Feste nicht teilzunehmen. Die ganze Intrige war von Blum ausgegangen. Um seine Rede zu retten, opferte er dem ängstlichen Teile des Komitees den Prolog Becks. Die wenigen teilten

sich hierauf in drei bis vier Parteien. Einige waren für den ganzen Prolog, einige wollten Änderungen, andere wollten ihn gar nicht, und endlich wieder welche wollten nun gar keinen Prolog. An dem Erbfehler Deutschlands scheiterte also auch diese Geschichte. Blum, sich verlassen sehend von jedermann, wollte nun nicht allein alles riskieren, umso weniger, da der Theaterdirektor Ringelhardt ihm freundschaftlichst bemerkte, es könne kommen, dass er ihn (Blum) seiner Stelle entlassen müsse, wenn nämlich ein Skandal erfolge. Der Legationsrat Gerhard machte hierauf einen ziemlich zahmen Prolog, und Blum moderierte seine Rede. Die Literaten Beck, Kaufmann, Burckhardt etc. gingen teils gar nicht zum Feste, teils nur aus Neugierde auf eine Viertelstunde, um alles bespötteln zu können. Blums Rede enthielt ausser Schillers Charakteristik sein dichterisches Vorschreiten. Zuerst zeigte er in den «Räubern», wie die Kraft der deutschen Jugend gelähmt wurde, und weil sie dann auf Abwege geriet, verdamnte man sie. In «Kabale und Liebe» werden die verdorbenen Sitten der damaligen Höfe geschildert, in «Don Carlos» der volle Glanz der Freiheit gegenüber der Armut der Krone gezeigt; in «Fiesco» der Jugend die Mittel, angegeben, sich zu helfen, aber zugleich vor dem Ehrgeize gewarnt, in «Teil» endlich gezeigt, was ein einiges Volk vermag. Schiller sei ein prophetischer Dichter, seine Gedichte passen auch auf unsere Zeit; sollten daher je Willkür und Geistesdruck in Deutschland das Volk drücken, so habe der Freiheit liebende Schiller dem Volke die Mittel an die Hand gegeben usw. Um die Sache zu verschönern, sprach er auch einige Worte gegen die Franzosen aus Wallensteins Munde. Die Szene aus «Don Carlos» wurde dann von zwei Schauspielern gesprochen, das «Lied an die Freude» gesungen usw. Bei Tische mehrere Toaste, unter anderen der offizielle vom Stadtrat Dr. Seeburg, der ungeheuer daran würgte, bis er endlich den Ausweg fand: «Die vernünftige freie Presse», worauf aber viele riefen: «Die freie Presse, ohne Kommentar.» Dr. Hammer trug darauf an, die Colognaise (ein hier angenommener, aber sehr unbeliebter Name für das neue Volkslied von Becker: «Sie sollen ihn nicht haben etc.») zu singen, was auch geschah, aber sehr wenig unterstützt, denn es waren ein Drittel Damen anwesend. Liberale Redensarten von allen Plätzen, aber kein Zusammenhang. Gestern Abend im Theater eine Masse Studenten; viel Applaus, wenig Verstand. Zum Erbarmen war es, als die vielen Studenten auf einmal nach dem Liede «Ein freies Leben führen wir» anfangen, im Chore «Gaudeamus igitur» zu singen. Zwar liess sich einige Opposition hören, aber sie liessen sich nicht stören; die Schauspieler schwiegen, und als die erste Stro-

phe gesungen war, spielte man auf der Bühne fort, und nicht ein einziges lautes Wort wurde hörbar. Viele Leute lachten.

Blums Rede soll gedruckt werden, aber wahrscheinlich nach vielem Streichen und Ändern. Dass indes das Schillerfest, von dem man sich nachhaltige Folgen versprach und das auch eine höchst gefährliche Tendenz hatte, so ganz in nichts zerfiel, möchte doch nicht ausschliesslich den unter den Festordnern selbst entstandenen Zwistigkeiten zuzuschreiben sein. Diese scheinen vielmehr als ein Mittel zum Zwecke von höherer Hand absichtlich herbeigeführt und dazu benutzt worden zu sein, das Fest scheitern zu machen und eine Spaltung unter den Liberalen zu bewirken, die denn auch jetzt wieder weit getrennter sind als je. Ihre Wut auf «Deutschlands Unterdrückung» hat sich verwandelt in Wut gegeneinander, und daher ist auch nichts Entschiedenes von ihnen zu erwarten.

Otto Wigand **Die gute Sache verlasse ich nicht**

AN EINEN FREUND JOHANN JACOBYS

Leipzig» 26. Januar 1841 Gleich nach Empfang des Manuskriptes «Vier Fragen» eilte ich, alle jene Anstalten zu treffen, um das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Es gelang mir alles nach Wunsch: in der Nacht wurde die Broschüre gesetzt, ich selbst las die Korrekturen; dem Zensor Herrn Professor Bülau vermochte ich nach vielen Demonstrationen das Imprimatur zu geben, die Zensur gestattete schon die Anzeige – sehen Sie die «Leipziger Allgemeine Zeitung» von heute –, da befiehlt die Kreisdirektion Beschlagnahme sämtlicher Exemplare, ferner Verbot der Broschüre usw. Ich habe heute protestiert und erklärt – schriftlich erklärt –, dass ich mit Gefahr meiner persönlichen Freiheit mich dem Verbote widersetze; sechs Wochen Gefängnis sind die Antwort; morgen früh reise ich nach Dresden und gehe mit der Broschüre zu Lindenau und dann zum König, und ist unser ganzes konstitutionelles Leben keine Farce, so muss mir Recht werden.

Jedenfalls ist die Ausgabe der Broschüre, welche gemessen, in edler, wahrhafter und verständlicher Sprache geschrieben, verschoben. Ich beklage es tief und schmerzlich, dass solche Sprache nicht gehört werden darf; armes

Deutschland, und da sollen wir Liebe und Patriotismus haben und den freien Rhein mit unserm Blute röten. Schmach über unser Jahrhundert und pfui über das ganze Deutschland, welches seinen edelsten Bürgern nicht gestattet, die Gebrechen des Vaterlandes zu nennen!

Ich bin so tief empört über die Wegnahme und das Verbot der Broschüre, dass mein Blut kocht: die Broschüre ist mit Anstand, in der Form ohne Wortverletzung usw. geschrieben, dass mir die oberste Behörde schwerlich das zugestehen musste. Preussens Ministerium will nicht haben, dass über Preussen irgendwas, gut oder böse, gedruckt werden soll. Da haben wir das Überwachungs-system: das ist ganz österreichische Maxime.

Empfehlen Sie mich dem Dr. Jacoby und sagen Sie ihm, dass ich selbst in Dresden das Äusserste versuchen will, und kann ich nichts erringen, so wollen wir dennoch nicht nachlassen, zu leben und zu wirken für Freiheit und Recht.

Addio

AN JOHANN JACOBY

Leipzig, 3. März 1841 Mein tapferer und edler Freund! So nenne ich den Mann, den ich liebgewonnen und der unseres gesamten Vaterlandes treuester Berater ist. Ich hätte Ihnen gern schon früher geschrieben, allein wollte ich auf halbem Wege nicht stehenbleiben, so musste ich einige Reisen machen, damit ich Leute fand, die unsere Schriften verteilten; ich habe Leute gefunden, vorzugsweise haben mich Rüge, Prutz, Duncker, Pott, dann mehrere Bürger, deren Namen in mein Herz geschrieben sind, unterstützt. Gestern Abend kam ich zurück. In Halle haben wir Krukenberg usw. an die Spitze der Adresse für die Provinz Sachsen gestellt. Von dem Verbot der Broschüre sind Sie unterrichtet, und Rochow hat's gewagt, seinem Vaterlande ins Gesicht zu spucken. So die Zeit, die Ehre, die Grösse seines Landes zu verkennen ist mehr wie Dummheit und Verrat, und kommt jetzt keine Erleuchtung, dann möge Gott wissen, was die Freunde des Vaterlands tun sollen.

Ihre Briefe habe ich erhalten und grosse und innige Freude gehabt. Sollte der Brief an Ihren König, den die Sprache des Herzens, der Wahrheit, der Liebe und Treue diktiert, sollte er keine Wirkung haben? Fast fange ich an zu zweifeln. Über die Erscheinung der Broschüre war man hier ungeheuer aufge-



Otto Wigand

bracht, obschon man noch keinen klaren Begriff hat, wie? Jetzt ist in Mannheim die Untersuchung, der dortige Buchhändler hat natürlich desavouiert, und nun kommt sie hierher. Mein Bruder Georg ist Kommissionär von Hoff! Um mich für jetzt aus dem Spiele zu lassen, da ich noch nötig bin, so hat mein Bruder einen Brief von Ihnen erhalten, worin Sie ihm auftragen, die Broschüre im Auslande für Ihre Rechnung als Manuskript und nur für Preussen drucken zu lassen, da Sie befürchten, dass selbst im konstitutionellen Sachsen die Druckerlaubnis nicht gegeben wird. Sie verlangen für sich vierzig Exemplare und ein Exemplar auf Velinpapier für den König. Darauf stehen nur sechs Wochen Gefängnis. Uns – mich und meinen Bruder – kennen Sie durch unsere Verwandten in Königsberg ... Ich habe in die acht Provinzen 2'000 Exemplare verteilt; in Zahl erwarte ich noch etc. etc. (?). Ich muss nur etwas abwarten. Es

erscheint eine zweite Broschüre – von K. (oder R.), in D. zweimal bereits konfisziert, nun das dritte Mal in Hamburg ... Rüge hatte eine Anzeige von einem halben Bogen für die «Hallischen Jahrbücher» geschrieben, die Nummern konfisziert. Ach, mein edler Freund, lesen Sie zwischenden Zeilen, mir fehlt die Zeit, ich weiss nicht, was ich beginnen soll! Dazu ein schweres Geschäft und zehn Kinder, aber sehr glücklich verheiratet, und obschon der freie Mann mitunter geächtet ist, so geniesse ich die Achtung meiner Mitbürger, weil ich nichts will. Aber wirken will ich und treu bleiben meinem Vaterlande, solange ich atme! Die Zeit kann nicht fern sein, wo unsere Bestrebungen anerkannt werden. Mir blutet oft mein Herz, wenn ich so sehe, wie mit allem Hohn und Spott getrieben, und die Heuchler – sie sind hier wie dort, und unser ganzes Unglück ist, dass wir über Recht von Preussen und Österreich geknechtet werden.

AN JOHANN JACOBY

Leipzig, 14. September 1841 ... Wenn ich Ihnen auch lange nicht geschrieben habe, so hat das seinen Grund in vielerlei Abhaltungen, Reisen und Arbeiten – dann hoffte ich fest, Sie zu sehen. Wie immer, bauen Sie auf mich, bin ich auch oft mürbe und habe ich tausend Anfechtungen, die gute Sache verlasse ich nicht, und die ganze Wahrheit und die ganze Freiheit will ich, so wahr mir Gott helfe. Ich tue eben genug, und, mein edler Freund, vieles geschieht, wovon Sie sich nichts träumen lassen. Müsste ich nur nicht immer so furchtbar arbeiten und mich sorgen, gerade durch die Welt zu kommen – der elende Prügel liegt ewig mir zur Seite, und eine Schar Kinder sieht bittend auf den Vater. Doch manches macht sich zum Guten, und ich habe Löwenmut, und ertragen kann ich auch etwas.

Heute war Weicker hier, dem zu Ehren wir ein Mahl gaben; es wurde Ihrer vom jungen Dieskau und mir herzlich gedacht etc. Ein dreimaliges Hoch ertönte dem tapfern Jacoby.

Was kann ich für das Königsberger Literaturblatt tun? Sagen Sie nur, ich bin zu allem bereit beizuspringen. Es stehen Ihnen meine Blätter, meine Bekanntschaften und mein bester Wille zu Gebote. Unser Prozess geht fort, und ich weiss noch nicht, was endlich geschieht: das Appellationsgericht hat entschieden, dass der Prozess nicht vor das Kriminalgericht gehöre; das Ministerium soll nun entscheiden. Werde ich zum Deputierten gewählt, dann spielt Ihre Sache in der Kammer.

Was nun Ihre neue Schrift betrifft, so versteht sich's ja von selbst, dass ich tue, was ich vermag. Sind Sie fix und fertig, fehlt kein • an dem Manuskript, dann schicken Sie mir alles ein und warten Sie, was ich tue.

AN JOHANN JACOBY

Leipzig, 8. Februar 1842 Ich habe unterderhand mit der Zensur verhandelt, allein es ist ein Imprimatur nicht zu denken. Nun frage ich Sie, ob ich Ihnen vierzig Exemplare heimlich, ohne Zensur drucken lassen soll? Dann muss ich aus dem Spiele bleiben, wenn Sie gefragt werden, wo und wer hat die Broschüre gedruckt. Wollen Sie dieselbe aber im Buchhandel haben, so muss sie in Strassburg oder in der Schweiz gedruckt werden. Bestimmen Sie jetzt, was Sie wünschen, aber fest und bestimmt. Männer, die handeln, kennen nur ja, nein.

Unser Urteil ist gefällt: wir sind in die Kosten verurteilt. Nies und Georg sechs Wochen Gefängnis pure. Für Nies habe ich sämtliche Kosten bezahlt und eine Summe bis 500 Reichstaler angeboten, wenn ihm die Kerkerstrafe erlassen wird. Ich habe beide hineingeritten und muss auch jedes Opfer bringen. Ich war in Dresden, allein die Gefängnisstrafe ist nicht loszukriegen.

AN JOHANN JACOBY

Leipzig, 24. Mai 1842 Ich habe Ihre Zeilen erhalten. Gleichzeitig besuchte mich Herr Heinrich aus Ihrer Stadt, was mich sehr gefreut hat.

Mit Ihrer Broschüre habe ich tausend Not gehabt, und es wird einem das bisschen, Sie wissen schon was, zu sauer gemacht. Grösstenteils Feigheit, und wo ich endlich einen Drucker oder Buchhändler fand, sollte ich noch eine grosse Summe draufbezahlen. Alles fürchtet sich fürs Verbieten etc., und ist da kein Grund vorhanden, so wollen sie nichts riskieren, indem man fremde Firmen, Drucker oder so was benutzen müsste. Nun erwarte ich täglich Exemplare aus Zürich, wo Fröbel Ihre Broschüre übernommen hat.

Die Vier-Fragen-Geschichte ist hier beendet. Buchdrucker Nies und Georg sechs Wochen Gefängnis. Ich habe keine Gefängnisstrafe, aber die Geschichte kostet mich horrendes Geld. Das sollte man nicht glauben. Doch wer weiss, wozu das gut ist. Dass Sie zweieinhalb Jahre Ihre Freiheit verlieren sollten, ist

mir undenkbar, indem ich keinen Grund finde, der überhaupt Ihre ganze Tat zum Gegenstand einer Klage nur macht. Indessen, diese ist in einem Staate, wo der König unbedingter Herr ist, möglich. Allein, weiter wagen sie nicht zu gehen. Ich bin überzeugt, man sperrt Sie nicht ein.

Dieser Tage ist hier Wahl für den Landtag. Ich glaube, es siegt die Geldpartei. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich in Wien. Die Zensurverhältnisse sind so drückend, sind so ungeheuer störend, dass mir jede Spur meines Humors verlorengegangen ist. Wohin ich blicke: Kriecherei, Geldsucht, Heuchelei, Mutlosigkeit. Wir müssen bei Gott Krieg haben, sonst wird das Wort Pulver noch gestrichen.

Leben Sie wohl!

Theodor Fontane **In der Hainstrasse**

So vergingen sieben Wochen; eine harte Nuss für meinen Freund Esselbach. Dann begab ich mich zu meinen Eltern aufs Land und war noch ein ziemlich schmalbäckig aussehender Rekonvaleszent, als ich am 31. März in Leipzig eintraf. Zwei Drittel der Reise hatte ich per Bahn zurückgelegt; das letzte Drittel per Post. Nun hielten wir vor dem eben erst fertig gewordenen grossen Postgebäude, den Platz mit Universität und Paulinum in voller Ausdehnung vor uns. Es mochte sechs Uhr sein; die Luft war weich, die Sträucher in den Anlagen hatten schon grüne Knospen. Über allem lag ein feiner Dämmer. Ich reckte und streckte mich, atmete hoch auf und hatte das Gefühl eines gewissen Geborgenseins. Das mit den ersten Eindrücken hat doch was auf sich.

Das Neubertsche Haus lag in der Hainstrasse, so dass ich, um dorthin zu gelangen, den echtsten und schönsten Teil von Leipzig, die Grimmaische Gasse und den Rathausplatz, zu passieren hatte. Mein Gepäckträger ging neben mir her und machte in gutem Sächsisch den Führer. Ich war ganz benommen und möchte behaupten, dass, soweit Architektur und Stadtbild in Betracht kommen, nichts wieder in meinem Leben einen so grossen, ja, komisch zu sagen, einen so berausenden Eindruck auf mich gemacht hat wie dieser in seiner Kunstbedeutung doch nur mässig einzuschätzende Weg vom Post- und Universitätsplatz bis in die Hainstrasse. Die Sache findet darin ihre Erklärung,

dass ich ausser einer Anzahl märkischer und pommerscher Nester, in denen ich meine Kinderjahre verbracht hatte, bis zu jener Stunde nichts von der Welt kannte wie unser gutes Berlin, das mir von allen echten Berlinern immer als der Inbegriff städtischer Schönheit geschildert worden war. Und nun! Welcher Zusammenbruch! Es gereicht mir noch in diesem Augenblick zu einer gewissen Eitelkeitsbefriedigung, dass mein künstlerisches Gefühl angesichts des Neuen oder richtiger des Alten, was ich da sah, sofort gegen das Dogma vom «schönen Berlin» revoltierte und instinktmässig weg hatte, dass Städteschönheit was andres ist als gerade Strassen und breite Plätze mit aus der Schachtel genommenen Häusern und Bäumen. Ein paar Ausnahmehäuser, hinter denen ein ausländischer Meister und ein königlicher Wille steckt, können das Ganze nicht retten. Seitdem hat sich freilich sehr vieles gebessert; aber eines fehlt auch jetzt noch: individuelles Leben. Wir ahmen nach. Nur die Schachtel, aus der genommen wird, ist etwas grösser, reicher und bunter geworden. Originelles, wie selten!

Die Hainstrasse lag schon im Halbdunkel, als ich in das Neubertsche Haus eintrat und alsbald nach dem mir von Berlin her bekannten Ehepaar fragte, das ich begrüßen wollte. Dies erregte halb Verwunderung, halb Verlegenheit, denn von solchen Intimitäten gab es in dem Hause nichts. Familie war eins, und Geschäft war eins. Beiläufig ein grosser Vorteil. Diese falsche Familiarität, wo meist nur Gegensätze bestehen, ist immer vom Übel. Der ältere Herr, an den ich mich mit meiner Frage gewendet hatte, verfuhr durchaus diplomatisch und sagte, dass er mir jemand mitgeben werde, der mich auf mein Zimmer führen solle.

«Auf mein Zimmer führen» war nun freilich ein sehr euphemistischer Ausdruck; denn über einen schmalen und rumplig verbauten Hof weg – der mich übrigens durch seine Giebel und Dächer und vor allem durch unzählige Dachrinnen, die bis in die fast überlaufenden Wasserkübel niederreichten, aufs Äusserste interessierte – stiegen wir drei Treppen hoch in ein Hinterhaus hinauf, in dessen oberster Etage das Personal in zwei Stuben untergebracht war. Eine der Stuben gehörte dem älteren Herrn, dem Geschäftsführer, den ich unten eben gesprochen hatte, für uns andre aber, und wir waren unsrer vier, existierte nur eine daneben gelegene kleine Stube mit einem noch kleineren Alkovenanhängsel, in welchem letzterem vier Betten standen, von denen zwei nur mit Hilfe von Überkletterung erreicht werden konnten. Dieser Alkoven, fensterlos, empfing sein Licht durch das vorgelegene Zimmer, das aber eigentlich auch kein

Licht hatte. Wo sollte es auch herkommen? Der Hof war fast dunkel, und das bisschen Helle, was er hatte, fiel durch ein elendes Mansardenfenster ein. Der durch die Dachschrägung gebildeten Vorderwand des Zimmers gegenüber standen an der Hinterwand entlang vier Bastarde von Schrank und Sekretär, in denen wir unsere Sachen unterzubringen hatten. Glücklicherweise hatte man nicht viel. Von sonstigen Möbeln war nichts vorhanden als vier Stühle mit Rosshaarüberzug und ein sogenanntes «Real», auf dem vier blecherne Kaffeemaschinen und ebenso viele Spiritusflaschen standen. Diese Spiritusflaschen waren um unsres zu kochenden Morgenkaffees willen sehr wichtig für uns, aber noch wichtiger für das alte Faktotum, das da jetzt neben mir stand und meinen Führer machte. Denn dies Faktotum, ein halb schon zum Kretin gewordener Süffel, lebte fast ausschliesslich von dem Inhalt dieser vier Flaschen.

Als ich, nachdem mich mein Führer verlassen, den Inhalt meines Koffers in die verschiedenen Schubladen des mir zustehenden Schrankes eingepackt hatte, sah ich mich erst in dem Zimmer um und dann durch das offenstehende Mansardenfenster auf den Hof hinaus. Ich hätte guten Grund gehabt, alles sehr sonderbar und beinah schauerhaft zu finden, es lag aber in meiner Natur, mich von diesen Dingen mehr angeheimelt als abgestossen zu fühlen. Alles modern Patente, was doch sehr was anderes als Schönheit ist, ist mir von jeher unausstehlich oder mindestens sehr langweilig gewesen, während alles Krumme und Schiefe, alles Schmustringe, alles grotesk Durcheinandergeworfene von Jugend auf einen grossen Reiz auf mich ausgeübt hat. Nur keine linealen Korrektheiten, nur nichts Symmetrisches oder Blankpoliertes oder gar Anti-Makassars. Ich habe eine grenzenlose Verachtung gegen das, was man so landläufig «hübsch» nennt, und eine womöglich noch grössere gegen sogenannten Komfort, der jedesmal der höchste Diskomfort ist, den es gibt. Nun, hier war nichts hübsch und Komfort kaum dem Namen nach bekannt; aber die grauen, steilen, regen verwaschenen Dächer, auf die mein Auge fiel, der gekräuselte Rauch, der aus den Schornsteinen aufstieg, und das Plätschern des Wassers, das aus den Röhren in die Kübel fiel – alles gewann mir ein Interesse ab, und selbst der Blick in den Alkoven konnte mich nicht umstimmen.

Es stand mir aufs Neue fest, dass es mir hier gut gehen würde. Und es ging mir auch gut.

Am andern Morgen erschien ich unten in der Offizin, einer hohen, früher mutmasslich gewölbt gewesenem Halle, die fast einem Refektorium glich. Der

Raum erstreckte sich weit nach hinten zu, war in seiner zweiten Hälfte halb dunkel und machte, wie Haus und Hof überhaupt, einen mittelalterlichen Eindruck.

Durch die ganze Tiefe zog sich der sogenannte Receptiertisch mit seinen vier Plätzen. Den ersten Platz nahm der etwas dickliche ältere Herr ein, der mich am Tage vorher empfangen hatte. Platz Nummer zwei (für mich bestimmt) war leer, auf Nummer drei und vier aber standen zwei junge Herren meines Alters, ein schwarzer und ein blonder, beide, wie auch der Herr auf Nummer eins, ausgesprochene Sachsen. Man begegnete mir sehr artig, freilich auch mit Zurückhaltung, fast *Soupçon*; denn der jetzt Gott sei Dank leidlich hingeschwundene Gegensatz zwischen den beiden Nachbarstämmen stand damals noch in voller Blüte. Meine neuen Kollegen merkten indessen sehr bald, dass ich nicht zu den Schlimmen zählte, namentlich nicht besserwisserig und eingebildet war, und so kamen wir schliesslich auf einen ganz guten Fuss. Das Jahr, währenddessen ich in Leipzig verblieb, ist ohne jede Ranküne verlaufen, und ich will hier gleich einschalten, dass ich durch einen hübschen Zufall, gerade als ich diese Leipziger Erinnerungen niederzuschreiben anfang, einen Brief mit photographischem Bildnis aus Dresden erhielt und der Widmung: «Seinem lieben Jugendfreunde Th. Fontane». Den der Sendung beigeschlossenen, von «Platz Nummer vier» herrührenden Zeilen könnt ich zu meiner besonderen Freude entnehmen, dass auch «Platz Nummer drei» noch am Leben und durchaus munter sei. Nicht leicht wird es vorkommen, dass drei junge Leute, die mit einundzwanzig an einem und demselben Tisch gestanden und gearbeitet haben, sich mit fünfundsiebzig noch freundlich und fidel begrüßen können.

Ich war noch kaum installiert, als ich von einem schon im Hofflügel gelegenen Hinterzimmer her meinen Gönner und nunmehrigen Prinzipal Neubert in unser «Refektorium» eintreten sah. Ich dachte, er käme mich zu begrüßen; aber er begnügte sich damit, mir freundlich zuzunicken und mir zweimal einen «guten Morgen» zu wünschen. Und dann war er auch schon durch die Fronttür wieder verschwunden. Der neue Geschäftskram war ihm höchst langweilig, und nun gar erst Klagen oder Wünsche mit anhören! Er war der reine Mikado. Das Mühselige des Regierens überliess er seinem Taikun, dem dicklichen Herrn auf «Platz Nummer eins».

Ich sah wohl, dass hier alles anders war, war aber doch noch zu sehr in den herkömmlichen Anschauungen befangen, um in meinem Tun gleich das Rich-

tige zu treffen oder auch nur alles klug abzuwarten. Und so geschah es denn, dass ich mich gegen Mittag, unbekümmert um das verlegene Lächeln meiner Kollegen, eine Treppe hoch begab, um dort, wie ich's eigentlich schon am Tage vorher gewollt hatte, der Frau vom Hause meine Visite zu machen. Sie kam mir auch in ihrer ganzen Stattlichkeit vom Erkerfenster her entgegen und beantwortete meine Begrüssung in freundlichen Worten; aber damit war es auch getan, und so rasch, wie ich gekommen, so rasch verschwand ich wieder. Ich habe sie dann in einem ganzen langen Jahre wohl dann und wann gesehn, aber nie wieder gesprochen. Auch nicht beim Abschied. Jetzt nachträglich finde ich das alles nicht bloss vernünftig, sondern betrachte es, wie schon angedeutet, als das einzig Richtige. Nur keine Gemütlichkeiten! Es gab aber auch davon, und dass sich das ermöglichte, war ein Verdienst der Kinder. Es war ein kinderreiches Haus, sechs oder sieben Töchter, von denen zwei (Zwillingschwestern) damals fünfzehn Jahre sein mochten, die eine ganz brünett, die andere ganz blond. Die Blonde war sehr hübsch; die Brünette weniger, aber dafür sehr apartj sehr rasevoll und Liebling des Vaters, der sie seine «schwarze Jette» nannte. Mein eigentlicher Liebling indes war eine jüngere Tochter, erst zehn- oder elfjährig, von besonders liebenswürdigem Charakter. Eine gütige, ganz humoristisch gestimmte Seele sprach aus ihren klugen Kinderaugen. Sie übermittelte die jedesmaligen Wünsche der Schwestern und wandte sich dabei zumeist an mich, nicht weil sie mich für den Bestimmbarsten gehalten hätte, sondern weil ich sie am meisten amüsierte, was wohl mit meinem damals noch ganz unverfälschten Berlinertum zusammenhing. Sie verstand es oft nicht; aber meine ganze Art zu sprechen, vielleicht auch der Klang der Stimme war eine stete Erheiterung für sie. Hoffentlich ist sie glücklich geworden.

Ich will nun beschreiben, wie die Tage vergingen, und wähle dazu zunächst einen Sommertag.

Erst um acht oder auch wohl noch später brauchten wir – natürlich mit Ausnahme des einen, der die «Wache» hatte – an unserem Geschäftstisch zu erscheinen, und so waren wir denn in der angenehmen Lage, wenn wir nur recht früh aufstanden, die schöne Morgenfrische zwei oder dritthalb Stunden lang geniessen zu können. Davon machten wir denn auch redlich Gebrauch. Um sechs rüsteten wir uns, um in der Elster oder Pleisse – ich glaube, es war ziemlich genau die Stelle, wo Poniatowski ertrunken war – ein Schwimmbad zu nehmen, und eine Stunde später ging es in das «Rosental», an dessen Eingang

wir uns, weil jeder seine Lieblingsstelle hatte, zu trennen pflegten. Es gab damals zwei Hauptlokale, vielleicht existieren sie unter gleichem Namen noch: Bonorand und Kintschy. Ich hielt es mit Kintschy. Zu so früher Stunde waren noch kaum Gäste da, und der ganze reizende Platz gehörte mir. Ein auf Holzpfählern ruhendes, weit vorspringendes Dach überdeckte eine Veranda mit einem vorgelegenen Kiesweg, den von der anderen Seite her die grossen alten Bäume überschatteten. In allen Zweigen war ein Jubilieren, und kaum dass mein Frühstück erschien, so hüpfen auch schon die Spatzen auf meinem Tisch umher. Es war so reizend, dass ich selbst das Journallese vergass, womit ich damals meine Zeit nur allzugern vertrödelte. Doch nein, nicht vertrödelte. Die Journale passten ganz genau zu mir, waren mir um einen Schritt voraus, und von einer derartigen Lektüre hat man viel mehr als von solcher, die einem über den Kopf geht. Es ist ein Unsinn, jungen Leuten immer mit dem «Besten» zu kommen. Man hat sich in das Beste hineinzuwachsen, und das dauert oft recht lange. Schadet auch nichts. Vor allem ist es ganz unnatürlich, mit Goethe zu beginnen. Ich bin glücklich, mit Freiligrath begonnen zu haben.

Um acht oder halb neun war ich dann wieder zurück und an meinem Platz. In der ersten Stunde gab es noch wenig zu tun. Aber bald danach kamen die Doktoren und verschrieben ihre Rezepte. Freilich gab es auch solche, die wenig Praxis hatten und die sich nur einfanden, um sich an einem grossen Lese-pult, das für sie hergerichtet war, in die verschiedenen Leipziger Zeitungen zu vertiefen. Für sie war die Apotheke bloss Lesehalle, Doktorbörse, Klublokal. Unter den Ärzten, die zu dieser Gruppe gehörten, interessierten mich besonders zwei, ein Dr. Reuter und ein Dr. Adler. Reuter, ein sehr hübscher, eleganter Herr, war ausgesprochener Sachse, liebte mich aber, weil ich ihm Tag für Tag Gelegenheit gab, seinen starken Preussenantagonismus in übrigens nie verletzender Weise gegen mich auszulassen. Er erkundigte sich regelmässig bei mir nach den Schicksalen der «grossen Nation» oder fragte mich, «ob es wahr sei, dass Kaiser Nikolaus wieder auf einer Inspektionsreise sei, um nachzusehen, ob sein ‚Unterknäs‘ Friedrich Wilhelm IV. mittlerweile keine Dummheiten gemacht habe».

Viel interessanter war Dr. Adler, überhaupt das Prachtstück unter denen, die die Doktorbörse besuchten. Er galt auch bei den eigenen Kollegen, was immer was sagen will, als der Klügste, vielleicht sogar als Arzt, sicherlich aber als Mensch. Nebenher stand er leider in den Anfängen des Delirium tremens. Na-

türlich war er auch Dichter – sogar ein sehr guter –, was meine nähere Bekanntschaft mit ihm herbeiführte. Er hatte damals Thomas Moores «Paradies und Peri» übersetzt und trug mir spätabends, wo wenig zu tun und ein Unterbrochenwerden von Seiten des Publikums fast ausgeschlossen war, die ganze Dichtung vor. Er ging dabei, seine von Trunk und Begeisterung seltsam verglasten Augen nach oben gerichtet, beständig auf und ab, hingerissen vom Wohlklang der Strophen, und nur ich war womöglich noch hingerissener als er selbst. All dies führte bald dazu, dass ich ihn eines Tages bat, ihm einige meiner Arbeiten vorlegen zu dürfen. Er ging auch freundlich darauf ein, aber doch mit einer gewissen, nur zu berechtigten Verlegenheit. Was könnte es am Ende sein? Er hatte sich selbst zu lange und zu ernsthaft mit derlei Dingen beschäftigt, um nicht zu wissen, dass von einem zwanzigjährigen, bei Radix Valerianae und Flores Chamomillae herangewachsenen Springinsfeld mutmasslich nicht viel zu gewärtigen sei. So kam es denn auch. Es war eine tüchtige Niederlage, der ich zunächst entgegenging, aber sie verwandelte sich, was mich sehr glücklich machte, schliesslich in einen kleinen Sieg.

Front gegen die Zensur

Leipzig, 5. Mai 1841 Die zweite Auflage einer neuen Broschüre von Dr. Rüge in Halle, die bei Otto Wigand erschienen unter dem Titel: «Preussen und die Reaktion», ist am verflossenen Dienstag auf preussische Requisition konfisziert worden, und Otto Wigand musste bei Gericht sein Ehrenwort geben, kein Exemplar mehr davon zu verkaufen. Er wird es aber nur die ersten acht Tage halten. Dann sind an Otto Wigand und Blum «halboffizielle Warnungen» ergangen (so drückt sich Blum aus), weil von Berlin angezeigt worden sei, Blum verkaufe heimlich diese Broschüren, was auch wahr ist. Blum hat daraufhin sogleich alle seine politischen Bücher und Schriften aus dem Hause geschafft, so dass man bei ihm nichts finden wird. Vorderhand ist auch der fernere Verkauf suspendiert. Hier werden übrigens die Preussen wenig ausrichten, denn sie sind nicht nur von den Bürgern, sondern auch vom Stadtrat gehasst. Zudem sind die hiesigen Gerichte nicht königlich, sondern städtisch; sie tun womöglich stets das Gegenteil von dem, was der Regierungsdirektor will; umso mehr

aber, da es nun gegen hiesige Bürger gilt, die die Angestellten dafür zurücksetzen können, eben weil letztere städtisch sind. Löwe zum Beispiel ist Stadtverordneter, Otto Wigand ist Stadtverordneter und Mitglied der Deputation zur Sicherheitsbehörde. Die Stadtverordneten helfen den Angestellten vorwärts, und daher gibt's nun «Winke» und «Warnungen». Verletzung des Dienstgeheimnisses ohne Rückhalt; Gefälligkeiten, die so weit gehen, dass man dem Buchdrucker Nies vorher heimlich sagen liess, man werde bei ihm Haussuchung halten! Auf diese Art und da sogar Herr von Lindenau in Dresden das Benehmen der preussischen Regierung entschieden missbilligen soll, wird jede gerichtliche Untersuchung in Leipzig grosse Hindernisse haben. Blum will nun in der «Neuen Hamburger Zeitung», in der «Mainzer Zeitung», in den «Vaterlandsblättern» und in der «Badischen Zeitung» die Teilnahme des Publikums für Wigand erregen, soviel die Zensur erlaubt. Von Österreich spricht in diesem Augenblicke niemand, alles richtet seine Blicke nach Preussen, woran die preussische Regierung aber selbst schuld ist. Ein allgemeines Staunen und Missbilligung drückt sich aus über ihr unkluges Verfahren. Da haben Sie den Verstand und das Talent des Herrn von Rochow! Gestern Abend war die erste Sitzung des neugegründeten Lesevereines für Broschüren über Publizistik und kritische Literatur, eigentlich aber zum Lesen «politischer und verbotener Schriften», was sich gleich im Anfang zeigte. Die Gesellschaft besteht vorderhand aus Personen, alle politische Freunde Blums. Zur Anschaffung wurden genehmigt: «Die vier Fragen» nebst ihren zwei «Entgegnungen», «Preussen und die Reaktion», der «Bund der Deutschen und Franzosen» von W. Schulz, dann «Die Staatsschrift des Kantons Aargau in der Klosterangelegenheit». Endlich schlug Blum vor, auch einige «unschuldige» Schriften anzuschaffen, um den «Schein» zu wahren. Zum Präsidenten wurde Blum gewählt.

Leipzig, 10. Mai 1841 Es sind jetzt ungefähr 400 Buchhändler hier. In der gestern Nachmittag stattgehabten Versammlung sprach Georg Reimer von hier in seiner Rede die Ansicht aus: «Man soll beschliessen, mit allen Zensoren in Deutschland ausser allen geselligen Verkehr zu treten, man solle seine Verachtung überall gegen diese Menschen zeigen, dadurch würde niemand ein solches schlechtes Geschäft annehmen mögen.» Dafür sprach mit grosser Lebhaftigkeit Otto Wigand; dagegen mit Entrüstung Perthes von Gotha und Gebhard aus Grimma. Viele sprachen dafür, manche auch dagegen. Da machte Dr. Veit, Chef der Buchhandlung Veit & Co. in Berlin (ein Jude), den Antrag, viel prak-

tischer dadurch zu verfahren, dass von dem gesamten deutschen Buchhandel Petitionen an die deutschen Regierungen und den Bundestag abgehen sollten, worin der «Unfug und die Tyrannei» der Zensur geschildert und darauf gedrungen werde, dass endlich das so lange verheissene Bundespressgesetz für Deutschland gegeben werde. Otto Wigand stimmte «jubilend» ein und die meisten Anwesenden ebenso, besonders aber Erhard von Stuttgart. Buchhändler Frommann aus Jena (Vorsteher des Buchhändlervereines) erklärte, es müsse ein solcher Antrag nach den Statuten erst angekündigt und dann in einer andern Sitzung darüber debattiert werden, worauf der Antrag auf den 11. Mai, abends 5 Uhr, zur Diskussion angesetzt wurde.

Otto Wigand drückte in einem Vortrage seine Freude aus, dass zum erstenmal in den Buchhändlerversammlungen etwas Grosses beschlossen werde; überzeugt, dass kein rechtlicher Buchhändler dagegen stimme, hofft er von der Sensation, welche ein solcher Beschluss in Deutschland und im Auslande machen werde, Rückwirkung auf die Regierungen. Nach mehreren Hinundherreden trennte sich die Versammlung unter grosser Aufregung. Heute nun wird die Sache überall lebhaft besprochen, die Liberalen fordern jeden zweifelhaften Buchhändler auf, zu erscheinen und dafür zu stimmen. Otto Wigand, Erhard, Binder, Groos, eine Menge anderer schildern die deutschen Zustände mit den schwärzesten Farben, und es ist gar kein Zweifel, dass der Antrag eine sehr bedeutende Majorität erhalten wird.

Blum macht viele Buchhändlerbekanntschaften und predigt ihnen Energie und Liberalismus. – Blum gab auch in den Leseverein, von dem ich jüngst sprach, das «Rheinlied» von Fein, «Deutsche Briefe» von Rauschenplatt, «Der Minister in der Menagerie». Aus diesem Anfang lässt sich ersehen, was mit diesem Verein bezweckt wird. Blum schreibt nun auch in die «Königsberger Zeitung». Er hat den Antrag des Grafen von Westphalen an den König von Preussen wegen des Erzbischofs von Köln sich zu verschaffen gewusst und will ihn nun auch drucken lassen. Er ist über alle Massen rührig. Günther muss jetzt sehr viel arbeiten, damit seine Familie zu leben hat, und das entzieht ihn zum Teil der Politik, wenigstens für den Augenblick.

Leipzig, 12. Mai 1841 Gestern Abend wurde von der Buchhändlerversammlung der bezeichnete Antrag beraten. Veit von Berlin begründete ihn und schloss: «die sächsische Regierung zu bitten, dass sie beim Bunde dahin wirke, dass vorderhand nur die Karlsbader Beschlüsse und keine anderen, später er-

folgten Gesetze über die Presse gelten». Erhard von Stuttgart sagte: «Man müsse dabei nicht stehenbleiben, sondern auch auf Aufhebung der provisorischen Karlsbader Beschlüsse antragen und den Bund ersuchen, den Artikel 18 der Bundesakte in Erfüllung zu bringen.» Richter aus Berlin meinte: «Das Volk sei noch nicht reif für Pressfreiheit, für eine freiere Presse, es sei die Petition nicht am Platze usw.» Er wurde aber von allen Seiten verhöhnt und ausgelacht. Die Versammlung war mit dem Antrage Erhards einverstanden. (Die Sache war zwischen Veit, Erhard und Wigand verabredet.) Von Brockhaus wurde eingewendet, «dass die übrigen deutschen Regierungen den Buchhändler-Börsenverein als solchen nicht anerkannten und nur die sächsische Regierung denselben offiziell kenne; daher man nicht an auswärtige Regierungen petitionieren könne». Dollfuss aus Anspach äusserte, «dass es bei ihnen nichts helfe, wenn sie auch Pressfreiheit hätten, denn diese sei ihnen auch durch die Konstitution gesichert, aber alle Bücher, die anstössig seien, würden gleich nach dem Erscheinen konfisziert, das sei noch ärger als Zensur». Hierauf wurde beschlossen, dass die sächsischen Buchhändler nur bei ihrer Regierung durch den Vorstand petitionieren sollten, die anderen aber möchten es bei ihren Regierungen tun. Schäfer von Wien und Kräcker aus Prag baten zu Protokoll zu bemerken, dass sie beide an dieser Beratung nicht teilgenommen, weil sie zu Hause keine Unannehmlichkeiten haben möchten. Wigand, Erhard und andere sollen sehr energisch gesprochen haben.

Der Literatenverein wird gegründet

Leipzig, 3. Februar 1842 Jüngst war Versammlung der von Blum und Heller eingeladenen Literaten. Sechs waren verhindert, sechzehn waren anwesend. Blum hielt eine Rede über die Notwendigkeit eines Literatenvereines, welcher sich stemmen und als Korporation auftreten könne gegen alle Beeinträchtigung der Presse, von welcher Seite sie auch herkomme, gegen den Nachdruck der Journalisten sowohl als gegen die schreienden, alle Rechtsgefühle verhöhnennden Gewaltschritte einiger Regierungen, wie z.B. das Verbot des Campeschen Verlages in Hamburg von Seiten Preussens. Er will, dass der Literatenverein durch Protestationen und Petitionen an die Kammern seine Tätigkeit beweise

und in anderen deutschen Ländern zur Nachahmung anfeuere. Professor Biedermann (der liberalste Professor der Universität, noch sehr jung) bemerkte, die Tätigkeit des Vereines könne sich erst nach und nach entwickeln und es lasse sich jetzt nicht genau bestimmen, sondern nur ein allgemeiner Plan entwerfen. Dr. Kühne schlug vor, alle von der Zensur gestrichenen Sachen im Vereine vorzulesen, was vielen Beifall erhielt. Auf eine Frage versicherten mehrere Juristen, unter andern Dr. Heller, dass der Verein keiner obrigkeitlichen Erlaubnis bedürfe, um zu existieren. Endlich ward darauf aufmerksam gemacht, wie es schon im Zirkular geschehen war, dass man von den Mitgliedern erwarte, dass sie die Verhandlungen nicht öffentlich machen. Hierauf wurde auf die Umfrage einstimmig erklärt, dass sich alle Anwesenden als Literatenverein konstituierten, und diese Erklärung von allen unterzeichnet. Dann wurde ein Ausschuss gewählt, um die Statuten zu entwerfen und sie nächsten Freitag zur Beratung vorzulegen. Dieser Ausschuss besteht aus Dr. Kühne, Dr. Herlosssohn und Blum. Professoren und andere im Rang stehende Männer sollen zum Eintritt eingeladen werden, alle Literaten aber, die nicht anwesend waren und nicht auf dem Zirkular stehen, sollen sich einer Ballotage unterwerfen. Übelberüchtigte Personen werden nicht aufgenommen. Laube war auch anwesend. Kühne war besonders von den Petitionen und Protestationen erfüllt und las dann Gedichte von Heine vor, von denen die Zensur die Hälfte gestrichen und öfter durch andere Ausdrücke ergänzt hatte, wie z.B. «letzter Druck» statt «Tyrannei», was grosses Gelächter erregte. Das, was die Zensur stehenliess, ist in den neuesten Blättern der Zeitung für die «elegante Welt», welche Kühne redigiert, abgedruckt. Herlosssohn führte das Protokoll.

Leipzig, 11. Februar 1842 Der Literatenverein hat nun am letzten Freitag seine Statuten beraten und beschlossen. Es heisst darin, «der Verein soll einen moralischen Zweck haben; die Angelegenheiten der Presse mit allen ihm zu Gebote stehenden gesetzlichen Mitteln mit Schrift und Wort verteidigen». Es wurden fünf Direktoren gewählt: Dr. Kühne, Professor Biedermann, Dr. Herlosssohn, Dr. Kaiser und Dr. Gretschel. Blum, der gewiss gewählt worden wäre, lehnte die Wahl im Voraus ab, weil er als Redakteur der «Vaterlandsblätter» sich das Missfallen der Regierung zugezogen habe und daher sein Name dem Verein schaden könne. Dr. Gretschel ist Zensor, und daher wurde er beigezogen und gewählt, um dem Verein einen loyalen Anstrich zu geben.

Er ist ein unbedeutender Mann, fühlte sich geschmeichelt und erzählte gleich, was neuerdings die Zensur streichen musste. Es sind hier noch fünf Zensoren; Gretschel ist auch Mitredakteur der «Leipziger Zeitung». 25 Personen waren in der Versammlung anwesend, jeder andere soll zur Aufnahme vorgeschlagen und ballotiert werden. Mit den Universitätsprofessoren wird man wohl eine Ausnahme machen.

P. S. Zu dem Literatenverein muss ich noch bemerken, dass auch beschlossen worden ist, «die Mitglieder sollen über das, was das Direktorium als vertraulich bezeichnet, gegen andere, die nicht Mitglieder sind, strenges Stillschweigen beobachten». Jeden Freitagabend ist Versammlung.

Otto von Corvin

Erinnerungen an die Welt der Schriftsteller

In den vierziger Jahren herrschten in Leipzig ein sehr angenehmer Ton und ein reges geistiges und geselliges Leben und Streben. Obwohl ich sieben Jahre in Leipzig wohnte, ja sogar dort Bürger und endlich Buchhändler wurde, so betrachtete ich mich doch niemals in dieser Stadt zu Hause; ich kam mir immer wie ein Messfremder vor. In Bezug auf Sachsen ging es mir noch schlimmer, denn solange ich in Leipzig lebte, ist es mir auch nicht eine Minute eingefallen, dass man mich für einen Sachsen halten könne, das heisst für einen Untertan des in Dresden residierenden Königs, den ich in meinem Leben nicht gesehen hatte und der mir ebenso fremd war wie der Kaiser von China.

Von den politischen Verhältnissen Sachsens wusste ich weit weniger als von denen irgendeines andern Landes in Deutschland – weil sie aufgehört hatten, mich zu interessieren, sobald ich einsah, dass die Übel, an denen das kleine unnatürliche Königreich krankte, durch lokale Mittel inkurabel waren, aber von selbst verschwinden mussten, wenn der übrige deutsche Körper genas. Die Leipziger selbst, obwohl Vollblutsachsen in ethnographischer Hinsicht, dachten ebenfalls nicht übermässig viel an ihr politisches königliches Sachsentum, ihre Hauptinteressen lagen jenseits der Grenzen des kleinen Königreichs; da sie überall hätten Abgaben bezahlen müssen, so war es ihnen ziemlich gleichgültig, wohin sie diese bezahlten. Zwischen den Einwohnern Leipzigs und denen Dresdens herrschte eine unendlich grosse Verschiedenheit, und selbst die

Regierung äusserte sich beiden Städten gegenüber verschieden. In keiner Stadt Deutschlands war man grösseren Polizeiplackereien ausgesetzt als in Dresden, während die Polizei in Leipzig sich weniger unangenehm gab. Die Regierung wusste sehr wohl, dass Leipzig in Bezug auf die Einkünfte, die es brachte, mehr wert sei als das ganze übrige Sachsen und dass ein grosser Teil dieser Einnahmen von den zahllosen Fremden abhing, die man also anzuziehen anstatt abzuschrecken trachten musste.

Die Messen machten Leipzig zum Mittelpunkt des deutschen Handels, ein Vorzug, der von anderen Städten genug beneidet wurde, deren Lage sie weit geeigneter zu solcher Stellung machte. Alles das musste die Regierung aus Geldrücksichten in Betracht ziehen. Ähnliche Rücksichten walteten in Bezug auf Universität und Buchhandel, die beide einen gewissen Grad von Freiheit zu ihrer Existenz durchaus nötig hatten. In Nachbarländern hatte man dergleichen Rücksichten nicht, ja in einem derselben verweigerte man die Konzession zur Anlage einer Druckerei, weil der Hof nicht gedruckt sein wollte. Diese – obwohl sehr zahme und bescheidene – Freiheit lockte eine Menge Leute nach Leipzig, welche die Regierung gern entfernt haben würde, wenn das ohne Verletzung wichtiger Interessen hätte geschehen können; und dann hatten die ausgewiesenen Schriftsteller auch gar kein Schamgefühl, sondern machten gewöhnlich einen solchen Mordsspektakel, dass bei der Gelegenheit noch andere Motten im Regierungsaktenschrank aufgestäubt wurden. Die sächsische Regierung hatte für sich selbst indessen am wenigsten zu fürchten, denn entweder hielten es die meisten Schriftsteller, die nach Leipzig kamen, für nutzlos oder nicht der Mühe wert, sie anzugreifen, oder verfuhr nach dem Prinzip des Fuchses, der in der Nähe seines Baues nicht raubt. Desto mehr hatte die sächsische Regierung sich gegen die Ansinnen fremder Regierungen zu wehren, die jede ihnen durch einen in Leipzig wohnenden Schriftsteller oder durch ein in Leipzig erschienenes Blatt oder Buch zugefügte, oft imaginäre Beleidigung auf das Nachdrücklichste bestraft wissen wollten. Spione von Wien, Berlin und anderen Orten waren fortwährend in Leipzig, um aufzuspüren, ob nicht irgendein missliebiges Werk unter der Presse sei, und dessen Erscheinen zu verhindern.

Für einen grossen Teil des Jahres gehörte Leipzig nicht den Leipzigern, sondern den Fremden, welche die drei Messen besuchten, von der Wollmesse gar nicht zu reden, und deren Zahl sich seit Erbauung der Eisenbahnen bis in das ungeheuerliche vermehrte. Dann waren in der Nacht die Häuser bis unter das

Dach mit Schlafenden gefüllt, und ein jeder, der in der inneren Stadt eine Wohnung gemietet hatte, musste während der Messen einige Zimmer hergeben, wenn er es nicht vorzog, dem Wirt eine ganz fabelhafte Miete zu bezahlen. Diese Fremden waren natürlich meistens Kaufleute aus aller Herren Ländern, die die Messe als ihre Jubelzeit betrachteten, in der sie von der Kontrolle ihrer Weiber und Nachbarn befreit und sehr geneigt waren, über die Stränge zu schlagen. Losgelassene Philister sind aber selten angenehme Hausgenossen, da sie ihr Freudenwild laut jagen oder, zu deutsch, einen Heidenlärm machen müssen, wenn sie vergnügt sein wollen. Ich war daher sehr froh, dass ich eine Wohnung vor dem Tore und nicht in der «Messlage» hatte; wenn ich Lust danach fühlte, «mich in die Welt zu wagen», brauchte ich nur eine Viertelstunde zu gehen und war mitten im Tempel des Jupiter Mammon. Da ich aber in die Mysterien des Brühls und der Tuchhalle nicht eingeweiht bin und mir die Mühe sparen will, aus irgendeinem gewiss irgendwo existierenden Buch abzuschreiben, so verzichte ich auf die Wonne, gelehrt über einen Gegenstand zu reden, von dem ich nichts verstehe, und steuere nach Äckerleins oder Auerbachs Keller oder betrachte das Treiben im Hotel de Bavière und im Hotel de Pologne... Diese beiden Hotels waren die Brennpunkte des Leipziger Messlebens.

Die Schaubuden breiteten sich damals auf dem Rossmarkt aus, und den ganzen Tag hörte man von dorthier das Brummen der grossen Trommel und die charakteristische Stimme der Schaumänner. Es war ein tolles, lustiges Treiben ... Im Rosental, einer Parkanlage, in der aber auch nicht eine einzige Rose zu finden, war Herr Kintschy, der Besitzer des Schweizerhäuschens, König des Vergnügens. Seine Konzerte waren berühmt und vielbesucht, wenn auch wegen ihrer nassen Unterbrechungen berüchtigt. Kintschy musste es offenbar auf irgendeine Weise mit Jupiter Pluvius verdorben haben. War Dürre im Land, so bedurfte es keiner Regenprozession, um diesem trockenen Zustande ein Ende zu machen. Kintschy brauchte nur ein Konzert anzukündigen, und die Schleusen des Himmels öffneten sich ... Einst, erzählte man sich in Leipzig, hatte es Kintschy abermals gewagt, ein Konzert anzukündigen, denn das Barometer stand hoch, und es war gar keine Aussicht auf Regen. Kintschy machte also grosse Vorbereitungen und Torten in Masse. Als er aber eine Stunde vor Anfang des Konzertes mit einer Schüssel voll frischgebackener Kuchen über den freien, mit Bänken besetzten Platz vor seinem Schweizerhäuschen ging, blieb er wie versteinert stehen, denn ein Tropfen fiel auf seine Nase. Entsetzt

sah er auf, und richtig, all sein Beten hatte nichts geholfen, über ihm stand ein gemüthlicher Landregen. Verzweiflung fasste den unglücklichsten aller Schweizerbäcker, und vorwurfsvoll und wütend gen Himmel sehend, schnellte er die Schüssel mit dem Kuchen in die Luft und brüllte: «Da, friss selbst!» ...

Der wohlhabende Mittelstand in Leipzig war frei von der Narrheit des Vornehmthums und machte es sich nicht zum Gegenstand seines Ehrgeizes, sich durch langweilige, steife Gesellschaft zu ruinieren, um nur vornehm zu erscheinen, wie das in England durchweg Sitte ist. Diese Leute aus dem Mittelstand in Leipzig waren ein heiteres, gutmütiges Volk, das mit Weib und Kind die öffentlichen Gärten besuchte und abends gern ein paar Stunden in der Kneipe zubrachte. Grosse, prachtvoll geschmückte Säle machten dort kein Glück; den meisten Zulauf hatten kleine, oft sehr schmutzige Lokale, wenn nur das Bier gut war und es an Schweinsknöchelchen, Wiener Würstchen mit Meerrettich, Sauerkraut mit Leberklösschen, Käsekuchen und anderen Leipziger Delikatessen nicht fehlte. Zu jener Zeit war ein Bierlokal, bei Noak in der Hainstrasse, besonders berühmt und wurde von allen neugierigen Reisenden und Literaturfreunden besucht, denn hier versammelten sich gewöhnlich vormittags die literarischen Tagesberühmtheiten, deren Namen in jedem Messkalender zu finden waren, um ihr «Töpfchen» Bayrisch, Saliser, Lützschenauer oder Waldschlösschen zu trinken. Es war da nur ein mässig grosses, sehr schmutziges Zimmer, dessen obere Hälfte oft dermassen mit Tabaksdampf gefüllt war, dass man nicht durch die dichte Wolke hindurchsehen konnte, kurz, es herrschte dort die echte Leipziger Favoritatmosfera, und auftauchende Nebenbuhler hatten viel Mühe und Beharrlichkeit nötig, ehe sie Stammgäste werden konnten.

⁴ Der Student machte sich nicht sehr bemerkbar, weder durch Extravaganz noch in Kleidung oder Benehmen; nur selten hörte man von Studentenstreichen. Eine Zeitlang grassierte der «Gänsemarsch». Begegneten drei oder vier Studenten irgendeiner missliebigen Person, so folgten sie ihr, einer hinter dem anderen gehend, nach. Wer dieser Prozession begegnete, schloss sich an, so dass der Gefoppte manchmal ein sehr zahlreiches Gefolge hatte, über dessen Betragen er sich eigentlich nicht beschweren konnte, da niemand ihn mit Worten oder sonst beleidigte. Die Polizei mischte sich aber doch endlich hinein und machte dem Unfug ein Ende.

Was die Stellung der Schriftsteller in Leipzig anbelangt, so kann ich nicht

eben sagen, dass sie im Allgemeinen dort in grosser Achtung standen oder dass sie diese verdienten. Leipzig war damals noch mehr als jetzt der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, wohin alle Buchhändler des Landes zur Messe ihre Abgeordneten zur Abrechnung schickten und wo jeder deutsche Verleger seinen Kommissionär unter den angesessenen Buchhändlern hatte, deren es über dreihundert in Leipzig gab. Diese Kommissionen warfen einen bestimmten Gewinn ab, ohne dass sie sehr viel Mühe oder irgendein Risiko verursachten; aus diesem Grunde strebten die grössten und solidesten Buchhändler danach, recht viele Kommissionen zu haben. Ein Leipziger Verleger war sein eigener Kommissionär, und daher gab es sehr viele in dieser Stadt, was Schriftsteller aus ganz Deutschland anlockte ...

In Leipzig gab es Schriftsteller von allen Sorten und Nuancen; reich war aber durch seine Schriftstellerei kein einziger. Es war dies nicht allein die Schuld solcher Verleger, welche den Druckbogen Original mit zwei, drei Talern und Übersetzungen mit einem Taler vier Groschen bezahlten, sondern mehr noch des armseligen, gesetzlosen, weil willkürlichen Zustandes, unter dem die Presse seufzte, und der zahllosen Gewalttätigkeiten und Plackereien, welchen Schriftsteller und Verleger stets unterworfen waren. Selbst wenn sie sich auf das Strengste an die Gesetze hielten und nichts druckten, als was die Zensur passierte, also von der Regierung als erlaubt gestempelt war, so waren sie doch noch keineswegs sicher, dass ihr Buch oder Journal nicht konfisziert wurde, wodurch oft bedeutende Kapitalien verloren gingen. Auch war der Absatz in der Tat nicht so gross, wie man es bei der Menge der Einwohner Deutschlands und ihrer Bildung hätte erwarten können, und von diesem Absatz hängt natürlich stets auch der Gewinn des Schriftstellers ab. Wer aber mag immer Bücher und Zeitungen lesen, von deren Inhalt man voraus weiss, dass sie mit «hochobrigkeitlicher» Erlaubnis gedruckt sind, besonders wenn man den Geist dieser Regierung als despotisch kennt?

Am besten standen sich diejenigen Schriftsteller, die entweder eine Anstellung bei der Universität oder die Redaktion eines Journals hatten, die ihnen wenigstens eine vor Mangel schützende feste Einnahme sicherte, und endlich einige, die praktisch genug waren, sich von reichen Frauen heiraten zu lassen, wovon wir einige Beispiele hatten. Wer sich von dem Ertrag aus Originalwerken, Übersetzungen oder Beiträgen zu Journalen allein ernähren musste, dem geschah es oft, dass er am Hungertuche nagte, besonders, wenn er kein Bier vertragen konnte und es für nötig hielt, seinen Genius mit Bordeaux zu trinken.

Als ich nach Leipzig kam, war die Elite der belletristischen Schriftsteller bei Noak zu finden, allein es machte sich bald das Bedürfnis nach einem anderen Vereinigungspunkte fühlbar. Vierzehn von uns traten zusammen und stifteten den Literatenverein, der alle Schriftsteller Deutschlands verbinden sollte. Der Zweck dieses Vereins war ein sehr löblicher. Er sollte erstlich dazu dienen, die Schriftsteller miteinander bekannt zu machen, und ausserdem sollten in ihm die Rechte und Verhältnisse der Schriftsteller dem Publikum, den Verlegern und der Regierung gegenüber beraten und allerlei Streitigkeiten entschieden werden; ferner sollten durch ihn die Mittel gefunden werden, notleidende Schriftsteller zu unterstützen. Die Idee fand Anklang bei den Schriftstellern aller Fächer, allein wenig Beifall bei der Regierung, die den Verein so vieler gescheiter Leute mit grosser Besorgnis bewachte. Der Verein versammelte sich wöchentlich einmal; es wurde ein Präsident gewählt, und die Verhandlungen fanden in parlamentarischer Weise, obwohl ohne viel Förmlichkeiten, statt, und es ist nicht zu leugnen, dass der Verein im Ganzen eine segensreiche Wirkung auf die Fortentwicklung der Presseverhältnisse ausübte. Freilich entstanden bald Spaltungen, und es kam oft zu stürmischen Debatten, die manchmal bittere Feindschaften veranlassten. Die Publizisten und Belletristen wie überhaupt die Verfechter der Fortschrittspartei bekamen im Verein die Oberhand; es wurden oft Ideen ausgesprochen, welche die von der Regierung abhängigen Mitglieder erschreckten und veranlassten, den Besuch des Vereins aufzugeben, wenn sie auch nicht gerade austraten.

Obwohl ich mit allen Mitgliedern des Vereins bekannt war, stand ich doch nur mit einer Verhältnis mässig kleinen Zahl in näherem Verkehr. Mein nächster Nachbar unter ihnen war Friedrich Gerstäcker, der etwa hundertfünfzig Schritt von mir in Schimmels «Glut» wohnte, zu welchem die Insel «Buen Retiro» gehörte. Er hatte in einem Parterrezimmer seine Hängematte aufgehängt und dazu sein ledernes amerikanisches Jagdhemd nebst ebensolchen Hosen, Mokassins und Bärenmesser. Er hatte damals noch nichts geschrieben als zwei kleine Bändchen, die bei Arnold in Dresden erschienen waren, und fühlte sich natürlich geschmeichelt, als ich das Publikum mit ihm durch sein Porträt bekannt machte, das einem meiner Jagdtaschenbücher als Titelstahlstich diente. Es stellt Gerstäcker in ganzer Figur in seinem Jagdanzug vor, neben ihm liegt ein erlegter Hirsch. Der Stich war von einem Ölgemälde kopiert, das ein Sohn des berühmten Komponisten Weber gemalt hatte. Gerstäcker war, wie er in seinen Schriften erscheint; und da sein Porträt oft genug herausgege-

ben ist, so brauche ich ihn nicht zu beschreiben und kann mich damit begnügen zu sagen, dass wir bald Freunde wurden und häufig beisammen waren ...

Ebenfalls in meiner Nähe wohnte Heinrich Laube. Als ein Mitglied des «Jungen Deutschland», wozu Heine, Laube, G. Kühne und Wienbarg gezählt wurden, war er mir schon früher, namentlich durch seine Reisenovellen bekannt und ich natürlich begierig, ihn persönlich kennenzulernen. Er hatte eine junge Witwe geheiratet, die ihm ausser einem kleinen Sohn auch ein hübsches Vermögen mitbrachte. Die Verbindung war in jeder Beziehung glücklich. Laube war mittlerer Grösse, hübsch gewachsen, und sein Gesicht erschien mir sehr angenehm, obwohl er oft als hässlich ausgeschrien und karikiert wurde. Es ist wahr, seine Nase hätte etwas grösser sein können, aber er hatte eine schöne Stirn, sehr angenehmen Mund und treuherzige, kluge blaue Augen. Sein dunkles Haar trug er kurzgeschnitten und liess den Bart ganz wachsen, was ihm in Verbindung mit seiner etwas gelblichen Farbe einen kräftigen, männlichen Ausdruck gab. Manchen missfiel sein kurzes, bestimmtes Wesen, mir gefiel es. Wir vertrugen uns sehr wohl, und ich erinnere mich keines einzigen Disputs mit ihm, obwohl wir fortwährend uns gegenseitig besuchten und ich während der Jagdzeit fast alle Woche ein- oder zweimal den Tag mit ihm auf der Jagd zubrachte. Er fühlte sich in den gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaftskreisen nicht befriedigt und wurde allmählich von der aristokratischen Atmosphäre bedrückt, in welche er durch die Bekanntschaft mit dem Fürsten Pückler, dem berühmten «Verstorbenen», geriet. Diese Bekanntschaft hatte einen sehr entscheidenden Einfluss auf Laube, und ich merkte es wohl, wie sich, je länger dieselbe dauerte, seine Ansichten immer mehr und mehr auf die Seite des alten Deutschland neigten. Robert Blum war ihm geradezu ein Greuel; er betrachtete ihn als die Personifikation des widerwärtigsten Jakobinismus. Iduna Laube war die Tochter des Appellationsrates Buddeus und früher an einen Doktor Hänel verheiratet, der infolge eines Steinwurfes, den er bei einem Tumult erhielt, das Leben verlor. Ihr Gesicht war nicht regelmässig schön, aber höchst angenehm und beim Lächeln mit Grübchen auf den Wangen geziert. Sie war graziös und *comme il faut* in allen ihren Bewegungen, immer heiter und freundlich und hatte für jeden ein verbindliches Wort. Dabei war sie verständig und gebildet, nahm teil an den Unterhaltungen der Männer und wusste sich sehr angenehm auszudrücken ... Laubes gaben oftmals Gesellschaften, wo stets durchreisende Schriftsteller oder Künstler zu finden waren. Als er

Dramatiker wurde, lud er nach Vollendung jedes Stückes eine auserlesene Gesellschaft ein, der er aus dem Manuskript vorlas. Ich hörte von ihm «Der Hauptmann von der Nachtwache», «Monaldeschi», «Die Bernsteinhexe», die bei uns keinen Beifall fand, «Rokoko», «Struensee» und «Die Karlsschüler». Unter den nicht literarischen Besuchern Laubes war ein alter Freund, den er unter dem Namen «Starost» in seinen Reisenovellen verewigt hat. Der Starost war vor dreissig Jahren mit langem Kaftan, langen Judenlocken und dem Sack über der Schulter von Brody nach Leipzig gekommen und seitdem in dieser Stadt geblieben. Hier erwarb er sich durch Fleiss und Betriebsamkeit ein hübsches Vermögen, das jährlich zunahm, und da er hauptsächlich nur während der Messen zu tun hatte, so liess ihm sein Geschäft Zeit, an seine wissenschaftliche Ausbildung zu denken, wozu er den Trieb in sich fühlte. Er liess sich als Student immatrikulieren, besuchte die Vorlesungen, studierte zu Hause, lernte Französisch und so weiter und erwarb auf diese Weise, wenn auch keine grosse Gelehrsamkeit, so doch Bildung genug, um an den Erzeugnissen der Literatur Freude und Genuss zu finden. Dabei hatte er die Neigung, den eleganten Lebewann zu spielen ... Als ich ihn kennenlernte, war an seiner Galanterie mehr Geschrei als Wolle; sein Scheitel fing an kahl und sein Bauch dick zu werden, aber er spielte noch immer gern den Galanten, und die Damen konnten mit ihm machen, was sie wollten, ohne dass er verdrossen wurde. Er war sehr erkenntlich für kleine Freundlichkeiten, und galt es, seinem Freund einen ernstlichen Dienst zu leisten, so half er nicht nur mit Rat, sondern auch mit der Tat. Er war in Leipzig eine bekannte Stadtfigur und ausser der Messe in der Gesellschaft der Literaten, während der Messe aber auf dem Brühl zu finden ...

Laubes Famulus – böse Zungen nannten ihn seinen Kalinsky – war Dr. Robert Heller, der Redakteur einer wenig verbreiteten belletristischen Zeitschrift. Er war damals ein grosser, hübscher, blonder Mann mit einer Neigung zum Fettwerden, und das Novellenschreiben wurde ihm herzlich sauer. Er zog eine gut besetzte Tafel bei Weitem seinem Schreibtisch vor. Sein Erzählertalent war unübertrefflich, und selbst wenn er eine alte Geschichte wiederholte, hörte ich sie immer gern ... Frau Dr. Heller war ein zartes, hübsches, blondes Weibchen, das so unschuldig aussah, wie es einem Pfarrerstöchterchen zukam. Da ihr Mann sich aber mehr aus einer guten Schüssel oder einem guten Glas Wein als aus den Weibern machte und ein gerade noch dreimal so mässiger Ehemann war als der Vater von Tristram Shandy, so sagte die böse Welt, dass

die kleine Frau sich auf andere Weise für diese Entbehrungen entschädigte. Dr. Heller war ein Philosoph in dieser Hinsicht und gar nicht begierig, streng gegen seine Frau zu sein, allein es gibt immer hochmoralische Klatschgevat-tern, die solche Duldungsphilosophie weder am Manne noch an der Frau leiden können und den Leuten das Taschentuch von den Augen reissen, selbst wenn sie es absichtlich vor das Gesicht halten. Solche moralischen Taschentuchreis-er fanden sich denn auch in diesem Fall, und der arme Heller wurde endlich gezwungen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Da er aber auf sie nicht im Geringsten böse und überhaupt ein gutmütiger Mensch, ausserdem das sächsische Gesetz in dieser Hinsicht ganz ausserordentlich streng war, be-quemte er sich zu einem Arrangement, das seinem Herzen wirklich alle Ehre machte. Er verliess seine Frau, und diese klagte auf Scheidung wegen böswil-licher Verlassung. Die Scheidung wurde bewilligt und der Doktor zu vier Wo-chen Gefängnis verurteilt, die er auch geduldig absass. Hätte er geklagt und seiner Frau Untreue nachgewiesen, würde sie ausserordentlich hart bestraft worden sein. Der Marschall von Sachsen wurde auch wegen Ehebruchs zum Tode verurteilt und fand einst bei Tische unter seiner Serviette die von seinem Vater, König August, unterzeichnete Begnadigung.

Dr. Heller gefiel es, sich für einen der Hauptrepräsentanten der deutschen Literatur in Leipzig zu halten, und er fühlte sich daher gewissermassen ver-pflichtet, durchreisenden Schriftstellern und Künstlern die Honneurs zu ma-chen. So sah ich bei ihm den Verfasser der «Griseldis», Halm. Er war ein an-genehmer Mann, soviel ich mich erinnere, doch seine äussere Erscheinung ver-kündete wenig von seinem poetischen Talent. Auch den Schauspieler Döring, den ich schon von Mainz her kannte, fand ich einst bei dem Doktor. Seine Unterhaltung war sehr amüsan, wenn er sie durch sein dramatisches Talent illustrierte.

Ein Frühstück für Hoffmann von Fallersleben

9. April 1842 Bei dem regen Sinne und der innigen Teilnahme, die Leipzig bei so manchen Gelegenheiten den freisinnigen Bestrebungen der Zeit und ihren Vertretern bewiesen hat, war es nicht anders zu erwarten, als dass die Anwe-senheit des genannten Dichters Veranlassung zum Ausspruche der Verehrung

und Liebe bieten werde, die derselbe sich in dem Herzen des deutschen Volkes in reichem Masse durch seine kräftigen freiheitatmenden Gesänge erworben hat. Und so geschah es denn am 5. April, dass sich ein grosser Kreis der Verehrer des Dichters – vorzüglich aus Schriftstellern und Buchhändlern bestehend – im Hotel de Pologne zu einem einfachen Frühstücke versammelte, das dem gefeierten Gaste zu Ehren veranstaltet war. Hoffmanns Erscheinung schon hat etwas Herzgewinnendes und Anziehendes. Eine hohe, kräftige, männlich stolze Gestalt, der man es ansieht, dass sie nicht geschaffen ist, um Nacken und Rücken zu beugen, freundliche Züge, ein klares, treues deutsches Auge, blondes Haar und Bart, Einfachheit und Treuherzigkeit im ganzen Wesen, einen Anklang von niederdeutschen Dialekts in der Sprache und Offenheit und Biederherzigkeit in jedem Ausspruche – so tritt er uns entgegen, lässt den Gelehrten und Professor im ersten Augenblick vergessen und dafür den gemüthlichen, durchaus volkstümlichen Dichter in ungeschminkter Treue sehen. Der erste Becherklang galt natürlich dem lieben Ehrengäste, «dem graden, ehrlichen, deutschen Manne, dem rüstigen Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit und Rechte, dem Dichter, der das Gefühl für das Gute und Wahre weckt und nährt mit mächtigem Klange in dem Herzen seines Volkes!», und in einem dreimaligen Lebehoch brachte ihm die Versammlung den freudigsten Gruss. Der Gast antwortete mit einem Trinkspruche «auf die Einheit des grossen, starken, freien Vaterlandes!» und schloss an das ernste Hoch, das derselben erklang, den Vortrag eines satirisch-launigen Gedichtes, welches mit scharfer Geissel die Vereinswut unserer Zeit traf und ungefähr mit den Worten schloss: «Für alles in der Welt dürfen wir uns vereinen, nur nicht für die Einheit unseres Vaterlandes.»

Mit dem Motto:

Uns blieb nur eine Waffe noch!

Frischauf! sie ist uns gut genug; Mir ihr zertrümmert jedes Joch Und jeden Lug und jeden Trug!

wurde dem «freien Wort» als der einzigen, aber unwiderstehlichen und unüberwindlichen Waffe für die Freiheitsbestrebungen der Zeit ein donnerndes Vivat gebracht (Robert Blum). In gewandter geistreicher Rede verglich ein Teilnehmer (Heinrich Laube) den Ehrengast mit Béranger, dem er in der Volkstümlichkeit wie im Geiste seiner Lieder verwandt sei; wie treffend und in mannigfacher Beziehung richtig dieser Vergleich auch sein mochte, wurde

er doch von einem andern Teilnehmer (Dr. Kaiser) mit Recht zurückgewiesen, welcher behauptete, «der Name Hoffmann von Fallersleben habe einen so guten Klang im Vaterlande, dass es keines aus der Fremde hergeholten Anlehnungspunktes bedürfe, um die Bedeutung desselben zu bezeichnen; ebenso wenig es dem Franzosen einfallen werde, irgendeinen Dichter den französischen Hoffmann zu nennen, ebenso sehr solle man den ausländischen Massstab meiden, um ein Talent zu messen, das so durchaus eigentümlich und rein deutsch sei». Die heitere, von Freiheitsmut und Hoffnung beseelte Stimmung der Gesellschaft wurde einen Augenblick getrübt durch die Rede eines Teilnehmers, der die vaterländischen Zustände von der schwärzesten Seite betrachtete und nirgend Trost und Hoffnung finden wollte; die ehrenvolle Gesinnung, aus der diese Ansicht hervorgegangen, anerkennend, antwortete ein anderer Redner in kräftiger edler Sprache, auf die wirklich reiche Errungenschaft der letzten Jahre hinweisend, den Geist und die Gesinnung segnend, welche die rechte Bahn zum wahren Fortschritte glücklich gefunden und Resultate auf derselben erzielt habe, um die selbst freiere Völker, um die Franzosen und Engländer uns zu beneiden Ursache hätten. Und diese Rede fand umso lautern Anklang, als sie die natürliche Stimmung der Gesellschaft wiederherstellte, die der Feier des Tages ganz angemessen war. Laute Billigung fand der ausgesprochene Wunsch, jeder Mann möge seine Gesinnung und sein Streben offen vor aller Welt zur Schau tragen, ungescheut zur «Fahne der Partei» schwören, die er aus Überzeugung gewählt, die Heuchelei aber und alles Schlechte mit offener Acht befehden. Bei der Erwähnung der drei sogenannten Nationalunternehmungen: des Kölner Dombaues, des Hermannsdenkmals und der Errichtung einer deutschen Flotte, wurde das erstere nur mit lautem Hohne aufgenommen; aber allgemeine Zustimmung erfolgte, als der Redner aufforderte, den «Kölner Dom, der auf verwitterter moralischer und physischer Grundlage erbaut werden solle, der ewig eine tote hohle Steinmasse bleiben werde, ob auch Pfaffen darin hausten, und an den das deutsche Volk kein einziges Band knüpfen könne, links, sehr weit links liegenzulassen; dem Hermannsdenkmal, an das sich eine schöne Erinnerung knüpfte, eine lebhaftige Teilnahme zu schenken, dagegen alle Kräfte auf die Herstellung einer Flotte zu lenken, von der die Farben des freien Vaterlandes jubelnd flattern durch die freie Luft und dahinwehen auf dem freien Meere bis zu dem fernsten Punkte der Erde, wo deutsche Brüder hausen». Noch mancher herzlich gebrachte und freudig aufgenommene Trinkspruch erhöhte die Begeisterung; darunter sind besonders zu

nennen: die hannoversche Opposition, die Stadt Osnabrück, der Unionsklub in derselben, die Majorität der badischen Kammer und ihr Sieg, die unabhängigen Blätter, die redlich für die gute Sache wirken usw. Dazwischen erfreute der Ehrengast die Gesellschaft mit dem Vortrage zahlreicher neuer Lieder, die für eine neue Sammlung bestimmt sind und die grösste Heiterkeit hervorriefen, diese aber wechselten mit Gesang, und manches Lied aus dem 1. und 2. Teile der «Unpolitischen Lieder» erklang aus voller Brust. Gegen Abend trennte sich die Versammlung in der glücklichsten, freudigsten Stimmung. Es war ein Fest, reich an Inhalt und Bedeutung, würdig schön und erhebend in seiner ganzen Haltung, freudig anregend und im Guten stählend in seiner Nachwirkung; ein Fest, das den Gebern ebensosehr zur Ehre gereicht als dem Gaste, für den es veranstaltet wurde.

Herwegh-Ehrung

Das letzte Viertel des Jahres 1842 brachte uns einige Feste, die vom Literatenverein angeregt wurden und der liberalen und guten Stadt Leipzig gewiss nur zur Ehre reichen können. Der Literatenverein entwickelt überhaupt seit einiger Zeit viel lebendige Wirksamkeit. Er kann sich freilich im Essen und Trinken noch nicht mit den Naturforschern messen, die schon als solche berufen sind, das gesamte Tierreich in seinen verschiedensten Vertretern, von der Auster im Meeresgrund bis zur Lerche in den Lüften, näher zu erforschen und in sich aufzunehmen sowie in allerhand Weinsorten die organische Chemie und den Prozess der Gärung tiefer zu ergründen ...

Aber jene Feste? Das erste galt dem jungen Dichter Georg Herwegh, und gewiss wurde er auf seinem Triumphzuge durch Deutschland in wenigen Städten mit so herzlicher Teilnahme und wahrer Begeisterung aufgenommen wie hier. Vollends das Festessen, das ihm auf Anregung des Literatenvereins im Hotel de Pologne gegeben wurde! Etwas unpassend war die Lorbeerkrone, die man ihm aufsetzte und die er aufrichtiger wie Julius Cäsar die Kaiserkrone in einer schlichten, kräftigen Rede ablehnte. Aber sonst wurden sinnige Toaste gebracht, und einige junge Studenten zeigten eine Geistesgegenwart und Rednergabe, die als Zeichen von dem Talent für die Öffentlichkeit, das in der deut-

schen Jugend verborgen liegt, sehr angenehm überraschte. Auch Robert Blum sprach mit gewohnter Fertigkeit und Wärme. Herwegh trug sein neuestes Lied von der Lerche und Nachtigall vor, das er später auch in Königsberg öffentlich las. Um Mitternacht wurde die Versammlung stürmischer, und der Wein floss wie Blut in Strömen. Wer da kam, geladen oder ungeladen, lief Gefahr, in Champagner ersäuft zu werden. Die Deutschen entwickeln bei solchen Gelegenheiten, trotz der wildesten Gesänge, eine merkwürdige Gutmütigkeit. Das «Lied an die Freude» ist echt deutsch. Ich glaube, wenn sämtliche neununddreissig deutsche Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten usw. inkognito einzutreten geruht hätten, man wäre ihnen kameradschaftlich um den Hals gefallen. Und selbst wenn der tote Tzschoppe gekommen wäre, man hätte ihn nicht hirausgeworfen, sondern der Vorsitzende und Vortrinkende hätte bloss befohlen: Er stehle weinend sich aus unsrem Bund.

Dass Herweghs Gedichte in ganz Deutschland ein so lautes, freudiges Echo weckten und glänzendem Ruhm erwarben als die Poesien aller kurz vorhergegangenen, noch so talentvollen politischen Dichter, liegt vielleicht darin, dass sie ganz national und der Volksstimmung, die seit etwa zwei Jahren herrscht, wie aus dem Herzen geschrieben sind. Herwegh ist nicht zerrissen, nicht zweifelnd, sondern voll Mut und Energie, voll Vertrauen auf die Kraft und Zukunft des Volkes und geradezu, positiv zu Taten auf fordernd. Das war weder bei Grün noch bei Beck oder Lenau der Fall, obgleich diese Poeten teils mehr Tiefe des Gemüts, teils mehr Gedankengehalt und Reichtum der Phantasie besitzen. Dafür haben sie nicht den energischen, oft Schillerschen Schwung und Trotz der Herweghschen Muse. Es konnte nicht fehlen, dass man Vergleichen zwischen Herwegh und Hoffmann von Fallersleben anstellte. Solch ein Vergleich ist an und für sich schon ein Unrecht; Fallersleben ist rein epigrammatisch und übrigens kein Knabe mehr, während uns Herwegh die erste, frische Blüte einer reinen, aber auch unerfahrenen Jugend gab. Möge man sich nur nicht zu bald an seinem Talente versündigen. Ein Dichter, der in jungen Jahren mit einem Sprung eine so bedeutende, schwindlige Höhe errang, braucht einige Musse zur Einkehr in sich selbst, sich umzuschauen, zu sammeln und nach vielen Seiten hin tiefer zu entwickeln. Aber manche unserer Liberalen, die in ihm zu wenig den Dichter beachten, sind gar ungestüm und einsichtslos. Da wird an so einem politischen Dichter gepresst und gearbeitet, als wäre er eine Feuerspritze oder vielmehr eine Kanone und als wüchse die Wirkung seiner Lieder wie der Bomben bei einer Belagerung mit der Zahl der-

selben. Wer weiss, wenn Herwegh ein Jahr lang keine mittelmässigen politischen Gedichte ins Feuilleton der «Rheinischen Zeitung» sendet, ob sie ihn nicht wie einen Soldaten behandeln, der seinen Posten verlassen hat, und für einen Apostaten erklären. Haben sie doch dem armen Freiligrath so lange zugesetzt, bis er in seinem Gedicht «Ein Flecken am Rhein» notgedrungen erklärte, auch er habe der Zeit Treue geschworen; als ob er mit seiner eigentümlichen Richtung nicht von Hause aus ein »echtes Kind seiner Zeit gewesen wäre. Und da haben denn einige Zeitungen richtig in Notizen quittiert über einen wohlthätigen Beitrag für die Zeit, eingelaufen von F. Freiligrath. Nun steht er auch auf der Liste.

Herweghs Persönlichkeit hat allgemein den Eindruck einer edlen, unverdorbenen Natur gemacht, und man erklärte sich aus seiner beinahe ländlichen Einfalt und Naivität manches seltsam Pointierte in seinen Gedichten, was man leicht für gesucht und gemacht halten konnte. In Berlin, hören wir, ist er der Lion des Tages, vielleicht etwa wie Liszt oder die Elssler, und der Berliner Witz, der alles, was ihm nahekommmt, wie ein fressendes Feuer ergreift, brachte ihn mit dem König in eine Karikatur.

Kurz nach dem Herweghfeite kam das Schillerfest, welches wahrscheinlich mit der Zeit zu einem regelmässigen Stadtfeiertag werden wird. Kürzlich gab der Literatenverein auch eine sehr besuchte literarische Abendunterhaltung; der Ertrag, eine hübsche Summe, bildet die erste Grundlage eines Fonds zur Unterstützung hilfsbedürftiger Literaten. Dr. Biedermann, Dr. Kaiser, Robert Blum, Laube und Herlosssohn hielten Vorlesungen über den Einfluss der Philosophie auf Staat und Gesellschaft in Deutschland, über die Stellung des Weibes, über Gemeinde und Gemeindeverfassung, über «arme Poeten» und über Humor u\$D Witz. Laubes Vortrag ging indirekt auf den Zweck der Abendunterhaltung ein und war grossenteils edel gehalten; als Beispiel von darhenden Talenten, welche durch die Teilnahmslosigkeit der Welt verkümmerten oder zu früh der Nation entrissen wurden, führte er Moses Mendelssohn und Schiller an; Blum sprach sehr praktisch, auch Professor Biedermann und Kaiser lasen sehr populär; Herlosssohn wurde oft durch den lautesten Beifallssturm unterbrochen. – Ausser dieser spielenden Tätigkeit entwickelt der Literatenverein auch eine sehr ernste. Jetzt gehen zwei vom Verein entworfene und von allen Mitgliedern unterzeichnete Petitionen an den Landtag ab. Die erste verlangt von der Regierung diejenige Pressfreiheit, welche nach der Bundesakte zulässig ist, sowie Verwendung

beim Bundestag für die endliche Verwirklichung der im Jahre 1815 versprochenen vollkommenen Pressfreiheit. Die zweite bittet um ein die Rechte des Schriftstellers auf sein literarisches Eigentum besser wahrendes Gesetz. Man ist sehr gespannt, welchen Einfluss diese vortrefflich abgefassten Petitionen den beiden über dieselben Fragen von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfen gegenüber haben werden. Die Zweite Kammer hat ihre Sitzungen in einer sehr energischen Stimmung begonnen. Auch gegen die literarische Freibeuterei in den Journalen hat man drohende Massregeln ergriffen. Der Verein hat eine Kommission von fünf Mitgliedern ernannt und beauftragt, alle belletristischen Journale zu kontrollieren und jeden Nachdruck anzuzeigen. Von Zeit zu Zeit wird dann eine Liste solcher literarischen Diebe in allen Zeitungen an den Pranger gestellt werden. Vielleicht bildet sich auf diese Weise eine öffentliche Meinung über die Schändlichkeit des Nachdruckergewerbes, und das deutsche Publikum schämt sich endlich, den Diebeshehler zu machen und seinen Geist mit gestohlenen Bissen füttern zu lassen. Das deutsche Publikum ist ohnedies unart genug gegen seine Schriftsteller und liest die gediegensten Produktionen aus der Leihbibliothek. Wie viele unter unsern Gebildeten und Wohlhabenden schaffen sich z.B. Immermanns «Münchhausen» an? Ist das nicht genug? Muss man die Schriftsteller auch noch um die kärglichen Früchte ihres Fleisses und Schweisses betrügen helfen? Jeder Literat, der zum Verein gehört, sollte sich aber auch verpflichten, mit jedem Blatt, das sich durch Nachdruck befleckt, alle Verbindung oder Korrespondenz abzubrechen, auch wenn es ihn – lobhudelt.

Hector Berlioz **Gast bei Mendelssohn Bartholdy**

AN STEPHEN HELLER

Die musikalische Stadt, die ich nach Weimar am leichtesten besuchen konnte, war Leipzig. Ich zauderte jedoch, mich dahin zu begeben, trotz des Einflusses, den Mendelssohn dort ausübte, und der freundschaftlichen Beziehungen, die wir im Jahre 1831 in Rom angeknüpft hatten. Seitdem haben wir in der Kunst zwei so weit auseinandergehende Richtungen verfolgt, dass ich fürchtete, das

gebe ich zu, bei ihm keine sehr lebhaftes Sympathie zu finden. Chélar, der ihn kennt, brachte mich über meine Zweifel zum Erröten, und ich schrieb an ihn. Seine Antwort liess nicht auf sich warten; hier ist sie:

«Mein lieber Berlioz, ich danke Ihnen von Herzen für Ihren gütigen Brief und auch dafür, dass Sie sich unserer römischen Freundschaft noch entsinnen! Ich werde sie im Leben nicht vergessen und freue mich, es Ihnen bald persönlich sagen zu können. Alles, was ich tun kann, um Ihnen den Aufenthalt in Leipzig glücklich und angenehm zu machen, werde ich als ein Vergnügen und eine Pflicht betrachten. Ich glaube, Ihnen die Versicherung geben zu können, dass Sie mit der Stadt, das heisst mit Musikern und Publikum, zufrieden sein werden. Ich wollte Ihnen nicht schreiben, ehe ich mich mit mehreren Personen beraten hatte, die Leipzig besser kennen als ich, und alle haben meine Ansicht bestätigt, dass Sie hier ein ausgezeichnetes Konzert veranstalten werden. Die Kosten für Orchester, Saal, Inserate usw. betragen hundertzehn Taler: die Einnahme kann auf sechs- bis achthundert Taler steigen. Sie werden mindestens zehn Tage vorher hier sein müssen, um das Programm und alles, was nötig ist, zu bestimmen. Ausserdem haben mich die Direktoren der Gesellschaft für Abonnementkonzerte beauftragt, Sie zu fragen, ob Sie in einem Konzert, das am 22. Februar zugunsten der Stadtarmen stattfinden soll, eines Ihrer Werke aufführen lassen wollen. Ich hoffe, dass Sie nach Ihrem eigenen Konzert diesen Vorschlag annehmen werden. Ich rate Ihnen also, hierherzukommen, sobald Sie Weimar verlassen können. Ich freue mich darauf, Ihnen die Hand drücken und ‚Willkommen in Deutschland!‘ zurufen zu können. Lachen Sie nicht über mein schlechtes Französisch, wie Sie in Rom zu tun pflegten, sondern bleiben Sie mein Freund, wie Sie es damals waren und wie ich immer sein werde.

Ihr ergebener Felix Mendelssohn Bartholdy»

Konnte ich einer in solchen Ausdrücken verfassten Einladung widerstehen? Ich reiste also nach Leipzig, nicht ohne Bedauern, Weimar und die neuen Freunde, die ich dort zurückliess, zu verlassen. Meine Beziehungen zu Mendelssohn hatten in Rom auf ziemlich eigentümliche Art angefangen. Bei unserer ersten Zusammenkunft sprach er mit mir über meine vom Institut in Paris preisgekrönte Kantate «Sardanapal», aus der mein Kollege Montfort ihm einige Stellen vorgespielt hatte. Als ich selbst gegen das Allegro dieser Kantate

einen wirklichen Widerwillen bekundete, rief er freudig aus: «Das lasse ich mir gefallen! Ich gratuliere Ihnen... zu Ihrem Geschmack! Ich fürchtete, Sie könnten mit diesem Allegro zufrieden sein; offen gestanden, es ist recht erbärmlich!» ...

Nach einem Monat eines solchen Verkehrs, der für mich so interessant geworden war, verschwand Mendelssohn, ohne mir Lebewohl zu sagen, und ich sah ihn nicht mehr. Sein Brief, den ich Ihnen eben zitiert habe, musste mir daher eine sehr angenehme Überraschung verursachen und tat es auch wirklich. Er schien eine Seelengüte, ein liebenswürdiges Wesen zu verraten, die ich an ihm nicht gekannt hatte; bald sollte ich bei meiner Ankunft in Leipzig erkennen, dass diese ausgezeichneten Züge ihm in der Tat eigen geworden waren. Er hat indessen nichts von der unbeugsamen Strenge seiner Kunstprinzipien verloren, aber er sucht sie nicht in heftiger Weise aufzudrängen und begnügt sich damit, in seiner Stellung als Kapellmeister das, was er für schön hält, ans Licht zu stellen und das im Dunkel zu lassen, was ihm schlecht oder als ein verderbliches Beispiel erscheint. Nur liebt er die Toten noch zu sehr.

Die Gesellschaft für Abonnementkonzerte, von der er mir gesprochen hatte, ist sehr zahlreich und aufs Beste zusammengesetzt; sie hat einen hervorragenden Gesangverein, ein ausgezeichnetes Orchester und einen Saal mit vollkommener Akustik, das Gewandhaus. In diesem geräumigen, schönen Lokal sollte ich mein Konzert geben. Ich besichtigte es, als ich in Leipzig ausstieg, und traf gerade mitten in der Generalprobe zu Mendelssohns neuestem Werke («Walpurgisnacht») ein. Ich fühlte mich wirklich im ersten Augenblick wie von einem Wunder umfungen, durch die schöne Klangfarbe der Stimmen, die Intelligenz der Sänger, die Präzision und Verve des Orchesters und vor allen Dingen durch die herrliche Komposition.

Ich neige sehr dazu, dieses Werk (eine Art Oratorium) als das vollendetste zu betrachten, was Mendelssohn bis zu diesem Tage geschaffen hat. Das Gedicht ist von Goethe und hat mit der Walpurgisnacht im «Faust» nichts gemein. Es handelt sich darin um die nächtlichen Zusammenkünfte, die in der ersten Zeit des Christentums eine den alten Gebräuchen getreue religiöse Sekte selbst dann noch auf den Bergen hielt, als ihr das Opfern auf den Höhen verboten worden war. Während der Nächte, die zum heiligen Werke bestimmt waren, pflegte sie an den Zugängen zu dem Gebirge eine grosse Anzahl von bewaffneten, eigentümlichen vermummten Schildwachen aufzustellen. Auf ein verabredetes Zeichen und im Augenblick, wo der Priester, zum Altar tretend, den

heiligen Gesang anstimmte, machte diese dämonisch aussehende Truppe, ihre Gabeln und Fackeln furchtbar schwingend, allerlei schreckenerregendes Getöse und Geschrei, um die Stimmen des religiösen Chores zu übertönen und die Profanen zu verscheuchen, die versucht hätten, die Zeremonie zu stören. Daher ist ohne Zweifel der französische Sprachgebrauch entstanden, mit dem Worte Sabbath auch einen grossen nächtlichen Lärm zu bezeichnen. Man muss Mendelssohns Musik hören, um einen Begriff von dem reichen Stoff zu bekommen, den diese Dichtung einem geschickten Komponisten bot. Er hat sie auf bewunderungswürdige Art verwertet. Trotz ihrer Kompliziertheit ist seine Partitur vollkommen klar; die Wirkungen der Stimmen und Instrumente kreuzen sich darin nach allen Richtungen, Widerstreiten, stossen einander in einer scheinbaren Unordnung, die der Gipfel der Kunst ist. Zwei Teile daraus möchte ich als Prachtstücke von ganz verschiedener Art besonders hervorheben: den geheimnisvollen Satz bei der Aufstellung der Schildwachen und den Schlusschor, in dem die Stimme des Priesters sich von Zeit zu Zeit ruhig und fromm über den Höllenlärm der vermeintlichen Dämonen und Zauberer erhebt. Man weiss nicht, was man an diesem Finale am höchsten loben soll, das Orchester, den Chor oder die wirbelnde Bewegung des Ganzen!

In dem Augenblick, wo Mendelssohn, hocherfreut, der Schöpfer dieses Werkes zu sein, vom Dirigentenpult herabstieg, näherte ich mich, ganz entzückt, es gehört zu haben. Der Moment hätte für eine derartige Begegnung nicht besser gewählt werden können, und doch befahl uns beide nach den ersten Worten der gleiche traurige Gedanke: «Wie, es ist zwölf Jahre her, zwölf Jahre, seit wir zusammen in der römischen Ebene geträumt haben!»

«Ja, und auch in den Thermen von Caracalla!»

«Ach, immer noch spöttisch, immer noch bereit, über mich zu lachen!»

«Nein, nein, ich spottete nicht mehr; ich wollte nur Ihr Gedächtnis prüfen, ob Sie mir meine Lästerungen verziehen haben. Ich spottete so wenig, dass ich Sie gleich bei unserem ersten Wiedersehen um ein Geschenk bitten will, worauf ich den grössten Wert lege.»

«Was ist es denn?»

«Geben Sie mir den Taktstock, mit dem Sie soeben die Probe Ihres neuen Werkes dirigiert haben.»

«Oh, sehr gern, unter der Bedingung, dass Sie mir den Ihrigen schicken werden.»

«Ich werde Ihnen auf diese Weise Kupfer für Gold geben; doch immerhin; ich willige ein.»

Und Mendelssohns musikalisches Zepter wurde mir sofort gebracht.

Tags darauf schickte ich ihm mein schweres Stück Eichenholz mit folgendem Briefe, den der letzte der Mohikaner, wie ich hoffe, nicht verleugnen würde:

«Dem grossen Führer Mendelssohn!

Grosser Führer, wir haben einander versprochen, unsere Tomahawks zu tauschen; anbei den meinigen. Er ist rauh, der Deinige einfach; nur die Squaws und die Bleichgesichter lieben geschmückte Waffen. Sei mein Bruder! Und wenn uns der grosse Geist ins Land der Seelen zur Jagd schicken wird, so mögen unsere Krieger unsere Tomahawks an die Tür des hohen Rats Zusammenhängen.»

Dies ist in seiner ganzen Einfachheit die Tatsache, die eine recht harmlose Bosheit ins Lächerlich-Dramatische hat ziehen wollen. Als es sich einige Tage später darum handelte, mein Konzert zu organisieren, hat sich Mendelssohn mir gegenüber in der Tat wie ein Bruder benommen. Der erste Künstler, den er mir als seinen Fidus Achatas vorstellte, war der Konzertmeister David, ein hervorragender Musiker, verdienstvoller Komponist und ausgezeichnete Geiger. Herr David, der übrigens sehr gut französisch spricht, war mir von sehr grossem Nutzen ...

Die Aufstellung des Orchesters in diesem schönen Saal ist so ausgezeichnet, die Fühlung zwischen dem Dirigenten und jedem der Mitwirkenden so erfreulich, und die Künstler – im Übrigen vollkommene Musiker – sind von Mendelssohn und David gewöhnt worden, dem Einstudieren eine solche Aufmerksamkeit entgegenzubringen, dass zwei Proben genühten, um ein langes Programm zusammenzustellen, das unter anderen schwierigen Kompositionen die Ouvertüre zu «König Lear» und zu «Die Fernrichter» und die «Phantastische Symphonie» aufwies. David hatte ausserdem eingewilligt, das Violinsolo («Träumerei» und «Capriccio») zu spielen, das ich vor zwei Jahren für Artot schrieb und dessen Orchesterbegleitung ziemlich kompliziert ist. Er führte es in hervorragender Weise aus, unter grossem Beifall des Publikums.

Wenn ich von dem Orchester sage, dass es nach zwei Proben die eben erwähnten Stücke tadellos ausführte, so ist das ein grosses Lob. Alle Pariser Musiker und noch viele andere werden, glaube ich, dieser Meinung sein.

Dieser Abend brachte das musikalische Gewissen der Einwohner Leipzigs

in Aufruhr und liess Auseinandersetzungen entstehen, die, soviel ich nach der Polemik der Zeitungen habe beurteilen können, zum mindesten ebenso heftig waren wie die, welche vor ungefähr zehn Jahren die Aufführung der gleichen Werke in Paris hervorbrachte. Während man so über mein musikalisches Tun und Treiben und dessen Moralität herumstritt, indem die einen es als gute Tat, die anderen als wohlüberlegtes Verbrechen hinstellten, unternahm ich die Reise nach Dresden, die ich bald zu erzählen haben werde. Um aber den Bericht meiner Leipziger Erfahrungen nicht zu zerreißen, will ich Ihnen, lieber Heller, sagen, wie bei meiner Rückkehr das Wohltätigkeitskonzert ausfiel, von dem mir Mendelssohn in seinem Brief geschrieben und an dem teilzunehmen ich versprochen hatte.

Da dieser Abend von der ganzen Konzertgesellschaft veranstaltet wurde, stand mir der reiche und gewaltige Gesangverein zur Verfügung, dessen wohlverdientes Lob ich Ihnen schon ausgesprochen habe. Ich hütete mich, wie Sie sich denken können, wohl, diese schöne Masse von guten Stimmen unbenutzt zu lassen, und bot den Direktoren der Gesellschaft das Finale mit drei Chören aus «Romeo und Julia» an, dessen Text von Professor Duesberg in Paris ins Deutsche übertragen worden war. Diese Übersetzung musste nur noch unter die Noten der Singstimmen gesetzt werden. Dies war eine langwierige, mühsame Arbeit; und da die Kopisten bei der Verteilung der langen und kurzen Silben die deutsche Betonung nicht berücksichtigt hatten, entstanden daraus für die Sänger solche Schwierigkeiten, dass Mendelssohn seine Zeit damit verlieren musste, den Text durchzusehen und die störendsten Fehler zu korrigieren. Er hatte ausserdem während beinahe acht Tagen die Chöre einzustudieren. Acht Proben eines so zahlreichen Chors würden in Paris viertausendachthundert Francs kosten, und man fragt mich manchmal, warum ich in meinen Konzerten nicht «Romeo und Julia» aufführe! Die Mitglieder dieses Vereins, zu dem allerdings einige Theatersänger und Thomasschüler gehören, sind fast alle aus den besseren Gesellschaftskreisen Leipzigs. Deshalb ist es leichter, sobald es sich um die Einstudierung eines ernsten Werkes handelt, eine grosse Anzahl von Proben zu veranstalten. Als ich von Dresden zurückkam, war man jedoch mit den Proben bei Weitem nicht zu Ende, der Männerchor besonders liess viel zu wünschen übrig. Ich litt darunter, einen grossen Meister und grossen Virtuosen wie Mendelssohn die untergeordnete Tätigkeit eines Chordirektors ausüben zu sehen, eine Aufgabe, die er, man muss es sagen, mit unerschütterlicher Geduld erfüllte. Jede seiner Bemerkungen wurde mit einer

Sanftmut und einer vollkommenen Höflichkeit gemacht, für die man ihm dankbarer wäre, wüsste man, wie selten diese Eigenschaften in solchem Falle sind. Ich bin ja oft der Ungalanterie gegen die Damen unserer Oper beschuldigt worden; in dieser Beziehung steht mein Ruf fest. Ich verdiene ihn, ich muss es zugeben; sobald es sich um die Einstudierung eines grossen Chores handelt, und bevor ich nur begonnen habe, schnürt mir eine Art von vorempfundener Wut die Kehle zu, meine schlechte Laune gibt sich kund, obgleich noch nichts sie hat veranlassen können, und mein Blick macht allen Choristen den Gedanken jenes Gascogners klar, der einem kleinen Jungen, der harmlos an ihm vorbeiging, einen Fusstritt gab und auf dessen Bemerkung, er habe ihm ja gar nichts getan, antwortete: «Nun stelle dir erst vor, wenn du mir wirklich etwas getan hättest!»

Nach zwei weiteren Sitzungen indessen waren die drei Chöre gelernt, und das Finale wäre mit der Unterstützung des Orchesters sehr gut vonstattengegangen, wenn nicht ein Theatersänger, der schon seit mehreren Tagen über die Schwierigkeiten der ihm anvertrauten Partie des Pater Lorenzo ein Geschrei erhob, unser ganzes, so mühsam errichtetes harmonisches Gebäude zerstört hätte.

Ich hatte schon bei den Klavierproben bemerkt, dass dieser Herr (ich habe seinen Namen vergessen) der zahlreichen Klasse von Musikern angehörte, die keine Musik verstehen, er zählte schlecht seine Pausen, er setzte nicht rechtzeitig ein, er intonierte falsch, usw.; allein ich sagte mir: Vielleicht hat er nicht Zeit gehabt, seine Partie zu studieren; er lernt für die Bühne sehr schwierige Rollen ein, warum sollte er mit dieser nicht fertig werden? Ich dachte jedoch recht oft an Alizard, der diese Szene immer so gut wiedergegeben hat, und bedauerte sehr, dass er in Brüssel sei und kein Deutsch könne. Als aber bei der Generalprobe, am Vorabend des Konzerts, dieser Herr noch nicht weiter war und noch dazu jedesmal ich weiss nicht was für deutsche Flüche zwischen den Zähnen murmelte, wenn das Orchester seinetwegen anhalten musste oder wenn Mendelssohn oder ich ihm seine Sätze vorsangen, ging mir schliesslich die Geduld aus; ich dankte der Kapelle und bat sie, sich nicht mehr um mein Werk zu bemühen, da diese Basspartie offenbar die Aufführung unmöglich machte.

Als ich nach Hause ging, kam mir folgender traurige Gedanke: Zwei Komponisten, die lange Jahre hindurch die ihnen von der Natur geschenkte Intelligenz und Phantasie dem Studium ihrer Kunst gewidmet haben, zweihundert

aufmerksame, tüchtige Musiker, sowohl Sänger wie Instrumentalisten, haben sich acht Tage lang umsonst angestrengt und sehen sich durch die Unzulänglichkeit eines einzigen Menschen dazu gezwungen, das vorgenommene Werk aufzugeben! Oh, ihr Sänger, die ihr nicht singt, ihr seid also auch Götter! ...

Die Gesellschaft war in grosser Verlegenheit, wie sie dieses Finale, das eine halbe Stunde dauert, auf dem Programm ersetzen sollte; mit einer eingeschobenen Probe, die das Orchester und der Chor freundlicherweise noch am Morgen des Konzerttages mitmachten, brachten wir es zustande. Die Ouvertüre zu «König Lear», die das Orchester gut beherrschte, und das Offertorium meines Requiems, in dem der Chor nur einige Noten zu singen hat, wurden an Stelle des Bruchstückes aus «Romeo» gesetzt und am Abend auf das Befriedigendste ausgeführt. Ich muss sogar hinzufügen, dass der Satz meines Requiems eine Wirkung hervorbrachte, die ich nicht erwartet hatte und mir das unschätzbare Lob Robert Schumanns eintrug, eines der mit Recht berühmtesten Komponisten und Kritiker Deutschlands!

Einige Tage später erntete ich mit dem gleichen Offertorium ein Lob, auf das ich noch viel weniger hatte rechnen können. Das kam so: Ich war in Leipzig wieder krank geworden, und als ich bei meiner Abreise den Arzt fragte, was ich ihm für seine Behandlung schuldig sei, antwortete er mir: «Schreiben Sie mir auf dieses Blatt Papier das Thema Ihres Offertoriums mit Ihrer Unterschrift, und ich werde noch Ihr Schuldner bleiben; nie hat mir ein Musikfest solchen Eindruck gemacht!»

Ich zögerte ein wenig, die Bemühungen des Doktors auf solche Art zu bezahlen, allein er bestand darauf; der Zufall gab mir Gelegenheit, sein Kompliment durch ein anderes, besser verdientes zu erwidern, und – werden Sie es glauben können – ich war einfältig genug, sie nicht auszunutzen. Ich schrieb oben auf die Seite: «Herrn Clarus». «Carus», sagte er, «Sie schreiben meinen Namen mit einem überflüssigen L.» Sofort dachte ich: Patientibus Carus sed Clarus inter doctos und wagte nicht, es zu schreiben ... Es gibt Augenblicke, in denen ich von seltener Dummheit bin.

Herlosssohn – Leipzigs populärster Mann

Seit dem ersten Oktober erscheint endlich das früher als «Deutscher Michel» und dann als «Salamander» angekündigte neue Blättchen Herlosssohns unter dem Namen: «Der Morgenstern». Die «Elegante» begrüßte ihn mit der ominösen Frage: «Stern oder Keule?» Mit der Keule ist es bei den jetzigen Verhältnissen überhaupt nichts; der wilde Mann Held, der in dieser Fechtart das Äusserste leistete, hat bekanntlich als letzter Römer – kapitulieren müssen. Held sprach wie ein Führer im Bauernkrieg; jede Zeile ein Manifest, jede Notiz wie das Bülletin eines Hauptmanns von zwanzigtausend Mann mit Dreschflegeln und Sensen. Das war in Deutschland unerhört, auch der Erfolg war es; denn die kleine «Locomotive» hatte mehr Abonnenten als die «Augsburger Allgemeine Zeitung». Nach Helds Abgang glaubten andere, z.B. der «Deutsche Kurier», ohne soviel verwogenen Mutterwitz, durch gleiches Format und durch die Masse politischer Nachrichten dasselbe Publikum sich zinspflichtig zu machen. In Herlosssohns Absicht hatte dies nie gelegen; sein Element ist ein ganz anderes; statt Helds nackter Derbheit hat er einen gemütlich phantastischen Humor, der das politische Treiben als eine zwar nicht göttliche, aber höchst ergötzliche Komödie auffasst. In der Tat vermag nur solch eine heitere Beleuchtung – oder eine tiefgehende praktische Tendenz – das in letzter Zeit Mode gewordene Allerlei-Feuilleton erquicklich zu machen. Die ersten drei Nummern des «Morgenstern» befassen sich zwar wenig mit eigentlicher Politik, enthalten aber eine Fülle interessanter, neckischer, drolliger, witziger Notizen aus dem öffentlichen und geheimen Leben; ausserdem einige pikant und gemütlich erzählte Novelletten. Wir prophezeien dem «Morgenstern» ein langes Leben; sein heller Strahl wird lang über Kirchtürmen und Strohhütten blinken; vielleicht, dass er dann und wann wirklich im andern Wortsinn ein Morgenstern wird und «dicke Philisterschädel klopft». Der Leser dieses Blättchens wird wenigstens den Vorteil haben, dass er Herlosssohn ipsissimum vor sich sieht. Denn der «Komet» ist ein altes gastliches Haus, wo man vor lauter gebetenen und ungebetenen Gästen, die sich novellistisch, lyrisch und korrespondenzlich produzieren, den Hausherrn selber nicht zu sehen bekommt. Höchstens im «Daguerreotyp» oder «Telescop», in einem Erkerfenster oder Seitenstübchen, drückt er einem verstohlen die Hand oder raunt einem ein Witzwort zu – oft über die tolle Wirtschaft in seinem eigenen Hause. Er hat sich also ge-

wissermassen vor seinen guten Freunden und Bekannten in eine Art von Gartenhäuschen geflüchtet, wo er sein eigener Herr ist. Dort gibt er öffentliche, hier Privataudienz.

Man muss diesen liebenswürdigen Kauz persönlich kennen, um seinen rosenfarbenen Humor zu begreifen. Aber wer kennt ihn nicht? Er ist nicht nur der populärste Mann in Leipzig, sondern mit der Stadt gewissermassen verwachsen; er ist eine ihrer Eigentümlichkeiten, von der mit demselben Wohlgefallen gesprochen wird wie vom Leipziger Rosental, von den Leipziger Lerchen und Linden. Er kennt auch die Stadt wie ein Chronikenschreiber. In der Hainstrasse oben sitzt er oft noch in der Dämmerung des Sonntagabends am Erkerfenster, in einer Hand die Zeitung, in der andern den doppelläufigen Operngucker, liest eine Zeile und blickt einmal hinaus auf die spazierende Welt; steht dann ein Freund neben ihm, den er anreden kann, so spricht er Memoiren, lustige, wehmütige, närrische; bunt und wechselnd wie das Licht, das auf die altertümlichen Giebel der Nachbarhäuser fällt. Wer von gegenüber in seine Wohnung spähen wollte, würde dann sehen, wie Erzähler und Zuhörer manchmal plötzlich auseinanderfahren und sich die Seiten halten oder die Augen reiben. Und wer kennt ihn nicht aus der Fremde? Wenn Herlosssohn jemals Leipzig verliesse: es wäre für Hunderte eine fühlbare Lücke in der Stadt. Alles, was den grossen Kreuzweg zwischen Norden und Süden passiert, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, Schriftsteller, Dilettanten, alles klopft einmal beim «alten» Herlosssohn an, der übrigens ganz und gar nicht alt ist. Sein Gedächtnis ist ein grosses Stammbuch, in dem die merkwürdigsten Menschen, die in Literatur und Künsten seit achtzehn Jahren auf- und untergegangen sind, mit Anekdoten, charakteristischen Zügen und Abenteuern verzeichnet stehen. Manche behaupten, sie hätten ihn schon in Zorn gesehen; allein es ist schwer, daran zu glauben. Denn ob er auch im grössten Ärger beginnt, so fällt ihm beim dritten Wort ein barocker Witz oder ein drastisch-komisches Bild ein, das allen Unmut im Nu hinwegschwemmt. Er hat deshalb das Unglück, dass weder seine Kritik noch seine Polemik gefürchtet wird; seine Gutmütigkeit hat ihm dagegen schon manchen schlechten Streich gespielt. Ob dies der ganze Mann ist? Schwerlich. Es scheint mir immer – besonders, wenn ich an «Hahn und Henne» oder «Mephistopheles» von Herlosssohn denke –, als hätte er ursprünglich zu einem Fluge angesetzt, der weit über diese Popularität in Leipzig und diese Beliebtheit in der Literatur hinausgehen musste. Allein die Gemütlichkeit zog ihn in dies traulich enge Schwalbennest nieder, wo man kaum die

Flügel ganz ausbreiten kann. Zuweilen nur, in einsamen Stunden oder in seinen Romanen aus böhmischer Vorzeit, regt es sich in ihm wie in Erinnerung seines alten Heimatlandes, sein Geist erhebt sich mit einem Anflug von althussitischem Trotz, und flammende Kühnheit bricht aus den Tiefen seiner so harmlos scheinenden Natur.

Wie Leporello zu Don Juan, wie Wagner zu Faust, so gehört zu Herlosssohn untrennbar eine Figur, die zu merkwürdig ist, als dass sie hier übergangen werden könnte. Seltsam, dass noch kein Skizzenmaler sie gezeichnet hat. Ich meine Marschall, Herlosssohns alten getreuen Famulus, Leibdiener und Hausintendanten. Der Mann ist ein Stück Altdeutschland, er stammt noch aus dem Heiligen Römischen Reich, hat zugleich mit Goethe den Feldzug in der Champagne mitgemacht und alle Entwicklungen Deutschlands von der Napoleonsbegeisterung bis zum Erwachen der Nationalität 1840 durchgelebt und, was nicht jeder grosse Mann von sich sagen kann, mit seiner Zeit gleichen Schritt gehalten. Er ist um achtzehn Jahre älter als Louis Philippe und Metternich, aber noch immer so feurigen Geistes, dass der «Freiheit Morgenrot» von seinem Antlitz leuchtet. In politischen Dingen ist er ein wahrer Marschall Vorwärts. Was Wunder, dass der «alte» Herlosssohn diesen wirklich alten Mann mit einer gewissen Pietät behandelt, wie etwa ein Familienstück, wie eine ehrwürdige alte Stockuhr, wie einen Grossvater. Marschall dagegen würde an dem Tage, wo er sich von Herlosssohn trennen sollte, innerlich zusammenbrechen, er würde aufhören zu sein. Sein gravitatischer Gang schon verkündet, dass er stolz und glücklich ist in dem Bewusstsein, Herlosssohn anzugehören. Er steckt voll alter Geschichten und Schnurren, und die Sicherheit und Würde, mit der er spricht, zeugt sowohl von dem Reichtum seiner historischen Erfahrungen, wie von dem tiefen Blick, den er in literarischen Dingen besitzt. Junge Schriftsteller, die seinen Herrn besuchen, behandelt er mit grossem Wohlwollen und unterstützt sie mit guten Ratschlägen; denn er kennt das Herz der Buchhändler und hat die Nieren der Drucker geprüft. Molière pflegte seiner Köchin seine Manuskripte vorzulesen. Damit beheligt Herlosssohn seinen Marschall nicht; wohl aber hält er seine Monologe vor ihm. Ergötzlich ist es dann und rührend, den Alten zu sehen, wie er in völlig unmilitärischer Stellung am Tisch lehnt und das braune, feucht zitternde Auge unverwandt auf seinen Herrn gerichtet hält; bei jedem guten Einfall Herlosssohns ein seliges Schmunzeln, ein beifälliges Kichern, ein bedeutsames Kopfschütteln. Sein Antlitz wäre die passendste Vignette für den «Kometen» sowohl wie für den «Morgenstern»; und

jedenfalls würde seine ausdrucksvolle, begeistert glühende Physiognomie auf diese Weise verewigt, wenn er selbst sich nicht diese Ehre verbeten hätte. Aber nichts gleicht der erhebenden, festlichen Freude, mit der er die erste Nummer des «Morgenstern» in die Welt trug. Seine Stimme bebte vor innerer Rührung, sein weisses Haupt zitterte vor Wonne, dies noch erlebt zu haben. Es war ihm, als hätte er diesen Tag ein Enkelkind aus der Taufe gehoben. Dies ist Marschall, der treue Diener seines Herrn und der Literatur. Es ist nicht mehr als billig, dass, wo der «Morgenstern» auf geht, auch seiner gedacht wird.

Die Michaelismesse und ihre Lustbarkeiten

Leipzig» November 1843 Theologen und Kaufleute, zwei Menschenklassen, die sonst im Leben soviel wie nichts miteinander gemein haben, harmonieren doch in einem Stücke auf bewundernswürdige Weise, ich meine in ihren konsequenten Klagen über die fortwährend zunehmende Verschlechterung der Zeiten. Während jene behaupten, dass Unsittlichkeit, Unglaube und Irreligiosität von Tage zu Tage mehr um sich greifen, ringen diese die Hände und schreien über Abnahme des Verkehrs; und dürfte man beiden Glauben schenken, so gehörte die zur Stunde noch fortdauernde Existenz der Welt zu den staunenswertesten aller Wunder. Ich lasse es dahingestellt, ob die altgläubigen Theologen Grund haben zu ihrem melancholischen Klaggestöhn, und will diesmal nur das Jammern der Kauf- und Handelsherrn berücksichtigen. Wer jährlich dreimal diese Klagen sich wiederholen hört und doch sieht, dass Handel und Wandel nach wie vor recht herzlich betrieben werden, der wird zuletzt gleichgültig. Das Sprichwort: «Klappern gehört zum Handwerk» liegt zu nahe, als dass man nicht unwillkürlich daran denken sollte. Indes, um gerecht zu sein, muss man auch zugeben, dass gerade in der Handelswelt und vorzugsweise im hiesigen Messverkehr der Schein mehr als anderswo trägt.

Es ist nicht zu leugnen, dass die Frequenz von Messe zu Messe steigt und dass dieses Steigen seit Einführung des Zollverbandes ein beinahe unverhältnismässiges zu nennen ist. Nimmt man dazu, dass gegenwärtig auf drei Eisenbahnen, von denen eine direkt mit der Ostsee korrespondiert, von drei Himmelsgehenden Menschen und Waren in unglaublicher Menge zugeführt wer-

den, dass folgerecht diese Zufuhr mit grösserer Ausdehnung der Schienenwege sich vermehren muss und dass mithin der hiesige Markt auch Verhältnis mässig mit Waren und Verkäufern überfüllt wird: so lässt sich für das Jammern der Handelsleute über schlechte Geschäfte wohl ein haltbarer Grund auffinden. Jeder Handelsmann gesteht willig ein, dass nirgends in der Welt leichter «Geld zu machen», d.h. also zu verkaufen sei als hier; allein die Preise stehen infolge der Ungeheuern Konkurrenz und der zu grossen Auswahl von Waren in keinem Verhältnis zum reellen Wert derselben. Die wachsende Konkurrenz, behauptet der Messbesucher, erdrückt den Gewinn, lähmt den Verkehr, tötet den eigentlichen Nerv des Handels.

Dass so allgemeine Klagen, wie sie in der letzten Michaelismesse laut wurden, nicht aus der Luft gegriffen waren, unterliegt keinem Zweifel, obwohl auch diesmal Übertreibungen vorkamen. Es gibt Artikel, die jederzeit sehr gut gehen, z.B. Leder, Tücher, Rauchwerk. Diese fanden auch in der letzten Messe einen schnellen Abgang zu erträglichen Preisen. Dagegen aber kommen freilich auch Waren auf den Markt, die entweder gar nicht gesucht werden oder infolge zu grosser Anhäufung zu unverhältnismässig niedrigen Preisen losgeschlagen werden müssen. Dahin gehören vor allem die Baumwollenwaren, namentlich aus den sächsischen Manufakturen. Der seit einer Reihe von Jahren nicht einträgliche Umsatz dieser Waren und die damit zusammenhängende Nahrungslosigkeit und Not der Handweber sowohl in Sachsen wie in allen Zollvereinsstaaten veranlasste während der Messe mehrere Zusammenkünfte der anwesenden Fabrikanten zu gemeinschaftlichen Beratungen, infolge deren eine Petition an sämtliche Regierungen der Zollvereinsstaaten entworfen wurde, die eine Untersuchung der Gründe dieser Not und Auffindung zweckmässiger Mittel zu deren Abwendung dringend beantragte.

So wünschenswert es sein muss, dass von Seiten der Regierungen etwas Durchgreifendes geschieht zur Hebung dieses so weit verbreiteten Handelszweiges, so schwer dürfte es auch sein, den Wünschen der Petierenden zu genügen. Am wenigsten ausführbar möchte der Ausschluss englischer Manufakturwaren sein, den viele, ja die meisten der inländischen Fabrikanten wünschten, wie denn überhaupt die gemachten Vorschläge an der Unüberwindbarkeit der Handels Verhältnisse, fürcht ich, zum grossen Teile scheitern dürften, selbst in dem Fall, dass die Regierungen alles tun wollten, was in ihren Kräften steht.

Bei so trüben Aussichten in die Zukunft unter einem grossen Teil fremder Handelsleute machte sich eine auffallende Gedrücktheit selbst im äusserlichen Verkehr bemerkbar. Das überaus schlechte Wetter steigerte noch diesen Unmut, da Vertrieb und Gewinn auch von diesem mehr oder minder abhängig sind. Selbst auf den Besuch der Messsehenswürdigkeiten, deren es immer sehr viele, zum Teil wirklich treffliche hier gibt, hatte es Einfluss. Dieser Sehenswürdigkeiten, obwohl sie diesmal gerade nicht von sonderlichem Belang waren, muss ich doch mit einigen Worten Erwähnung tun.

Wie Hamburg jahraus, jahrein auf seinem «Berg» ununterbrochen eine Stadt von Bretterbuden aufzuweisen hat, in denen es von Gauklern, wilden Tieren, Seiltänzern, Taschenspielern etc. wimmelt, so erhebt sich bei uns an den beiden Hauptmessen vor dem Peterstor auf einem Teile des Rossplatzes eine gleiche Stadt von Buden und Zelten. In ihr findet sich die vagabundierende freie Kunst an und ringt, springt, schlägt Rad, steht auf dem Kopfe, reitet, taschenspielt, dressiert Hunde, zeigt Schlangen und malträtirt Krokodile, stellt Rundgemälde und schauerhafte Venusbilder auf, lärmt, trompetet, elektrisiert und führt auf den künstlich nachgemachten Dampfwagen die jauchzende Jugend mitsamt den hübschen hiesigen Stubenmädchen spazieren – alles fürs liebe Brot. Der Leipziger nennt diesen Vergnügungsort der Messen, wo sich an Sonntagen vornehmlich das Landvolk zu Tausenden sammelt, «das Schlaraffenland», und wenn man ausser den angedeuteten, für billige Preise aufgestellten Merkwürdigkeiten die vielen Schenk- und Wurstelbuden mit in Anschlag bringt und der vielen böhmischen Harfnerinnen gedenkt, unter denen manche junge und hübsche sündige Magdalena zu finden ist, so kann man diesen Namen einen passenden nennen. Schade nur, dass der Leipziger keine Witzader besitzt. Man würde sonst unter diesem Budenlabyrinth die interessantesten Studien machen können.

Besonders spasshaft, aber in Ermangelung körnigen Witzes auf die Dauer langweilig sind die zahlreichen Ausrufer, die vor jeder Bude mit Trompeten und neuerdings sogar mit grossen Sprachrohren stehen und durch Anpreisung der aufgestellten Gegenstände und mit abscheulichem Geschrei die vorbeidrängende Menschenmenge anzulocken suchen. Sie können ermessen, welch kolossalen Spektakel zehn bis fünfzehn solcher Kerle mit und ohne Sprachrohren verführen, wenn Sie noch ebenso viele abscheuliche Musikbanden dazunehmen, das Gekrächze der zahlreichen Absinger grausenvoller Mord- und Unglücksgeschichten gar nicht mitgerechnet, die an hohen Stangen die Abbil-

der zu ihren larmoyanten Gesängen mit sich führen.

Bei den letztem habe ich die Bemerkung gemacht, dass die Weiber eine grosse Rednergabe besitzen und weit mehr aufs Volk wirken als die Männer. Wenn diese Weiber ihre Stimmen erheben und mit rohrbewaffneter Hand in Prosa die einzelnen Bilder dem gaffenden Haufen erklären, entwickeln sie eine auffallende Sprachfertigkeit. Früher glaubte ich, diese Heldinnen hätten die ganze Geschichte auswendig gelernt, längere Beobachtungen haben mich aber von der Unrichtigkeit dieser Ansicht überzeugt. Sie halten nur den Kern der Geschichte fest, alles Übrige ist Schmuck des Augenblicks, ist Improvisation. Und mit welcher Begeisterung wissen sie zu sprechen! Wie schön wissen sie die Augen zu rollen, wie bedeutungsvoll die Stimme steigern und fallen zu lassen! Fände das Talent in Deutschland Anerkennung, so müsste man diese Zauberinnen aus dem «Schlaraffenland» auf die Tribünen versetzen und zu Volksrednerinnen erziehen. Stattdessen sitzt ihnen die Polizei auf den Hacken und ist immer bereit, allzu laute Ausbrüche ihrer in Mord und Brand schwellenden Begeisterung zu unterdrücken. Sie sehen, wie weit wir noch von Öffentlichkeit und Mündlichkeit entfernt sind.

Konzerte und Theater

Leipzig, Januar 1844 Von jeher hat Leipzig den Ruf einer musikalischen Stadt sich zu bewahren gewusst, und mit Selbstgefälligkeit hört man noch jetzt solche, die sich für recht feine Musikkenner halten, erzählen, dass Beethoven eigentlich ohne Leipzig gar nicht in das Elysium der Musiker hineingekommen wäre. Mag dies nun wahr oder unwahr sein, gewiss ist es, dass gegenwärtig unsere Stadt in Sachen der Musik eine höchst bedeutende, wo nicht die bedeutendste Stimme in ganz Deutschland besitzt. Überall, selbst im Auslande, hört man behaupten, dass der Ruf eines Virtuosen erst dann als fest begründet erachtet werde, wenn er das Fegefeuer der Leipziger Kunstkritik glücklich überstanden habe. Mancher, es ist wahr, der mit grossen Prätensionen hieher kam, ging demütig und höchst bescheiden wieder von dannen; andere erhoben ihr Haupt noch höher und traten von hier aus den Triumphzug durch Europa an.

Seit diese Sitte oder Unsitte eingerissen ist, haben wir jahraus, jahrein in Leipzig so viel Musik, dass der blosse Musikfreund oft wünschen möchte, es würde ein Gesetz gegen das immerwährende Musikmachen erlassen. Vollends im Winterhalbjahr ist es kaum mehr auszuhalten. Da gibt es allein zwanzig Gewandhauskonzerte, neben diesen etwa zwölf oder noch mehr Euterpe-Konzerte, sodann alle vierzehn Tage Quartettmusik, schlecht gerechnet wenigstens noch zehn grosse Extrakonzerte, teils von durchreisenden Virtuosen und Virtuosinnen, teils vom hiesigen Orchester zum Besten des Orchester-Pensionsfonds, der Armen etc. gegeben; kurz, es kommen durchschnittlich zwei bis drei Konzerte auf jede Woche. Man sollte meinen, die Ohren der Leipziger müssten so vieler Musik doch zuletzt überdrüssig werden, aber behüte! Je mehr, je besser, lautet hier der Wahlspruch unseres Publikums. Die Konzertsäle sind gepropft voll, und die schöne Welt lässt es sich nicht verdriessen, stundenlang erst vor der Tür, dann im heissen Saale zu harren, um nur ja keinen Geigenstrich zu versäumen. Vor solchem Heroismus sollte man nun eigentlich respektvoll den Hut ziehen; allein, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, will ich ihn doch ganz ruhig an seinem Platze lassen und fragen: ob denn diese Hunderte, die allwöchentlich so eifrig in die Konzerte rennen, wirklich so grosse Musikkenner sind?

Sehen wir uns das Publikum an. Dieses besteht zu zwei Dritteln stets aus jungen Mädchen und Frauen, das letzte Drittel sind teils ältliche Herren, die, weil sie Geld und Zeit haben, sich ein Vergnügen daraus machen, die Kunst, d.h. die Musik zu protegieren, teils aus jüngern Musikliebhabern, das Orchester mag spielen, was es will, und geben einige am Schluss das Zeichen zum Applaus, so fällt Publikum ein und klatscht mit. Alles dies ist in der Ordnung, und ich habe gar nichts dagegen; dass aber die geputzte Masse, welche die Säle füllt und im allgemeinen von Musik gewiss nicht mehr versteht als ich, dass diese behauptet, sie ginge aus wahrer Kunstliebe, aus Interesse an klassischer Musik ins Konzert, das ist deshalb so beklagenswert und mithin zu rügen, weil dieser gemachte Enthusiasmus Sinn und Zeit für alles andere Erhabene und Schöne raubt. Unser Unglück hier in Leipzig ist, dass Musik Mode geworden ist, dass jedes Kind klimpern und tirilieren muss, dass jede halbweg anständige Gesellschaft Schönrednerei über Musik beansprucht und diese mithin in aller Gesellschaft Tischgespräch ist. So darf man sich denn nicht wundern, dass diese immer mehr um sich greifende Musikmanie im Publikum alle andern und

höheren Interessen absorbiert und dass, wie ich schon früher ausgesprochen habe, neben der Musik weder Kunst noch Literatur hier aufkommen kann.

Damit will ich nun keineswegs die wahrhafte musikalische Bildung unterdrückt wissen oder der Musik selbst als Kunst feindlich entgegenzutreten. Keineswegs! Nur das Dilettantentum, das auf Unwahrheit, auf Einbildung und Gemachtheit beruht, nur dieses ist mir zuwider, und dessen gibt es bei uns so unendlich viel, dass man dies offen aussprechen und sich darüber beklagen muss.

Was unsere Musiker von Ruf selbst betrifft, so wird es niemand in den Sinn kommen, die Verdienste eines Mendelssohn Bartholdy, Robert Schumann, David etc. schmälern zu wollen. Das seit Kurzem gegründete Konservatorium der Musik, welches bereits an sechzig Schüler zählt, steht zum grössten Teil unter der Leitung dieser Männer und dient nicht nur Leipzig, sondern ganz Sachsen zu besonderer Zierde. Mit grosser Vorliebe scheint namentlich Robert Schumann dieses Institut zu hegen und zu pflegen. Dieser geistreiche, eigentümliche Musiker, in dessen Seele ein Hauch Beethovens weht, führte vor einiger Zeit sein grosses Tongedicht «Das Paradies und die Peri» im hiesigen Gewandhaussaale auf und soll den Ertrag der Einnahme zur Gründung einer Freistelle am Konservatorium grossmütig überwiesen haben. Über die Komposition mag ich als Nichtmusiker kein Urteil fällen. Die Stimmen im Publikum waren und sind noch sehr geteilt darüber. Während eine Partei, an Bellini gewöhnt, keine Melodie darin finden will, erklärt es die andere für ein Meisterstück. Ich als Laie kann nur sagen, dass mich die Musik als eine originelle gefesselt und interessiert hat, eigentlich ergriffen und hingerissen aber nur an einigen Stellen. Den Stoff hat Schumann der berühmten Dichtung von Thomas Moore «Laila Rookh» entlehnt. Auch in Dresden, wohin der Komponist von unserm Könige zur Aufführung seines Tonwerks eingeladen wurde, ist es mit Beifall aufgenommen worden. Jetzt beabsichtigt Schumann mit seiner Gattin, der bekannten trefflichen Virtuosin auf dem Pianoforte, Clara Wieck, eine Kunstreise nach Russland anzutreten.

Unter den jüngern talentvolleren Musikern, die hier stationieren, macht ein Däne namens Gade durch eine Sinfonie, die im Gewandhauskonzerte aufgeführt wurde, Aufsehen. Gründliche Musikverständige verheissen dem jungen Manne, der nächstens auf Kosten seiner Regierung nach Paris und von dort nach Italien gehen wird, eine vielversprechende Zukunft.

Steht sonach die Musik bei uns in voller Blüte, so verwelkt das Theater um-

so schneller. Der bisherige tätige und in vielem Betracht würdige Direktor Ringelhardt wird nach Ostern die Direktion niederlegen. Das Theater soll alsdann eine Zeitlang geschlossen bleiben und erst im Sommer wieder nach vorgenommener Restauration unter dem neuen Direktor Dr. Schmidt von hier eröffnet werden. Eine kürzere oder längere Pause im Theaterleben kann nichts schaden. Das Publikum gewinnt dann wenigstens Zeit, um, wenn es will, über sich selbst und seinen Geschmack etwas nachzudenken. Vorläufig sucht der noch fungierende Direktor das Haus durch allerhand erlaubte Kunstgriffe zu füllen. Gäste von bedeutenden Namen, im Winter schwer herbeizuziehen, werden verschrieben, wie die Schröder-Devrient, die im November vorigen Jahres eine Anzahl Gastrollen gab. Neben diesen betreten auch Künstler die Bühne, die strenggenommen nicht aufs Theater gehören. So sahen wir erst kürzlich eine Gesellschaft englischer Akrobaten, die freilich Ausserordentliches, an das Unglaubliche Streifende leisteten und einige Male ein zum Brechen volles Haus machten. Dies alles genügte indes noch nicht, um widerzuhalten. Da griff Herr Ringelhardt wie vor zwei Jahren nach der «Antigone» jetzt nach dem «Sommernachtstraum» mit der von Mendelssohn dazu komponierten Musik. Am 30. Dezember fand die erste Darstellung dieses märchenhaften Lust- und Scherzspiels statt und füllte, wie zu erwarten stand, das Haus vollkommen. Wer nicht der Shakespeareschen Dichtung wegen hinging, der tat es aus Verehrung Mendelssohns und aus Liebe zu dessen Musik, die bekanntlich bei uns nicht sowohl Verehrer als enthusiastische Vergötterer hat. Auch die Messe kam der Direktion zustatten. Ich meinsteihs ging mit sehr geringen Erwartungen und noch geringeren Ansprüchen an diesem Abend ins Theater. Trotzdem fand ich mich noch immer getäuscht, und niedergeschlagen wie selten verliess ich nach der Aufführung das Haus.

Mit diesem «Sommernachtstraum», der uns bei stiller Lektüre entzückt und berauscht, gedenkt Tieck das moderne Drama zu regenerieren! Weit besser wäre es doch wahrlich, man schlosse auf der Stelle alle Theater zu, wenn man sich und die Zeit für zu kraftlos und unschöpferisch hält, neue Dramen hervorzubringen. Ein Drama, das nicht aus dem Bewusstsein der Zeit geboren wird, das Welt und Menschen seines Jahrhunderts nicht darstellt, hat für uns keinen Wert und wird ewig ein totgeborenes Kind bleiben. – Die folgenden Darstellungen waren schwach besucht, der Applaus fehlte stets oder galt nur den gespitzten Eselsohren. Im Ganzen hat man den «Sommernachtstraum» viermal gegeben, womit er vermutlich für immer begraben sein wird.

Im Übrigen ist von unserm Theater wenig zu sagen. Die Umstände sind so, dass wir uns vorderhand mit höchst mittelmässiger Oper, erträglichem Lust- und Possenspiel und einem Trauerspiel, das durch die Darstellung erst recht traurig wird, begnügen müssen. Der neue Direktor, ein äusserst tätiger, für das Theater von jeher begeisterter Mann, scheut, wie man allgemein sagt, keine Kosten, um für alle Fächer bedeutende Kräfte heranzuziehen. Es bleibt nur zu wünschen, dass seine Bestrebungen neben billiger Anerkennung auch den zeitlichen Lohn finden mögen, ohne welchen so kostspielige Anstalten, wie die Theater sind, nimmer bestehen können.

Wilhelm Josef von Wasielewski **Die Grossen der Musik**

Als ich nach Leipzig kam, nahm dieser Ort den unbestrittenen Rang einer Metropole der deutschen Tonkunst ein. Die beiden hervorragendsten Tonmeister der nach-beethovenschen Periode, Mendelssohn und Schumann, wirkten dort und bildeten einen starken Anziehungspunkt für musikalische Talente von nah und fern. Tonsetzer des In- und Auslandes zogen nach der Pleissestadt, und nicht wenige derselben hielten sich zeitweilig in ihr auf, um im persönlichen Verkehr mit den genannten tonangebenden Künstlern ihr Wissen und Können zu bereichern oder ihre Werke aufzuführen. So erschienen dort im Laufe der Zeit Ferdinand Hiller, Sterndale Bennett, J. Verhulst, Hector Berlioz, Nils W. Gade, Karl Reinecke, Félicien David und manche andere noch. Zum Teil war es denselben darum zu tun, die klassischen Instrumentalkompositionen in mustergültiger Wiedergabe zu hören, die neuentstandenen Werke Mendelssohns und Schumanns an der Quelle kennenzulernen oder auch eigene Erzeugnisse aufzuführen. Gross war überdies die Zahl der Gesangs- und Instrumentalvirtuosen, welche in den Gewandhauskonzerten auftraten. Da gab es zur Winterszeit ein reichbewegtes, künstlerisches Leben und Treiben seltener Art.

Mendelssohn erhob das Gewandhauskonzert zu massgebendem Ansehen für die musikalische Welt, nicht nur, weil die von ihm erzielten Leistungen des Orchesters vorbildliche Bedeutung gewannen, sondern auch, weil schaffende und ausübende Künstler Gelegenheit fanden, mit ihren Leistungen unter so

günstigen Umständen vor die Öffentlichkeit zu treten, wie sie anderswo nicht leicht gegeben waren. Was Mendelssohns Wirksamkeit auszeichnete, war nicht allein seine eminente Direktionsgabe, sondern auch das geistige Übergewicht seiner gewinnenden Persönlichkeit. Alle Mitwirkenden fühlten den hingebenden Ernst und die Pflichttreue dieses Mannes, alle auch ordneten sich ihm gern und willig unter, so dass im Gewandhausorchester eine musterhafte Disziplin herrschte. Jeder Einzelne setzte seine Ehre darein, zum Besten des Ganzen tätig zu sein. Man tat nicht nur seine Schuldigkeit, sondern war mit Lust und Liebe bei der Sache.

Mendelssohns feuriges Auge übersah und beherrschte das ganze Orchester. Umgekehrt hingen aber auch aller Blicke an der Spitze seines Dirigentenstabes. Daher vermochte er mit souveräner Freiheit die Massen in jedem Augenblick nach seinem Willen zu leiten. Wenn er sich bei den Aufführungen mitunter kleine Abweichungen im Tempo durch improvisierte Ritardandos oder Accelerandos gestattete, so gelangen dieselben in einer Weise, dass man hätte glauben können, sie wären in der Probe eingeübt worden.

In der Regel gab Mendelssohn den Orchestermitgliedern seine Direktive auf freundliche Weise, öfters unter Anbringung eines Scherzwortes. Er konnte aber auch ungehalten über Versehen sein und dann sich demgemäss äussern. Ein solcher Fall kam vor, als einem zweiten Geiger am Schlusse des ersten Satzes von Schumanns B-Dur-Symphonie im Eifer das Missgeschick passierte, in eine Pause kräftig hineinzustreichen. Mendelssohn wurde vor Erregung darüber sofort leichenblass, und als das Stück beendet war, ging er an den betreffenden Spieler heran und sagte erregt, wenn auch nur halblaut, so etwas dürfe im Gewandhauskonzert nicht vorkommen.

Einen Gegensatz zu dieser Szene bildete Mendelssohns Verhalten auf einer Probe, in welcher ein neues Musikstück vorgenommen wurde. Der Paukenschläger Pfundt, ein in musikalischer Hinsicht sehr zuverlässiges Mitglied des Orchesters, hatte sich verpausiert, wollte es aber, als Mendelssohn ihn darauf ansprach, nicht zugeben. Beim Repetieren der fraglichen Stelle zeigte sich's dann aber, dass Pfundt tatsächlich gefehlt hatte, worauf der Meister bezüglich der ersten Szene im «Freischütz», wo Kilian den Max durch den Meisterschuss übertrifft, lächelnd sagte: «Sehen Sie, lieber Pfundt, da ist mal wieder der Bauer über den Jäger gekommen.» Die feine Ironie, welche in diesem Zitat lag, wurde natürlich bemerkt und erregte allgemeine Heiterkeit.

Mendelssohn besass das feinste rhythmische Gefühl. Die leiseste Schwankung wurde von ihm in den Proben mit dem Zuruf: «Tempo, Tempo, meine Herrn!» moniert. Im Tutti entging ihm keine Ungehörigkeit, auch kein falscher Ton, und auf die pünktliche Befolgung der vom Komponisten vorgeschriebenen Vortragszeichen hielt er mit grösster Strenge. Seine Art, ein Stück für die Aufführung vorzubereiten, war durchaus zweckmässig. Zunächst liess er es einfach nur durchspielen, worauf er darin speziell die einzelnen Stellen durchnahm, welche Anlass zur Korrektur gaben. Bei diesem Verfahren konnte er im Gegensatz zu jenen Dirigenten, welche die Sache nochmals und abermals von Anfang bis Ende wiederholen lassen, um ihre Bemerkungen zu machen, in Verhältnis mässig kurzer Zeit viel erledigen. Die Mitwirkenden waren für jede ihnen ersparte Wiederholung erkenntlich und umso mehr bemüht, ihren Führer möglichst zu befriedigen.

Wie gewissenhaft Mendelssohn übrigens als Dirigent verfuhr, beweist der Umstand, dass er sich vor jeder Probe die Partituren der aufzuführenden Werke vom Orchesterdiener nach Hause bringen liess, um sie gründlich durchzusehen, obwohl deren Inhalt ihm genau bekannt war.

Ab und zu erfreute Mendelssohn das Gewandhauspublikum durch Vorträge auf dem Pianoforte, welches er mit grosser Meisterschaft behandelte. Nicht nur stand ihm eine bedeutende Technik zu Gebote, sondern bei schöner, kerniger Tonbildung auch das Vermögen, auf dem Instrument zu singen und ein farbenreiches Kolorit zu entfalten. Spielte er öffentlich nach Noten, so durfte ich ihm das Blatt umwenden.

Mendelssohn hatte eine feingebaute, schwächliche Figur. Seine gewandten, behenden Körperbewegungen waren ausserordentlich lebhaft. Dem entsprach der öfters plötzlich wechselnde Gesichtsausdruck. Das dunkle Auge zeigte ein blitzendes Feuer. Es konnte ebenso schnell einen freundlich wohlwollenden und heitern wie einen scharf durchdringenden oder auch ernst sinnenden Ausdruck annehmen. Im letzteren Falle blinzelte er, den Blick auf eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet, wohl auch mit den Augen, wodurch seine Miene etwas Forschendes erhielt. Die hohe, schöngewölbte Stirn war von schwarzem Haupthaar umrahmt, welches zur Seite und nach hinten in gelockter Form herabfiel. Das nach dem Kinn schmal zulaufende Antlitz begrenzte ein kräftiger Backenbart. Die mässig gebogene Nase erinnerte an den römischen Schnitt und verriet die orientalische Abkunft. Der äusserst fein geformte Mund war von sprechendem Ausdruck. Wenn er sich bei der Unterhaltung oder beim Lachen öffnete, so erblickte man zwei Reihen blendend weisser Zähne. Alles ver-

einigte sich in Mendelssohns Wesen, um seine gesamte Erscheinung zu einer anziehenden und einnehmenden zu machen. So ist es denn begreiflich, dass er eine höchst beliebte, verehrte Persönlichkeit war, und dies umso mehr, als seine geistigen Eigenschaften unwiderstehlich fesselten.

Im Verkehr mit befreundeten Personen war Mendelssohn unbefangen, heiter und gemütlich, ja, wenn er gute Laune hatte, ausserordentlich lustig, wobei er, ein wenig lispelnd, unter Anbringung von Scherzworten geistig belebt sprach. Gegen ihm Fernerstehende verhielt er sich zuvorkommend, doch etwas reserviert. Galt es indessen, sich gegen junge, aufstrebende Talente über deren Leistungen auszusprechen, so gab er rückhaltslos seine Meinung kund und verschwieg neben dem Lobe auch den Tadel nicht, welcher letzteren er aber stets in wohlwollendem Tone vorbrachte.

Während Mendelssohn, abgesehen von seiner Kompositionstätigkeit, eine mehrseitige künstlerische Wirksamkeit entfaltete, lebte Robert Schumann in einer merklichen Zurückhaltung von der Öffentlichkeit und zur Hauptsache emsig seinem Schaffen. Seiner ganzen Naturanlage nach war er nicht zum freien, hingehenden, mitteilbaren Verkehr disponiert. Nahm er auch innerlich regsten Anteil an allen irgendwie bemerkenswerten Tageserscheinungen und Vorgängen im Gebiete der Kunst, wofür seine gesammelten Schriften über Musik und Musiker eine Fülle überzeugender Belege liefern, so verhielt er sich doch in Gesellschaft anderer meist schweigsam und scheinbar in sich versunken. Nur im vertraulichen Verkehr ging er etwas mehr aus sich heraus. Dann enthüllte sich bis zu einem gewissen Grade sein reiches Seelen- und Gemütsleben, welches sich so schön und bedeutend in seiner Musik offenbart. Doch auch selbst im vertraulichen Umgange beharrte er nicht selten in Schweigsamkeit, ohne indessen teilnahmslos zu werden. Schumann war sich seiner in sich gekehrten Natur wohl bewusst. An einen ihm befreundeten Künstler, der ihm brieflich seinen Besuch angekündigt hatte, schrieb er: «Herzlich freue ich mich, Sie hier zu sehen. An mir ist indes nichts zu haben; ich spreche fast gar nichts, abends mehr und am Klavier das meiste.»

Wenn Schumann aber einmal auf seine Art gesprächig wurde, so belebte sich sein für gewöhnlich verschleierter Blick, und sein Lächeln konnte dann einen unwiderstehlich gewinnenden Ausdruck annehmen. Zu einem andauernden Redefluss kam es indessen bei ihm nicht. In der Regel sprach er mit wie-



Die Russen

Lepinger Major W. Hof v. A. P. 1804.

Los Russos.

San Remondino von L. K. 1804.

Die Russen

Sündenstädter Bilderposen

Bl. IV

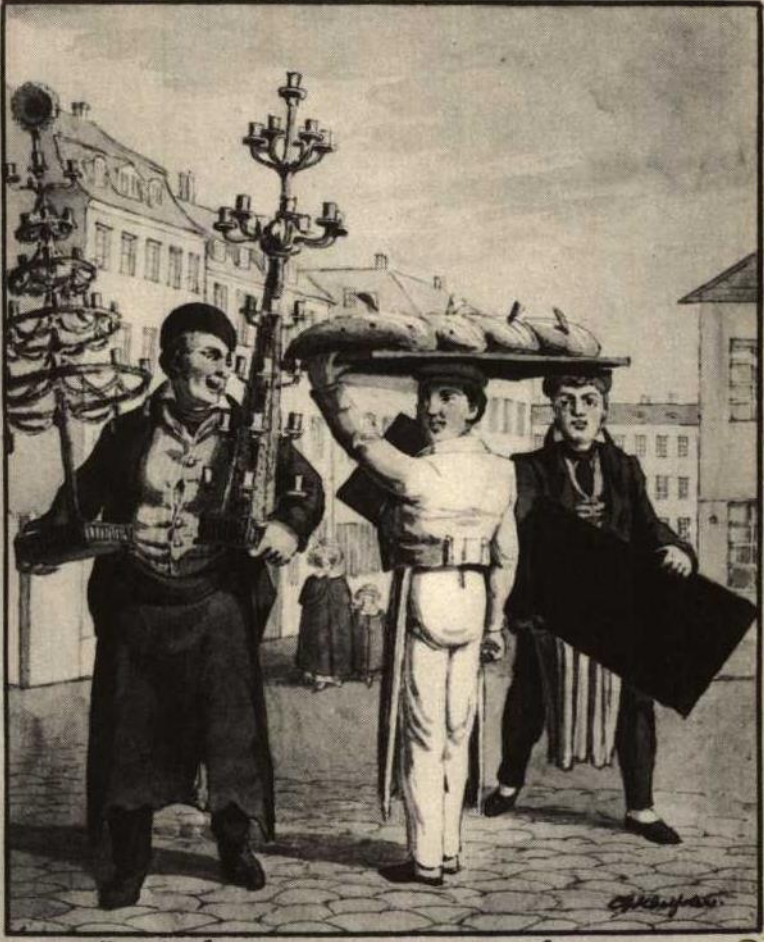
Die Sündenstädter Bilderposen

№ 2.



Die Sündenstädter Bilderposen sind nicht nur ein
Spiegelbild der Sünden der Sündenstädter, sondern auch
ein Spiegelbild der Sünden der Sündenstädter.

Der Schornsteinfeger und der Müller



*„Das Buch heisst sich mehr oder weniger zum Leichenbretter, als das Buch
selbst selbst.“*

Das Kuchenbrett und das Leichenbrett



Das Missgebot. Einmal in der Woche kann die Frau nicht gehen.

Das Missgebot



„Gatte ich dich Liebste, der Himmel büßet!“

Die Kebrichlese

Sündenstädter Bilderzissen

Heft III

Der Schosshund in Gefahr

N.A.



„Guten Morgen! Hier haben ich ein Jagd...!!!“

Der Schosshund in Gefahr

Sündenstädter Bilderpossen
Heft IV *24. Jahrgang* N. 6.



*„Ganz genau wie gewöhnlich, aber wollen wir es nicht wenig an
den Hofe abgeben und die gewöhnliche Art zu gebrauchen.“*

Ascenträgerwitz am Fastnachtstage



Georgenhaus

cher, gedämpfter Stimme in abgebrochenen Sätzen und wie vor sich hin. Doch nahm er stets teil an dem, was um ihn her vorging, wie seine gelegentlich in die Unterhaltung geworfenen Bemerkungen bewiesen.

Schumanns volles, etwas gerötetes Antlitz war von gutmütigem, aber keineswegs bedeutendem Ausdruck: das reiche Seelenleben des genialen Mannes leuchtete nicht oder doch nur auf Momente aus seinem Mienenspiel hervor, weshalb man manchmal im Zweifel darüber sein konnte, welchen Eindruck eine Anrede oder ein zur Sprache gebrachter Gedanke auf ihn gemacht hatte. Der wohlgeformte Mund nahm bei zugespitzten Lippen häufig eine wie zum Pfeifen vorbereitete Stellung an. Die Nase hatte eine ziemlich stumpfe Form und war nicht sehr hervorspringend. Überhaupt fehlte es dem rundlichen Antlitz Schumanns an markierten Zügen. Der Schädel war ungemein kräftig entwickelt und von reichlichem dunkelbraunem Haar bedeckt, welches Schumann bei der Unterhaltung bisweilen anhaltend mit der rechten Hand zur Seite strich. Einen Bart trug Schumann in den Mannesjahren nicht. Seine Figur war bei behäbiger Körperfülle etwas über mittelgross. Der Gang hatte etwas Schleifendes und Schwerfälliges. Ein lebhaftes Tempo habe ich Schumann im Freien niemals nehmen sehen. In seinem Zimmer ging er bisweilen leise auf den Fussspitzen hin und wider, als ob es ihm darum zu tun gewesen wäre, die Stille nicht zu unterbrechen, welche in demselben herrschte. Diese Besonderheit korrespondierte mit der ihm eigenen Neigung zu einer gewissen Heimlichkeit. Seine Kleidung war in späteren Jahren stets von schwarzer Farbe. Dazu trug er für gewöhnlich einen Zylinderhut. Diese Tracht konnte im Verein mit seiner ruhig gemessenen körperlichen Haltung bei Leuten, die Schumann nicht kannten, die Meinung hervorrufen, dass er ein Geistlicher sei.

Da Schumann kurzsichtig war, blinzelte auch er zuweilen, doch aus anderem Grunde wie Mendelssohn. Er tat es nur, wenn er jemand auf gewisse Distanzen erkennen oder über etwas entfernte Gegenstände sich orientieren wollte. Manchmal langte er auch sein Augenglas aus der Westentasche hervor, um besser sehen zu können.

Bei Weitem mehr als Schumann trat dessen allgemein verehrte Gattin im öffentlichen Musikleben Leipzigs hervor. Wie eine Priesterin der Kunst waltete sie ihres Berufes. Die allseitige Begeisterung, welche jederzeit ihren unvergleichlichen pianistischen Leistungen entgegengebracht wurde, war eine herzliche, tiefempfundene. Nicht um äusserliche Virtuosität handelte es sich

bei ihr: die in ausserordentlichem Masse ihr eigene virtuose Technik verwertete sie im Dienst der echten Kunst. Gleich bewundernswert durch die keusche, edle Erfassung und Wiedergabe des Kunstwerkes durfte sie der grossen Pianistenschar als nachahmungswürdiges Vorbild gelten. Und welch gewinnenden Eindruck empfing man schon, wenn sie mit dem vornehmen Ausdruck ihres geistig belebten Antlitzes an den Flügel trat!

Klara Schumann gehörte zu der Aristokratie jener Auserwählten, welche, ohne es zu wollen, Herrschaft über die Gemüter ausüben. Nicht mehr von Technik und was dazugehört war bei ihren Darbietungen die Rede, sondern von dem geistig fesselnden, erhebenden Genuss, den sie spendete. Deshalb wurde man nicht müde, sie zu hören, wozu die Gewandhauskonzerte öfters erwünschte Gelegenheit gaben. Und noch eines: diese Künstlerin war die berufene Interpretin der Klavierwerke ihres genialen Lebensgefährten: «Ich habe meine rechte Hand an Dir», schrieb er ihr gegen Ende des Jahres 1838 aus Wien, indem er mit Schmerz auf die Unmöglichkeit hinwies, wegen Erlahmung der rechten Hand seine Kompositionen selbst dem Publikum vorzutragen.

Albert Lortzing **Ich hungere noch nicht**

AN DÜRINGER

Leipzig, den ... Mein liebes Bruder! Mir ging's den ganzen Winter schlecht; es hatte sich bei mir wahrscheinlich infolge von Erkältung etwas Gicht eingefunden, die mich des Abends und hauptsächlich des Nachts peinigte, so dass ich «alle Spiele, die mir sonst die liebsten waren», einstellen musste. – Marr ist bei den Mitgliedern, wie sehr natürlich ist, wenn man energisch auftritt, sehr unbeliebt. Er ist übrigens ein tüchtiger Geschäftsmann, vor dem man Respekt haben muss.

Den 4. März 1845 Dieser Strich bedeutet einen Abschnitt. Ich habe vorstehende Zeilen nämlich schon vor vier Wochen geschrieben und konnte, weiss Gott warum, den Brief bis jetzt nicht beendigen. Jetzt soil's geschehen, da ich in ein paar Tagen nach Hamburg reise, um meine «Undine» dort zu dirigieren. – Während dieser Zeit habe ich eine unangenehme Erfahrung gemacht. Vor

etlichen Wochen nämlich eröffnete mir Blum im Vertrauen, dass Dr. Schmidt (gegen den jetzt, was Ökonomie betrifft, Ringelhardt ein Verschwender war) beabsichtige, die ganze Musikdirektion zu ändern; dass mein Kollege Netzer gehen würde, war eine längst bekannte Sache, da er sich seit längerer Zeit mit der Direktion überworfen hatte; dass er aber auch mich gehen lassen will, hat mich recht schmerzlich berührt. Nicht allein die Aussicht auf Engagementslosigkeit, bei meiner Familie sehr zu bedenken, sondern hauptsächlich, wie Du wohl fühlst, der kränkende Gedanke, zum ersten Male in meinem ganzen Leben und bei meinem Namen in der Bühnenwelt, bei dem Bewusstsein der Tüchtigkeit in meinem Fache wegen lausiger paar hundert Taler gekündigt zu werden. Aber die Rechnung ist sehr klar. Ich habe 1'000 Taler, meine alte Mama 150 Taler. Er engagiert sich einen Kapellmeister für 6 bis 800 Taler. Es gibt deren genug, die gern nach Leipzig kommen, also spart er ein paar hundert Taler bei mir und die Gage meiner Mutter. Ja, mein liebes Bruder, ich bin nicht gerade ausgelassen lustig gestimmt; dazu kommt noch, dass ich keine Seele habe, der ich mich mitteilen kann – wozu Frau und Mutter voreilig trübe Stunden bereiten –, sie werden's am 1. Mai zeitig genug erfahren! Verlaute übrigens gegen niemand etwas davon – denn, wer weiss, wie sich die Sachen noch gestalten.

Meine Gicht kann ich auch noch immer nicht loswerden – ich führe ein scheussliches Leben, und ich weiss nicht, wie das in Hamburg werden soll.

Mein gutes Weib wandelt noch immer herum. Am Ende wird sie ihre Bürde in meiner Abwesenheit von sich werfen.

Nun, liebes Bruder, will ich endlich schliessen, sonst bleibt der Brief wieder sechs Wochen liegen. Grüsse mir dein ganzes Familientum herzlich von uns allen und behalte lieb
Deinen Albert Lortzing

AN REGER

Leipzig, den 6. März 1845 Mein herzensguter Philipp! Soeben habe ich Deinen Brief erhalten und beantworte ihn gleich, da ich erstens heute Abend nichts zu tun habe und mir zweitens meines Unwohlseins halber die Lust zum Arbeiten und Ausgehen fehlt; hauptsächlich aber, weil es mich drängt, mit Dir zu reden. Ja, mein lieber Philipp, ich befinde mich in einer erbärmlichen Verfassung. Ich

glaube, der strenge anhaltende Winter verhindert mein Besserwerden. In der Karwoche reise ich nach Hamburg. Ich hatte den Gedanken eben wegen meines Weibes schon aufgegeben, aber werde es, wie es wolle, ich muss hin, aus Gründen, die Dir später noch mehr einleuchten werden! Cornet hat mir mein persönliches Dirigieren sehr triftig auseinandergesetzt, und ausserdem benehmen sich die Herren äusserst nobel gegen mich. Sie bieten mir freie Reise und Zehrung und honorieren mir die Oper mit zwanzig Louisdor (wogegen ich sonst nur 12 Stück bekam). Also mit Gott! Es ist mir freilich zumute, als ob ich zu einer Richtstätte führe, aber was hilft's, ich will mich zusammennemen. – Mich freut es, dass der «Undine»-Text bei Deinen Herrn Chefs Beifall gefunden. Einen Zug von Herrn Malss' Naivität muss ich Dir erzählen: von Hamburg retournierend, besucht er den Dr. Schmidt im Bureau. Ich komme dazu wie auch Marr. Unter anderm kommt er auch auf mich zu sprechen, sagt, dass man mich in Hamburg erwarte, fragt, ob die Oper bereits nach Frankfurt gesendet, welche Frage ich in Bezug auf das Textbuch bejahe; «nun», meint er, «so wird die Partitur wohl bald nachfolgen», worauf ich erwidere, der Erfolg in Hamburg dürfte doch erst abzuwarten sein; «ei», meint er, «wenn ein Mann wie Sie, von dem man schon so viel Schönes gehört, eine neue Oper schreibt, so ist ja eine jede Direktion verpflichtet, sie zu geben.» – Herr Dr. Schmidt schluckte, sagte aber kein Wort, und ich freute mich inwendig. Es war mir lieb, das Malss und ich uns in Schmidts Gegenwart zuerst begrüßten, sonst könnte jener wahrhaftig glauben, ich hätte Malss vorher gestempelt. – Vor etlichen Tagen fand in dem am Altenburger Bahnhof gelegenen neuerbauten Urania-Theater (den Buchdruckern gehörig) eine Vorstellung des «Fidelio» von Liebhabern statt. Die Darstellung war von Frau Dr. Frege, welche sich gerne als Fidelio zeigen wollte und in der Tat stellenweise meisterhaft sang, arrangiert und fand vor einem auserwählten Publikum – der Elite Leipzigs, statt. Die Oper hatte für Dilettanten grosse Schwierigkeiten, ging aber dem ungeachtet im Ganzen recht gut und hat mir, der ich die Oper einstudiert und dirigiert, einen silbernen Zuckerkorb eingetragen. Beiläufig bemerkt, kostet dieser Abend dem Dr. Frege ein Heidengeld...

Das ökonomische System des Dr. Schmidt, seine Knickerei, hat seinen Höhepunkt noch lange nicht erreicht. Vor mehreren Wochen eröffnete mit Blum vertrauensvoll, wie er aus Korrespondenzen mit Bestimmtheit wisse, dass Schmidt damit umginge, das ganze Musikdirektorium zu ändern, nämlich mich samt meinem Kollegen zu entlassen und dafür nur *einen* Kapellmeister für vielleicht höchstens 800 Taler zu engagieren.

Glaubst Du wohl, lieber Philipp, dass ich – durch fortwährende Gichtschmerzen ohnehin nicht sehr fröhlich gestimmt, jetzt eine recht trübe Zeit verlebe! – Darum ist mir die Hamburger Reise von Wichtigkeit. Du erinnerst Dich, dass Cornet schon lange nach mir angelte; jetzt wäre der Zeitpunkt, seinen Wunsch zu erfüllen; wenn ich gleich weiss, dass ich nach einem tüchtigen Vorgänger, der beinahe seit zwanzig Jahren dort eingekistet ist, anfänglich nicht auf Rosen liegen werde, so wäre ein solches Engagement doch sehr schön. – Wäre Koffka nicht ein Waschmaul, so würde ich mich ihm vertraut haben; so will ich in der Stille sondieren bis zum 1. Mai, und dann – ich bin so eitel zu glauben, wird die Sache Aufsehen machen, wenn man erfährt, dass Schmidt mich gekündigt.

Nun habe ich mich ausgeleert, nun ist mir leichter, denn ich weiss nun, dass ich mit nächstem einen teilnehmenden, ratenden Brief von Dir erhalten werde. – Schreibe übrigens an Plenkner nichts davon, er erfahre das Unvermeidliche ebenfalls, wenn es Zeit ist.

Nun, mein Herzens-Philipp, lebe wohl! Grüsse Dir und den Deinen von uns allen! und sollte Guhr mit aller Gewalt Frankfurt verlassen wollen, so melde es gleich
Deinem Albert Lortzing

AN DÜRINGER

Leipzig, den 21. März 1845 Mein liebes Bruder! Schönen Dank für Deinen Brief, er hat mich einer unangenehmen Ungewissheit entrissen.

Am 15. morgens 6 Uhr hat mich meine Gemahlin mit einem Sohne beschenkt, und zwar ist die Expedition so schnell gegangen, dass weder Arzt noch Hebamme zugegen waren und ich – wie schon früher einmal – Accoucheur spielen musste und mich als solcher ganz gut gemacht habe. Frau und Kind befinden sich vollkommen wohl. Also Dein gutes Weib wird so stark? Das ist stark! Vielleicht kommt sie mit den Sorgen nieder, die Dir Deine Geschäftsführung verursacht. Doch Scherz beiseite, ich wünsche, ihre Niederkunft möge nur halb so gut vonstatten gehen wie die meiner Frau, dann kann sie sich gratulieren und wir mit ihr. – Dass Deine gute Mutter heim will, tut mir wehe. Ich sehe das gute Mütterchen lebhaft vor mir. Nun, wie Gott will. Meine Mutter befindet sich jetzt wieder recht munter und scheint in der Beschäftigung mit dem kleinen Ankömmling eine angenehme Unterhaltung gefunden zu haben.

Dank für Deinen Freudestroh; behaglich werde ich mich aber erst fühlen,

wenn ich meiner Zukunft gewiss sein werde. Übrigens soll es mir ein Triumph sein, sagen zu können, Dr. Schmidt hat mich fortgejagt, geradeso wie Ringelhardt mit Stolz seine Aufkündigung erzählte, und ich schmeichle mir, dass der Fall in Leipzig Sensation machen wird. Das Orchester, welches mich ganz in sein Herz geschlossen, sieht mich bereits als seinen alleinigen Kapellmeister an, da es bekannt und definitiv ist, dass Netzer geht. Das Ballett wird auch entfallen; soll eine Oper gegeben werden, in der es beschäftigt wäre, so hat es nichts anzuziehen, denn es ist nichts da, und gemacht wird nichts. Mit einem Worte, die Knauserie ist und wird auf die Spitze getrieben. Es herrscht ausserdem eine Gärung und Unzufriedenheit unter den Mitgliedern, von der Du keinen Begriff hast.

Wer Dir aber jetzt Lebewohl sagt, das weiss ich, denn es ist Zeit, dass ich aufhöre. Meine Familie grüsst tausendmal, ich noch einhalbmahl mehr. Dein
Albert Lortzing

AN DÜRINGER

Oktober 1845 Mein liebes Bruder! Du wähnst, es gehe mir schlecht, weil ich nicht schreibe; es geht mir freilich nicht gut, es geht mir aber auch noch nicht schlecht, denn ich hungere noch nicht mit den Meinigen, und solange der deutsche Komponist – wenn er nebenbei Renommee hat – das noch von sich sagen kann, ist er immer noch zu preisen und muss er sein Vaterland immer noch hochschätzen. Die Honorarchen, welche man etwa noch zu empfangen hätte, laufen zwar sparsam ein, und man muss hin und wieder ein Papierchen – in besseren Zeiten gewonnen – versilbern, das tut wehe; indessen, es muss sein, denn woher nehmen und nicht stehlen!

Die Mitglieder der Bühne verehrten mir nach meiner Rückkehr aus dem Bade bei solennem Mahle einen silbernen Lorbeerkranz – wer also ausser mir noch einen besitzt – ist ein Schuft! Ich denke dabei an Deinen, den Du von hier mitgeschleppt – das waren noch Zeiten – ach liebes Bruder! ...

Im Theater hier war ich noch nicht wieder seit dem 30. Juli; es ist mir, als ob die Leute zu mir sagen müssten: «Du hast hier nichts zu suchen» – und dass sie recht hätten! – trotzdem ich zwölf Jahre lang aus und ein gegangen – das schmeckt etwas säuerlich, liebes Bruder – etwas säuerlich! – Ich gehe manchmal tagelang nicht aus und dann auch nur, um mich geflissentlich zu zerstreuen.

en; sonst zieht mich nichts in die Stadt, und mit den ehemaligen Kollegen komme ich natürlich höchst selten und nur en passant zusammen. Mein jüngster Sprössling gedeiht prächtig. Nun weisst du alles, was mein ist, von der traurigen Geschichte. Schliesslich, mein liebes Bruder, danke ich Dir noch herzlich, dass du Dich in Deinem letzten Briefe so ausschliesslich mit mir beschäftigt hast; es tut einem wohl, wenn's einem auch nicht hilft. Grüsse die Deinigen alle von uns und schlage Lachner, dem ich übrigens alles Gute wünsche, gelegentlich tot. Auf den Ruf: «Maximilian von Heldensinn, wo bist du?» wird sofort erscheinen

Dein Albert Lortzing

Friedrich Wilhelm Held **Das Mordschiessen vom 12. August**

Berlin, 13. August 1845 Lieber Corvin! Da Deine Ankunft so nahe bevorsteht, so würde ich Dir nicht mehr geschrieben haben, wenn ich Dir nicht höchst interessante Dinge mitzuteilen hätte. Wir haben diese Nacht eine Revolution in Leipzig gehabt. Lache nur nicht. Die Sache ist verzweifelt ernsthaft, und bei einem Haar hättest du mich nicht mehr unter den Lebenden gefunden; ich wäre gefallen auf dem Bette der Ehre. Höre zu:

Der Prinz Johann inspizierte gestern Nachmittag die Kommunalgarde. Reichardt nebst Frau waren von Teplitz aus zu mir gekommen, um mich heute nach Berlin abzuholen, wo meine Gegenwart höchst nötig ist, um den «Volksvertreter» zu ordnen. Wir begaben uns auf den Revue-Platz. Dort nahm ich unter der Kommunalgarde eine sonderbare Stimmung gegen den Prinzen wahr; denn bei dem offiziellen Vivat liessen sich von der gesamten Kommunalgarde nur etwa fünfzig Stimmen hören. Der Grund davon war die pietistische Richtung, welche sich jetzt in Sachsen breitmacht und als deren Vertreter der (katholische) Prinz Johann gilt. Er entliess die Kommunalgarde mit den sichtbarsten Zeichen der Unzufriedenheit, und mit demselben Gefühle entliess ihn die Kommunalgarde. Jetzt trat der Student auf und bereitete für den Abend beim Zapfenstreich ein feierliches Preat vor. Obgleich die Verschwörung ziemlich geheim gehalten wurde, erhielt ich doch die Kunde davon von jedem, der mir begegnete. Studentenstreiche! dachte ich, beschloss aber doch, mit Reichardt

und Baumann dem Witz beizuwohnen. Der Zapfenstreich begann vor der Wohnung des Prinzen, Hotel de Russie, auf dem Rossplatz. Bei dem offiziellen Vivat liess sich eine Unmasse von Pfeifen vernehmen, die aus dem ungeheuren Volkshaufen von allen Seiten ertönten und die Musik zum Schweigen brachten. Hierauf stimmte ein Student das Lied an: «Eine feste Burg ist unser Gott», und es wurde aus den tausend Kehlen in wirklich feierlicher Weise abgesungen. Hierauf: «Luther hoch!» – «Ronge hoch!» – «Deutschkatholiken hoch!» – «Nieder mit den Jesuiten!» Klirr! Klirr! Steine in die Laternen. Es war ein Skandal, dass einem das Herz weit aufging vor Revolutionslust. Endlich verbreitete sich die Kunde, dass der Prinz die Schützenkompanien mit scharf geladenem Gewehr heranrücken lasse. Dies erbitterte die Volksmasse dergestalt, dass, als jetzt ein Stein nach dem prinzlichen Fenster flog, in der Zeit von einer Viertelstunde sämtliche Fensterscheiben der prinzlichen Wohnung mit Steinwürfen demoliert waren, alles unter Geschrei und Pfeifen à la Paris. Auf einmal rückten die Schützen mit Sturmschritt und mit gefältem Bajonett auf die Volksmasse los und drängten diese bis nach der Promenade zurück, so dass der Platz frei wurde. In dichten Haufen stand jetzt das Volk auf der Promenade, die Schützen in Linie vor dem Hotel, zwischen beiden der hundertfünfzig Schritt breite Platz. Das Volk hatte mit dem Lärmen bereits aufgehört und schien mit seiner Demonstration zufrieden; aber neugierig, was wieder geschehen würde, stand es sorglos und blickte nach dem Hotel hinüber. Plötzlich, ohne Aufforderung, sich zu zerstreuen, ohne Warnung und Mahnung ertönte das Kommando: «Chargieren!» Die Hähne knackten, das Signal «Pelotonfeuer!» ertönte, und ein prasselndes Gliederfeuer schlug uns entgegen. Das Volk wandte sich zur Flucht; ich nahm mir mit Reichardt viel Zeit, denn ich konnte nur an Platzpatronen denken, und sah mir das durch die Nacht leuchtende Blitzen der Gewehre mit an, da es einen schönen Anblick bot. Endlich erschallt Wehgeschrei, und einige der Flüchtigen stürzen. Reichardt stolpert neben mir zu Boden, und dicht vor mir ausreissend, stürzt ein Mensch mit einem Schmerzensruf in meine Arme. Ich frage ihn, wo er geschossen sei, er zeigt nach dem Rücken, woraus das Blut strömt, und sein Auge bricht. Ich halte schnell einige der Fliehenden auf, um ihnen den bereits Verschiedenen zum Fortschleppen zu übergeben, um mich dann nach Reichardt umzusehen. Da pfeift mir eine Kugel über den Kopf weg. Eine sehr störende Empfindung! Indes musste ich durchaus wissen, was aus Reichardt geworden war. Das Pe-

lotonfeuer schien vorüber, man hatte sich mit einer Patrone begnügt. Ich sehe mich also nach Reichardt um, keine Spur. Meine Angst war gross, denn dicht neben mir war er gestürzt. Die Volksmasse, durch das Mordschiessen aufs Fürchterlichste erbittert, stürmte unter Rachegeschrei nach dem Markte. Mehrere Tote und Verwundete, die man herbeischleppte, steigerten die Wut noch mehr, und jetzt war der Moment, mit diesem Volke Grosses auszurichten – wenn es keinen Katzenjammer gegeben hätte und das Volk gewusst hätte, was es wollte.

Ich vergass Reichardt auf einige Augenblicke, um Revolution zu studieren. Wohin ich kam, drängte man sich um mich. Man wollte Waffen und einen Anführer, um sich zu rächen für die Erschossenen. Ich war so aufgeregt, dass ich nur mit Mühe meine fünf Sinne beisammen behielt. Ich sah, dass es mich nur zwei Worte gekostet hätte, um dies ganze Volk zu leiten, und in dem Augenblick hätte es alles unternommen. Entweder – oder! Der Prinz Johann wäre zerrissen worden, aber was weiter? An dem Abend hätte man ihnen eine Republik dekretieren können, aber am anderen Morgen hätten sie sich vor der Polizei verkrochen, und Freund Held hätte sich gefälligst köpfen lassen können. Das Volk hatte ja bloss demonstriert, wollte sich später rächen und hatte sonst keine leitende Idee. Es wusste nicht, was es wollte. Ich sah dies deutlich, als ich einen Trupp, der sich um mich scharte, fragte, was denn das Ende vom Liede sein solle. Da standen die Ochsen am Berge. Gute Nacht! dachte ich, schlaft aus, morgen wisst ihr nichts mehr von der ganzen Geschichte. Bei Lichte betrachtet, war's ein blosser Skandal: man hatte kein Ziel, man wollte bloss tumultieren à la Lübeck und Danzig. Dafür seine Haut und Kopf zu Markte tragen wäre Wahnsinn. Eine Stunde darauf war der Aufstand zu Ende. Man war bloss noch aufgeregt, und das einzige, was man verlangte, war: die Kommunalgarde sollte statt der Schützen das Hotel besetzen! Dass ich für diesen grossen Zweck nicht mitarbeitete, wirst Du vernünftig finden. Ich eilte nach Hause, um zu sehen, ob Reichardt da sei, denn unter den Toten war er nicht gewesen. Reichardt war wirklich da, aber in welchem Zustande! Über und über mit Schlamm bedeckt. Er war gestürzt, die Fliehenden hatten ihn gegen den Petersgraben gestossen, und dort war er in den Zwinger hinuntergerollt und in einen Schlammgraben gefallen, aus dem er sich nur mit Hilfe einer Frau rettete, sonst wäre er dort jämmerlich erstickt. Ich ging wieder auf die «Revolution». Die Kommunalgarde war alarmiert worden, hatte sich bei dem Hotel versammelt und die Schützen ersucht, sich gefälligst zu entfernen. Als dies nicht geschah, ging die noble Garde wieder auseinander, und gegen 3 Uhr

war alles so müde, dass ein jeglicher nach Hause ging. Ich auch. Der Prinz fuhr um 4 Uhr mit Extrapost von dannen.

Heute Morgen war grosse Gärung in der Stadt, und am Abend wird's wohl wieder losgehen, obgleich von Wurzen noch Schützen eingetroffen sind. Ich musste mit Reichardt nach Berlin, und das ist mir zum Teil lieb. – Hier schreibe ich Dir nun sogleich, denn interessieren wird Dich die Geschichte doch. Wann ich wieder zurückkomme, weiss ich noch nicht. Möglich, dass Du eher zurückkommst als ich, denn ich habe hier viel zu tun. Beiliegend sende ich Dir eine Anzeige, die der Ankerwirt in Zwickau in die «Leipziger Zeitung» rücken liess.

Dein Held

Robert Blum **Ich erhoffe sehr viel**

AN JOHANN JACOBY

Leipzig, 3. November 1845 Mein verehrter Freund! Wahrscheinlich wird mich Herr Voigt bereits gegen die scheinbar gerechten Vorwürfe der Königsberger verteidigt haben, dass ich ein miserables Piano anstimmte, wo Zeit und Umstände, Hoffnungen und Aussichten, Gegenwart und Zukunft ein Fortissimo gebieterisch forderten. Wohl kann ich mit Schillers Jungfrau sagen: «Ach, es war nicht meine Wahl!» Aus geborenen und gezogenen Spiessbürgern aber kann selbst Achilles keine Helden machen, und Menschen, die weder im herrlichsten Sonnenscheine noch im welterschütternden Sturm die Schlafmütze abnehmen, kann man nirgend hinschicken oder -führen als eben hinter den Ofen. Wenn Sie jemals einer schönen, jahrelang gepflegten und gehegten Hoffnung, einem Lieblingswunsche, in dessen Verwirklichung Sie unendlich oft schwelgten, in dem Augenblicke entsagen mussten, wo Sie wähten, dass er nun zur Wahrheit werde, dann können Sie meine Stimmung schätzen in dem Augenblick, als mir eine entsetzliche Notwendigkeit eine Rolle aufzwang, die meinen Empfindungen schnurstracks zuwider war.

Die Masse beurteilt die Sache überschwinglich nach beiden Seiten hin, das ist mir gleich; von einzelnen Ehrenmännern aber möchte ich um keinen Preis



Robert Blum

verkannt, nicht «zu den Toten» geworfen sein. Dazu gehören namentlich Sie und Ihre nächsten Freunde, und deshalb bitte ich dringend, sich von Herrn V. die genauen Mitteilungen machen zu lassen, welche ich ihm zu diesem Zwecke hier machte, wenn es bis jetzt noch nicht geschehen sein sollte.

Wie bei uns die Augustereignisse gewirkt haben? Gut und schlecht – wie man will. Die Reaktion ist allerdings furchtbar in diesem Augenblicke, und es gibt kein Land, in welchem man so viele Knechtungsversuche aller Art macht; aber gerade dadurch ist auch der Spiessbürger zum Teil wenigstens zur Besinnung gelangt und hat die schwere Täuschung erkannt, die so lange ihn benebelt hat. Unsere Kammer ist gut, wie Sie das aus öffentlichen Blättern sehen, aber sie erzielt natürlich nichts. So lange der deutsche Minister einer ganzen Kammer auf alle ihre Mehrheitsbeschlüsse mit Unverschämtheit sagen kann: «Es bleibt beim alten, car tel est notre plaisir», so lange bleibt das ganze Kammerwesen eine heillose Spiegelfechterei. Aber wenn die Kammer wirklich frucht-

los auseinandergeht, so steigert sich die Stimmung im Lande bis zur Unglaublichkeit, wie denn überhaupt die Stimmung in unseren kleinen Städten und auf dem Lande vielfach entschieden gut ist – und das System ist es endlich, gegen welches sich der Hass kehrt, nicht mehr gegen die Menschen und die Umstände.

Etwas Ungeheures ist es bei uns, dass der Leipziger Mord die einfältige Pietät gänzlich vernichtet hat, die sich bei jeder unangenehmen Gelegenheit sagte: Ja, der König und die Minister würden dies und jenes gern tun, die haben den besten Willen, aber sie können nicht. Kommt uns noch die unausbleibliche Hungersnot zu gelegener Zeit zu Hilfe, so hoffe ich vom Frühjahr viel, sehr viel, und ich glaube mich nicht zu täuschen. – Übrigens wäre das Leipziger Ereignis auch nicht so ganz zum Siege der Reaktion ausgeschlagen, wenn sich unsere Stadtverordneten nicht unter allem Luder schmachvoll benommen hätten; diese Adresse aber war für die Minister nicht mit Gold zu bezahlen, und als sie sahen, dass das in Leipzig möglich war, traten sie sofort mit einer ungläublichen Frechheit auf, während bis dahin die Furcht weit überwog.

In einigen Wochen werde ich wahrscheinlich zu den Stadtverordneten gehören, bin aber noch schwankend, ob ich's annehme. Da es indessen der fast einzige Weg ist, dem Spiessbürger im geeigneten Augenblicke zu dominieren und zu imponieren, so wird's wohl nicht gut anders gehen, umso mehr, als es der einzige Weg für mich ist, auf den Landtag zu kommen, den ich, wenn die Zeiten so trostlos bleiben, nicht ausschlagen möchte, wäre es auch nur, um in diese üblich gewordene Sprache der Lüge und Feigheit bei der Mehrzahl einmal die nackte Wahrheit zu schleudern und offenbaren Skandal zu machen.

Werden Sie mich denn in diesem Jahre mit einem Beitrage für mein Taschenbuch erfreuen? Wenn Sie können, so tun Sie's, denn eben jetzt im letzten Augenblick haben Sie mir Steger geraubt, der seine Teilnahme am Buche seiner Existenz in Sachsen zum Opfer bringen musste. Übelnehmen kann ich's ihm nicht, denn er ist eben im Begriff, sich einen Herd zu gründen, und wäre, wenn man auf der Ausweisung bestünde, gänzlich heimatlos; aber es bereitet mir manche Verlegenheit. Suchen Sie einmal die Schubfächer des Arbeitstisches durch, ob sich etwas für mich findet, und geben Sie mir dann mit einer Zeile die frohe Kunde.

Damit scheidet ich denn, indem ich alle Freunde von Herzen grüsse und Ihnen alles Gute wünsche.

Mit treuer Ergebenheit

Ihr Blum

Karl Biedermann **Aktivist der gemässigten Liberalen**

Zum öffentlichen Auftreten auf politischem Gebiete gaben mir die betrübenden Augustereignisse des Jahres 1845 ... den ersten Anlass. Bekanntlich fand am 12. August 1845 in Leipzig ein höchst bedauerlicher Exzess gegen die Person des damaligen Prinzen, des späteren Königs, Johann statt. Der Exzess ward mit Waffengewalt niedergeschlagen, wobei mehrere wohl notorisch Unschuldige durch die Kugeln des Militärs das Leben verloren. Gegen den Exzess selbst, dessen Entstehen ich als Zuschauer beobachtete, wäre ich gern mahnend eingeschritten; allein völlig unbekannt in den weiteren Kreisen der Leipziger Bevölkerung, wie ich damals noch war, musste ich jeden Versuch dieser Art von Haus aus für aussichtslos erachten, zumal die Männer, welche dazu berufen gewesen wären und welche sich in der unmittelbaren Umgebung des Prinzen befanden, wie der Vorsteher der Stadtverordneten, der Kommandant der Leipziger Kommunalgarde u.a., nicht das Geringste taten, um durch ihr Ansehen und ihre Ansprache die irregeleitete Menge von ihrem gesetzwidrigen Vorhaben abzubringen. Ich konnte nichts tun, als in meinem «Herold» mit strengster Unparteilichkeit und nach möglichst genauer Erörterung der Tatsachen nach beiden Seiten Gerechtigkeit zu üben. Als aber beim Herannahen des sächsischen Verfassungsfestes, welches jedesmal am 4. September (dem Tage der Verkündigung der Verfassung im Jahre 1831) durch eine Parade der Kommunalgarde und ein darauffolgendes Festmahl gefeiert zu werden pflegte, die Radikalen den Gedanken anregten, an die Stelle dieses Festes eine Totenfeier für die am 12. August Gefallenen zu setzen, da erschien dieser Plan mir und meinen Freunden höchst bedenklich, weil zu fürchten stand, durch eine solche Feier und die dabei zu erwartenden Reden möchte die kaum gestillte Erbitterung des Volkes wieder erweckt, ja könne wohl gar zu neuen bedauerlichen Ausschreitungen der Anstoss gegeben werden. Wir erklärten uns daher gegen diesen Plan, wohl aber dafür, dass die Verfassungsfeier benutzt werde, um in entschiedener, aber gemessener Weise der Stimmung der Leipziger Bürgerschaft mit Bezug sowohl auf jenes Ereignis als überhaupt auf das ganze System der Regierung Ausdruck zu geben. Die Radikalen, wohl in der Hoffnung, uns noch umzustimmen, luden uns zu einer Besprechung ein. Im Begriff, mich dahin zu verfügen, erhielt ich eine Sendung von dem Kreis-

direktor v. Broizem mit der Bitte, zu ihm zu kommen. Ich fand ihn in grosser Aufregung. «Ach, lieber Herr Professor», rief er mir entgegen, «denken Sie nur, R. Blum und seine Freunde wollen eine Totenfeier veranstalten! Was soll das geben? Ich bitte Sie, suchen Sie das zu verhüten!» Ich sagte ihm, dass ich eben auf dem Wege sei, dies zu tun. Ich teilte ihm dann auch unseren Plan mit und verhehlte ihm nicht, dass dabei manches freisinnige, vielleicht auch manches starke Wort gesprochen werden würde. Er hatte dagegen gar nichts einzuwenden, wenn nur das Totenfest unterbliebe.

Die Besprechung war, wie vorauszusehen, resultatlos: wir konnten die Radikalen nicht von ihrem Vorhaben abbringen, blieben aber natürlich bei dem unseren stehen. Ein Comité, aus angesehenen Bürgern bestehend, nahm die Sache der Verfassungsfeier in die Hand, und mir ward der Auftrag zuteil, in Form eines Toastes auf den Landtag, dessen Zusammentritt nahe bevorstand, die Gesinnungen der Bürgerschaft auszusprechen. Die Verfassungsfeier fand in würdigster Weise und in gehobener Stimmung, jedoch ohne jede Spur einer bedenklichen Erregung, unter zahlreicher Beteiligung aus den besten Kreisen der Bürgerschaft statt. Die Radikalen sahen sich isoliert, und ihre Totenfeier unterblieb.

Für mich persönlich hatte meine beim Verfassungsfest gehaltene Rede ein unangenehmes Nachspiel. Ich hatte diese Rede nachträglich drucken lassen, und zwar, weil ich bei den damaligen Zensurverhältnissen nicht hoffen durfte, sie unverstümmelt durch die sächsische Zensur zu bringen, ausserhalb Sachsens, in Braunschweig. Ich hatte dies hauptsächlich mit darum getan, um zu zeigen, dass ich die Verantwortung für das, was ich gesagt, nicht scheute.

Bald darauf ward ich von dem Kriminalgericht vorgefordert und von einem jungen Gerichtsassessor «vor besetzter Gerichtsbank», d.h. in Gegenwart von ein paar alten Männern, die offenbar von der ganzen Sache wenig verstanden und ziemlich teilnahmslos dreinschauten, verhört. Ich war der «Aufreizung gegen die Regierung» beschuldigt. Der Prozess zog sich nahezu zwei Jahre durch alle Instanzen hindurch und ward erst in höchster Instanz durch das Plenum des Oberappellationsgerichts zu meinen Gunsten entschieden. Ich ward «in Mangel mehreren Verdachtes» freigesprochen. Es war das eine bei dem alten Gerichtsverfahren beliebte Wendung in solchen Fällen, wo man dem Angeklagten keine wirkliche Schuld nachweisen konnte, ihn aber doch nicht ohne einen leisen Makel entlassen wollte. Im vorliegenden Falle war nun freilich eine solche Entscheidung etwas eigentümlich. Denn von einer zweifelhaften



Karl Biedermann

Urheberschaft der angeschuldigten Rede (in welchem Falle allein ein mehr oder weniger von «Verdacht» hätte Platz greifen können) war nicht die Rede; nur darum konnte es sich handeln, ob die Rede wirklich «aufreizend» sei oder nicht. Darüber aber gab es doch nur ein einfaches Ja oder Nein! Noch eigentümlicher war es, dass diese angeblich «aufreizende» Rede auch in der Zeit, wo die unteren Instanzen mich deshalb straffällig fanden, niemals konfisziert wurde, vielmehr unbehelligt öffentlich angezeigt, ausgestellt und verkauft werden durfte.

Eine weitere Folge dieser Untersuchung war die, dass das Kultusministerium mir das Halten von Vorlesungen staatsrechtlichen Inhalts verbot. Ich hatte in letzter Zeit an die Stelle meiner früheren philosophischen Vorlesungen ab und zu solche über sächsisches Verfassungsrecht gesetzt. Der damalige

Kultusminister, Herr von Wietersheim, hatte sogar noch zu einer anderen, wahrhaft unerhörten Massregel gegen mich greifen wollen. Bei meiner Habilitation 1835 war durch die Nachlässigkeit des damaligen Dekans, Professor Clodius, ein Formfehler begangen, es war weder mir (wie wohl hätte geschehen sollen, was ich aber nicht wusste) eine Bescheinigung über die von mir erteilte *Venia docendi* erteilt noch auch, wie es scheint, in den Akten der philosophischen Fakultät etwas darüber vermerkt worden. Nach dem Ausgange meines Pressprozesses hatte Herr von Wietersheim sich die Fakultätsakten einsenden lassen und hatte darauf an die Fakultät reskribiert: ich sei ja gar nicht rite habilitiert und hätte also gar nicht das Recht, Vorlesungen zu halten. Er hatte dabei ausser acht gelassen, dass ich schon vor nahezu zehn Jahren von demselben Kultusministerium, dem er jetzt vorstand, zum ausserordentlichen Professor ernannt worden war! Wie nicht anders zu erwarten, hatte die Fakultät auf das fragliche Reskript in sehr würdiger, entschiedener Weise erwidert, dass, wenn 1835 ein Formfehler begangen worden sei, dies unmöglich mir zum Nachteil gereichen könne.

Von jenem Verfassungsfeste 1845 kann man das Hervortreten einer gemässigt-liberalen Partei in Leipzig datieren. Eine radikale bestand schon länger, wohlorganisiert unter der Führung Robert Blums. Die nächsten Lebensäusserungen dieser gemässigt-liberalen Partei bildete eine Anzahl von Petitionen und Beschwerden an den Landtag, in denen dasjenige bestimmtere Fdrm erhielt, was ich in meiner Rede nur kurz hatte andeuten können. Bei den nächsten Stadtverordnetenwahlen, im Spätherbst 1845, ward ich mit einer Anzahl meiner politischen Freunde in das Kollegium gewählt, ebenso aber Robert Blum mit mehreren seiner Parteigenossen.

So erhielt ich nun einen bestimmten, berufsmässigen Anlass, mit den öffentlichen Angelegenheiten – zunächst einer grossen, wohlhabenden, durch ihre Selbsttätigkeit und Selbstregierung ausgezeichneten Stadtgemeinde – mich eingehender zu beschäftigen. Zwei Jahre später, im März 1848, sollte diese meine Stellung im Stadtverordnetenkollegium mich auf einen grösseren politischen Schauplatz führen.

Hermann Semmig **Das wilde Viertel**

Oktober 1845 Alles, was unsre gesellschaftlichen Zustände charakterisiert, findet sich auch in Leipzig vor, freilich nur erst im Keim und unentwickelt, nur in geringem Masse, aber es ist doch da und kann an Intensivität und Ausdehnung ebenso werden wie anderswo, zumal wenn die jetzige Ausdehnung Leipzigs zu Geschäften und im Raum so fortschreitet. Aber die alte Leipziger Sorglosigkeit, die sich zu dem glücklichen Leichtsinne des Wiener Lebens freilich verhält wie der Mond zur Sonne, bewährt sich auch hier. Die Gewalt des Kapitals, der Pauperismus, die Demoralisation nimmt immer mehr überhand. Eine üble Unsitte von noch üblern Folgen ist das halbjährliche oder gar jährliche Bezahlen der Rechnungen von Handwerkern. Da dies nur die Wohlhabenden aushalten können, indem sie entweder ihre Auslagen bar bezahlen oder doch eher Kredit erhalten, werden die kleinen Handwerker ruiniert, und nicht genug, dass die Rechnungen spät bezahlt werden, so machen die Herrschaften auch noch von denselben Abzüge, da ihnen die durch die Länge der Arbeit natürlich gewachsene Summe meist zu hoch vorkommt. In Leipzig findet sich ferner, was Engels von den englischen Fabrikstädten rügt, dass sich nämlich Zimmermann und Maurer vereinigen, um Bauplätze zu kaufen und mit Häusern zu bedecken, nur in veränderter Weise: man baut weniger aus eigenem Bedürfnisse als auf Risiko, in Hoffnung reichen Mietzinses, Häuser, aber weniger für die Armen als vielmehr, und zwar um des hohen Zinses willen, für reiche Familien. Da diese Baue meist von Maurern ohne genügende Fonds auf Kredit (das Kapital bleibt ja im Hause, geht also nicht verloren) unternommen werden, so entstehen dadurch plötzlich reiche Grundbesitzer gegenüber einer sich immer mehrenden Zahl von arbeitenden Familien. Was die letzteren betrifft, so hat Leipzig schon lange sein wildes Viertel, worin Schmutz, Auflehnung gegen die soziale Ordnung, Prostitution usw. reichlich wuchern; es hat in demselben auch sein Logierhaus, worin völlig Obdachlose für ein Billiges übernachten können, was die Proletarier in scherzhaftem Pathos den Rittersaal nennen. Aber das schlimme ist, dass das Charakteristische dieses wilden Viertels (das auch hier etwas beiseite liegt, abwärts von der eigentlichen Stadt – damit die vornehmen Städter mit diesem Anblick verschont bleiben) sich jetzt

über den ursprünglichen Raum ausdehnt. Unter den hiesigen Proletariern nehmen einen Hauptrang die Zigarrenarbeiter ein; der weibliche Teil derselben ist wohl ohne Ausnahme prostituiert und sittlich verderbt, der männliche Teil (meist junge Burschen) zeichnet sich durch einen wilden Hang zu Tumulten und eine oft verbrecherische Verwegenheit aus. Sie kennen ihre Zahl und Bösartigkeit, die bei oft geringen Streitigkeiten (wie in dieser Messe – Michaelis 1845 – zwischen vier Studenten und wohl ebensoviel Zigarrenarbeitern, die plötzlich einen Zuwachs von 30-40 Kameraden hatten) mit fast italienischer Tücke zum Messer greift, das sie als ihr Instrument in der Fabrik stets bei sich haben, und unterstützen sich daher durch zahlreichen Anhang.

Als dieser Bericht im Leipziger Museum gelesen wurde, hörte ich darüber Äusserungen wie «übertrieben» oder «nein, so ist's bei uns nicht». Die Männer aber, die diese Äusserungen taten, hatten sich nicht persönlich von der Wahrheit überzeugt, waren nie so unmittelbar mit den oben besprochenen Erscheinungen in Berührung gekommen, dass sie ein gültiges Urteil hätten fällen können. Es ist so, ich habe mich seitdem mehr unterrichtet, ich spreche aus eigener Anschauung, ich bin mit jungen Leuten verkehrt, die in diesem Viertel aufgewachsen sind oder doch länger darin gewohnt haben, ich habe mit wirklichen Einwohnern dieses Stadtteils gesprochen, ich habe mir auch von Ärzten desselben Mitteilungen machen lassen; es ist eher noch schlimmer. Ihr seht es nur nicht. Ganz natürlich. Wenn man vom Peterstor auf der Promenade zum Augusteum hingeht, so wird die Aussicht von der innern Stadt abwärts durch hohe schöne Gebäude begrenzt, und der imposante Anblick derselben lässt in dem Zuschauer einen guten Eindruck zurück von dem herrlichen Leipzig. Aber hinter diesen hohen Gebäuden versteckt liegt ein anderes Leipzig, von schmutzigem, krankem oder auch verwildertem Aussehen; denn es ist überall so, «die schlechten Viertel» werden immer abseits gebaut, damit man ihren ekelhaften Anblick nicht stets vor Augen hat. Ich spreche hier nicht von dem Freudengässchen auf der rechten Seite des Königsplatzes, das ist schon zu gewöhnlich worden, als dass seine Schilderung noch Interesse erwecken könnte; ich könnte auch von hier manches erzählen, was sich die vornehmen, tugendhaften Frauen innerhalb der Stadt nicht träumen lassen. Wahrlich, wollte man ganz ins Einzelne gehen, ihr sittsamen Mädchen und Frauen, die ihr jetzt vor diesen «verworfenen Geschöpfen» ausspeit, ihr würdet von Mitleid ergriffen werden, denn sie sind unglücklicher als schlecht.

Nur einiges zur Andeutung. Eines Abends war ein grosser Auflauf in diesem

Gässchen; ich ging hinzu; ein Mädchen, das von seinen Wirten misshandelt worden war, hatte sich in die Pleisse stürzen wollen; es war nicht die Misshandlung, die sie dazu trieb, es war das plötzlich durch die Misshandlung erweckte Bewusstsein über ihre elende Lage. Sie war in einer fremden Universitätsstadt Dienstmädchen gewesen; Studenten, die nach ihr lüstern waren, hatten ihre Reize mit Gewalt geniessen wollen, sie wehrte sich und brach dabei den Arm; der Arzt, der sie heilte und dabei mit ihr vertraut ward, verführte sie, sie ward schwanger; allein, ohne Angehörige oder doch von diesen verlassen, verstossen von der Gesellschaft, fand sie nur Aufnahme in einem Bordell. Der Schmerz, der sie an jenem Abend befiel und der sich in einer an Wahnsinn grenzenden Aufregung kundgab, war herzzerschneidend. Das sind nur Augenblicke, die bald von neuen Orgien verdrängt werden, aber es sind fürchterliche Augenblicke; würden sie länger dauern, sie würden diese armen Herzen zermalmen. Diese Mädchen werden bei den verschiedenen Wirten als Dienstmädchen eingeschrieben; um den Betrug nicht zu augenscheinlich zu machen, lässt der Wirt die übrigen bei andern, meist armen Leuten einschreiben, die gar kein Dienstmädchen brauchen und für diese Hingebung ihres Namens eine kleine Geldsumme erhalten. Ein solcher Wirt bereichert sich nun förmlich auf Kosten der Mädchen; z.B. dürfen dieselben sich nirgends ihre Kleider machen lassen als beim Wirt, d.h. auf dessen Rechnung; natürlich setzt ihnen derselbe einen enormen Betrag an, so wie er sich auch Kost und Logis honett von ihnen bezahlen lässt. Der übrige Gewinn der Mädchen ist dann so gering, dass sie, nachdem sich der Wirt durch sie bereichert hat, meist mit Schulden das Bordell verlassen. Ja, in dem einen soll sogar die Wirtin keine Rücksicht auf etwaige Krankheiten ihrer Mädchen nehmen, um soviel Gewinn als möglich von ihnen zu ziehen.

Aber dieser Stadtteil gehört noch sozusagen zur sozialen Ordnung; das Prostitutionswesen hat sich längst auf die ganze Stadt ausgedehnt; die innere Stadt, das sogenannte wilde Viertel, die übrigen Vorstädte, alle haben sie Bordells. Dazu die öffentlichen Freudenmädchen, die des Abends auf den Fang ausgehen und von denen viele reich oder doch angenehm eingerichtete Privatwohnungen haben. Man kann die Leipziger Freudenmädchen einteilen in solche, die in festen Bordells wohnen, in solche, die ihre eignen Wohnungen haben, andre, die sogenannte Absteigequartiere benutzen (es gibt nämlich Leute, die ihre Wohnungen oder Häuser denselben gegen Entschädigung zur Verfügung stellen), in die Strassen- und Alleedirnen (diese haben stets ihren «Lieb-

sten» bei sich, in ihrer Kunstsprache Louis genannt, mit denen sie sonst leben, die sie sogar ziemlich ernähren, damit sie von ihnen bei ihren nächtlichen Ausgängen gegen Misshandlungen oder Zahlungsbetrügereien geschützt werden), in die verheirateten, die dies Gewerbe mit Bewilligung ihres Mannes treiben (es ist vorgekommen, dass ein Mann ein Freudenmädchen geheiratet hat, um sich von ihr nähren zu lassen), und endlich in Arbeiterhuren.

Dass die Zigarrenarbeiterinnen zum grossen Teil prostituiert sind, habe ich schon erwähnt; zu der letzten Klasse gehören aber besonders die Wollarbeiterinnen, deren es in Leipzig an 300 gibt. Die Mehrzahl derselben betreibt die Prostitution aus Trunksucht, Putzsucht, Faulheit; viele lassen sich auf der Polizei als Arbeiterinnen einschreiben, ohne wirklich zu arbeiten; den Tag über faulenzend, suchen sie abends ihren Verdienst, den sie dann mit ihrem «Louis» vertrinken; von Zeit zu Zeit nur besuchen sie des Scheines wegen den Wollboden. Die Polizei wird bei der strengsten Aufsicht getäuscht; viele dieser Dirnen z.B. durchschlendern die Alleen oder Strassen in Dienstmädchenkleidung, einen Korb an jeder Hand, um einen Vorwand des Umherlaufens zu haben. So verschieden die Klasse dieser Mädchen ist, so verschieden auch ihr Alter, vom 14. bis 50., 56. Lebensjahr laufen sie herum. Die Alten machen später die Lehrmeister bei den jüngeren, sie unterstützen sie mit Rat, Kleidern, Logis; natürlich haben sie ihren Profit dabei. Sie haben untereinander ihre Kunstsprache und für die angesehensten unter sich gewisse Kriegsnamen. Fast alle sind trunksüchtig, aber auch äusserst gutmütig. Eine ward mir als sehr wohlthätig geschildert; sie hatte grossen Gewinn, aber alles teilte sie mit ihren Wirtsleuten, die in der bittersten Not waren, mit den Worten: «Den Bettel verdiene ich bald wieder!»

Eine eigentümliche Menschenklasse sind diese Louis; faul, trunk- und spiel-süchtig, liegen sie den Tag über in den Kneipen; von ihrer Begleitung der Dirnen zurückgekehrt, durchsauften und durchspielen sie die halbe Nacht; wenn dann der Wirt merkt, dass ihnen und den Huren das Geld ausgeht, wirft er sie vor die Türe, falls er sie nicht aus Mitleid des Nachts behält. Zuweilen überfällt diese Menschen tiefe Reue, aber die Gewohnheit und Not, die Unkenntnis von Gewerben treibt sie zur alten Lebensweise zurück. Man muss besonders in der Messe spätabends die Ulrichsgasse besuchen, dann sieht man diese Dirnen mit ihren Beschützern aus den Pennen trunken heraustaumeln; ein wüster Anblick. Ich kannte einen jungen Arzt, der in diesem Viertel die Krankenpflege hatte; mit ihm bin ich zuweilen noch spät in den Kneipen gewesen, ich habe Szenen

erlebt, die durch den Ekel, den sie erregten, an französische Sozialromane, ja an Eugen Sue erinnern. Louise Otto sagte einmal: «Die Bildung hat in Sachsen auch die Massen durchdrungen»; sie irrt sich.

Der Hauptherd der vulgären Prostitution ist das wilde Viertel, jener Stadtteil, den die Front der Gebäude vom Hotel de Prusse bis nahe zur Königsstrasse den Spaziergängern der Promenade verbirgt und der besonders seit dem Kriege entstanden ist. Hier war früher eine Sandwüste, die erst vor Kurzem zum Johannistale umgewandelt wurde; in dieser Sandhöhle (der Sandgasse) siedelten sich die Armen an, die sich aus Scham vor der vornehmen Stadt zurückzogen; einer der ältesten Teile des wilden Viertels sind die sogenannten Sieben Häuser hart an der Stadtmauer, aus denen noch jetzt arme Kinder in den Restaurationen der Stadt umherziehen, Pfefferkuchen und Blumen verkaufend. Das enge Gässchen, das quer zwischen Ulrichsgasse und Holzgasse (früher Sandgasse) läuft, bezeichnet das alte Stadttor; was darüber angewachsen ist, ist nach dem Kriege entstanden. Dieser Stadtteil gilt für verrufen, schon ihn zu betreten für unnobel; ich habe eine gebildete Dame, die arme Verwandte aus ihrer Familie daselbst wohnend hatte, fragen hören: «Ist es denn auch anständig, dorthinaus zu gehen?» Ja, der Städter macht einen Unterschied zwischen der innern Stadt und dieser Vorstadt, als sei diese in einem Gegensätze zu jener. Noch mehr, diese Vorstädter fühlen sich als Gegensatz zu den gebildeteren feineren Städten, sie bilden Opposition gegen dieselben, sie fangen an, sich als «Volk» zu erkennen, als jene niedere Menschenschicht, die der Niederschlag unseres Verkehrs ist, wie die Voigtländer in Berlin. Es klingt vielleicht scherzhaft, wenn ich erwähne, dass sich dieselben «die freien Schweizer», ihren Stadtteil die «Schweiz» nennen; aber in dieser ironischen Benennung liegt ein tiefer Trotz gegen die bestehende Ordnung ausgesprochen; sie leben unbekümmert um Sitte und Polizei. Bei dem Brande des Hotel de Pologne hatte ein Bürger über einen Unglücksfall geäußert: «Es sind ja nur Arbeiter»; den Tag darauf ging ich zufällig durch die Ulrichsgasse, es standen Weiber auf der Gasse, schimpfend auf die Verhöhnung der Arbeiter durch den Bürger, in ihrem Ausdruck lag etwas wie Selbstbewusstsein der Stadt gegenüber. «Ein anderes Mal lasst's brennen», sagten andere, «wir wollen unser Leben den Reichen zu Gefallen nicht preisgeben.» Dass sie wirklich ausserhalb der Denkweise der «gebildeteren» Klasse stehen, zeigt folgender Zug. Sie betrachten die Freudenmädchen nicht etwa als den Auswurf und Abhub der bürgerlichen Gesellschaft, sondern

als Teile des armen Volkes, das sich im Trotze gegen die es bewältigenden Reichen so gut zu ernähren sucht, als es geht, als Mitglied ihrer Klasse, die mit ihnen gleichmässig unterdrückt und gleichmässig berechtigt sind; der Mann, von dem ich dies hörte, als ich mich bei ihm nach den Schützern der Alleedirnen erkundigte, war völlig in Entrüstung über die schlechten Herren, die den armen Mädchen ihren Gewinn verweigerten; er betrachtete dies Gewerbe als einen ebenso rechtlichen Erwerbszweig wie die andern.

In diesem Viertel wuchert die Armut in ihrer schmutzigsten Gestalt. Ich hatte einst für einen kranken Freund bei dessen «Wichsien» etwas zu bestellen, der in der Ulrichsgasse wohnte. Seine Wohnung war ein Loch, unreinlich, mit schauerhaftem Dunst erfüllt, eng, und doch wohnten darin Mann und Frau mit drei Kindern. Die Überfüllung der kleinsten Löcher, «Stuben» genannt, mit Personen, ja wohl selbst Familien ist häufig; Verheiratete, die selbst kaum Raum für sich haben, nehmen noch Schlafburschen an; von einem solchen wurde mir erzählt, dass er auf den Dielen schlafe. Manche Wohnungen sind eigentlich Ställe; durch eine Parterrestube geht die Gosse, mit einem Brette überdeckt. Der obengenannte Arzt erzählte mir von einer kranken Frau, die er besucht habe; sie hatte bloss ein Bett, ihre drei Kinder mussten daher bei der siechen Mutter liegen.

Alfred Meissner **Der Irrtum des Verlegers**

Leipzig, das jetzt einen kalten und vornehmen Eindruck auf mich macht, erschien mir, als ich im September 1846 dort eintraf, äusserst interessant, sogar romantisch. Der Charakter Leipzigs war damals noch der einer alten deutschen Stadt. Die herannahende Michaelimesse hatte eine Bretterstadt innerhalb der grossen Plätze hervorgezaubert, es wogte von Menschen in den Gassen. An allen Schaubuden wurde geblasen und getrommelt. Man fand sich in diesem Wirrsal kaum zurecht. Nun hatte ich auch Moritz Hartmann lange nicht mehr gesehen, und wenn zwei Freunde einander wieder begegnen, die sich lange nicht getroffen, was gibt es da nicht alles zu erzählen! Es war eine Zeit, wo man der Idee lebte und derselben eine weltbewegende Kraft zutraute. Jeder

dachte, es muss doch anders werden, und hielt es für seine Pflicht, dazuzutun, dass es also werde.

Ich hatte den Kopf voll Lektüre und wollte alle historischen Gebäude sehen. Zuerst das Haus in Gohlis, in welchem Schiller 1785 sein Lied «An die Freude» gedichtet: tiefbewegt besichtigte ich die jämmerlichen Räume, in denen ein hochgewachsener Mann wie Schiller nur barhaupt einhergehen konnte. Nun wollte ich wissen, wo Gottsched und seine Gattin Adelgunde, die Ahnfrau aller schreibenden Frauen, und wo der Studiosus Wolfgang Goethe logierte. Sogar das Wohnhaus des frommen Christian Fürchtegott Gellert und der Quandtsche Hof, dem mein Onkel entstammte, durch Zachariaes «Renommierten» unter dem Namen des Zotischen Hofes bekannt, waren mir nicht gleichgültig-

Wir gingen ins Rosental; die Bäume dort waren noch nicht vom Herbst gestreift, das Wetter noch ausserordentlich schön; ich wünschte zu erfahren, wo der Ort sei, an welchem Schrepfer von den Geistern geholt worden war. Aber niemand wusste davon.

Ich machte viele Bekanntschaften. Ich lernte Heinrich Laube kennen, der unlängst unter die Dramatiker gegangen war; er hatte die Freundlichkeit, uns beiden jungen Leuten seine eben beendeten «Karlsschüler» vorzulesen. Ich sah Gerstäcker, den schon damals vielgereisten, der in seinem Zimmer in einer Hängematte zu liegen pflegte, den sanften und boshaften Maria Oettinger, der damals für den deutschen Paul de Kock galt, aber dabei gar sentimentale, tränenfeuchte Lieder dichtete; ich lernte den biedereren Ernst Willkomm, den vornehmen Gustav Kühne und den längsten aller deutschen Schriftsteller, Friedrich Sass, kennen, dem es, wenn er ins Theater ging, wiederholt passierte, dass ihm zugerufen wurde, er möge sich doch setzen, während er längst sass. Ich machte auch die Bekanntschaft Herlossohns, des talentvollen Romanschriftstellers und vortrefflichen Menschen, dem man schon nach fünf Minuten herzlich gut sein musste, des Mannes, den der Wein, den er so liebte, immer trauriger stimmte, bis er endlich ganz in Wehmut zerfloss, und der, wenn die Stunde, nach Hause zu gehen, endlich heranrückte, gar so schwer in seine Galoschen hineinkam. Endlich wäre noch Dr. Haitaus zu nennen, der Verfasser einer Weltgeschichte, die im Stile der nach kerniger und gedrängter Kürze strebenden Römer geschrieben war. Es wurden damals aus derselben im Kreise der Freunde viel komische Stellen zitiert. Eine derselben ist mir noch im Gedächtnis, es ist die, wo er vom Sturze des Tarquinius berichtet: «Sie stritten im

Lager über die Vorzüge ihrer Frauen. Bei dem nächtlichen Ritte trug Lucretia den Sieg davon.»

Ich wohnte in einem kleinen Gasthaus, «Zur Stadt Wien» genannt, fast am Ende der Hainstrasse. Der wackere Johannes Nordmann, der Dichter und Feuilletonist, war mir ein lieber Zimmernachbar. Ich hatte ein schönes, helles Erkerzimmer inne, von welchem man die Strasse und die Leute, die sich unten tummelten, nach beiden Seiten übersehen konnte. Da stand ich stundenlang am Fenster.

Nach des Tages literarischen Mühen suchte man das unterirdische Leben auf und traf sich bei Äckerlein oder in Auerbachs Keller. Der Ort der wahren Einkehr ist immer ein unterirdischer. Man suchte damals keine grossen, eleganten Lokale, man liebte das trauliche, enge, nachgedunkelte Stübchen. Dort in der rauchgeschwängerten Atmosphäre mundete der Wein und das «Töpfchen» Bayrisch am besten. Da war auch der «Nobiskrug», in einem gar engen Gässchen, zu dessen Auffindung man die Führung eines wohlbewanderten Freundes nötig hatte. Schon der Name wirkte anlockend, wenn man erst unlängst Friedrich Daumers «Geheimnisse des christlichen Altertums» gelesen und daraus erfahren hatte, dass das geheimnisvolle Wort «Nobiskrug» keineswegs von nobis abzuleiten sei (locus, ubi potus nobis concessus), sondern jedenfalls von abis, abyssus, gleichbedeutend mit Abgrund, Krypte, Ort des Greuels, Teuf eis wirtschaft, ein Ort, wo ehemals finstere Mysterien vollzogen worden seien.

Kuranda, der Herausgeber einer Wochenschrift, die besonders in Österreich viel gelesen wurde und alle Kräfte der dortigen liberalen Opposition in sich zu sammeln verstanden hatte, war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Redakteur. Er war mehr der Kapellmeister der «Grenzboten», der das Zustandekommen eines Programms von schöner Abwechslung, das gute Ensemble und die tadellose Aufführung überwachte, weniger ein exekutierender Künstler; selten griff er selbst zur Geige. Seine Artikel schrieb er mit grosser Sorgfalt, und sie waren so elegant wie seine Erscheinung. Er redigierte eigentlich auf Reisen, bald von da, bald von dort aus, und wohnte auch jetzt im Hotel de Bavière, wo der König aller Wirte, der treffliche Redslob, waltete. Kurandas Auge wachte über jeder Nummer mit zärtlicher Sorgfalt, und er sprach am liebsten davon, was das letzte Heft enthalten habe oder das nächste bringen werde. Er war mit ganzer Seele bei der Sache. Man konnte es ihm auf dreissig Schritte ansehen, wenn wieder einmal eine Feder ersten Ranges ihm ein Manuskript eingesandt. Dann trug er sein Haupt mit besonderen Schwunge, die

Hand führte noch kecker als sonst das zierliche Stöckchen, die Augen strahlten von siegreichem Feuer. Er hatte damals etwas von einem kleinen provenzalischen Troubadour, und das war er auch, in der Tat. Auf seinem Zimmer, ganz allein, pflegte er die Gitarre zu spielen, er besass auch eine angenehme Tenorstimme.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in der grossen Buchhändlerstadt sollte ich darüber orientiert werden, was es mit den Buchhändlern auf sich habe.

Ich hatte meinen neuen Verleger geneigt gefunden, zu meinem «Ziska» die «Gedichte» zu erwerben, die vor anderthalb Jahren als dünnes Löschpapierheft erschienen waren. Ich sollte mich erkundigen, wieviel Exemplare davon noch auf Lager seien, dann könne man es vielleicht mit einer neuen, vermehrten Auflage versuchen.

Ich eilte zu meinem früheren Verleger und trug ihm mein Anliegen vor. Er gab sofort einem seiner Leute den Auftrag, die Reste abzuzählen.

Während dies geschah, hielt mir der Buchhändler einen Vortrag, dass «siebenhundertundfünfzig Exemplare» eben die richtige Zahl für das Buch eines jungen Autors sei. Sechs Freixemplare fielen dem Verfasser zu, mit vierzig Exemplaren seien die Redaktionen zu bedenken, so blieben ungefähr siebenhundert Exemplare übrig, mit welchen der Bedarf der lesenden Welt genügend gedeckt sei. Ich fand dies wenig, aber: es war nun einmal nicht anders im deutschen Vaterlande, selbst bei Büchern, die Aufsehen gemacht hatten.

Da kam der Gehilfe zurück und meldete, dass noch achthundert Exemplare vorrätig seien.

«Das ist entsetzlich!» rief ich. «Nicht nur kein Absatz; die Exemplare haben sich auf Lager noch selbst vermehrt!»

Der Buchhändler wurde verlegen. Er sprach von einem Irrtum, den er persönlich aufklären müsse. Übrigens möge sich mein neuer Verleger zu ihm verfügen, da werde man sich über die Sache leicht einigen.

Und sie einigten sich in der Tat. Schriftsteller wird schwer mit Kaufmann fertig; Kaufmann mit Kaufmann schon weit leichter.

Robert Blum
Abschied vom Theater

AN THEATERDIREKTOR SCHMIDT

1. Mai 1847 Sehr geehrter Herr Direktor. Mit aufrichtigstem Bedauern, welches hier keine Redensart ist, wie gewöhnlich in solchen Fällen, muss ich Ihnen den zwischen uns bestehenden Kontrakt hiermit kündigen, so dass derselbe mit Ende Juli sich auflöst. Ist es im Allgemeinen schon eine schwere Aufgabe, ein Geschäft zu verlassen, in welchem man volle 15 Jahre gearbeitet hat, so ist es bei mir doppelt schwer, weil mir das Geschäft als das Mittel lieb und wert ist, an welches sich eine soziale Erhebung für mich geknüpft hat, die ich früher kaum zu hoffen wagte. Indessen es muss denn doch sein.

Fragen Sie nach den Gründen, so sind dieselben verschiedener Art:

1. politische; die Stellung und die öffentliche Wirksamkeit vertragen sich schlecht miteinander, und entweder muss das eine oder die andere mitunter leiden, was mir in beiden Fällen empfindlich ist. Kommt es gar zu einer Wahl, wo ich nach Parteistellung und Überzeugung konkurrieren muss, wenn ich auch durchfallen sollte, so würde die Stellung allein die Wahl unmöglich machen. Deshalb haben Freunde von nah und fern mich schon längst angetrieben, das Geschäft zu verlassen; freilich sind solche Ratschläge in Deutschland billiger als Ersatz für das Aufzugebende.

Dann ist es 2. die Rücksicht auf meine und der Meinigen Zukunft. 15 Jahre bin ich am Theater, bleibe ich noch 10 Jahre, so bin ich vielleicht zu stumpf und abgenutzt, um eine andere Laufbahn zu beginnen; und doch ist weder für die Dauer der Stellung die geringste Bürgschaft vorhanden noch für die Arbeitsunfähigkeit irgendein Rückhalt, seit die Verwaltung des Pensionsfonds völlig willkürlich und gesetz- wie statutenwidrig den Kassierer ausgeschlossen hat. Die Gerechtigkeit und Billigkeit dieses Verfahrens, welches den Mann ausschliesst, der vielleicht sein Leben dem Leipziger Theater widmet, während es den Fremden begünstigt, der flüchtig für schweres Geld hier weilte, sowie die völlige Prinzipiosigkeit des ganzen Instituts, seine notwendige Unhaltbarkeit, wenn das bon plaisir der wechselnden Verwaltung Gesetze gibt oder ändert, werde ich zu einer öffentlichen Besprechung bringen, sobald ich in keiner Weise mehr beteiligt bin. – Ich muss also trachten, mir ein Geschäft zu schaf-

fen, welches mich aus dieser prekären Stellung herauszieht, und glaube und hoffe, dazu jetzt Gelegenheit zu haben.

Weiter ist es 3. die Überzeugung, dass ich Ihnen nütze, wenn ich abgehe; ich glaube, oder ich weiss vielmehr, dass unser edler Stadtrat grossen Anteil daran nimmt, dass der ihm verhassteste Mensch an einem städtischen Institut angestellt ist, und bei der unglaublichen Kleinlichkeit, die diesen Staatsweisen anklebt, ist es nicht unmöglich, dass dies auf Ihre Stellung zum Stadtrate Einfluss hat. Bin ich nun auch eitel genug, zu glauben, dass ich nicht gerade Ihrem Wunsche entgegenkomme, so überhebe ich Sie doch der Kalamität, heut oder morgen einer unangenehmen Notwendigkeit folgen oder deren Nachteile tragen zu müssen.

Endlich sind es 4. auch finanzielle Gründe, die mich bestimmen. Bei den schweren Lasten, die ich bei einem Hauskaufe ohne eigenes Vermögen mir aufbürden lassen musste, ist es notwendig, dass ich fast ebensoviel durch literarische und andere Arbeiten verdiene als am Theater. Dazu aber brauch ich einen grossen Teil meiner Nächte, da der freien Tage und Abende immer weniger werden, und eine solche Anstrengung reibt mich auf. Aber die Tatsache, dass ich mir das Notwendige seit drei Jahren verdient habe, zeigt mir auch, dass ich mit literarischen Arbeiten allein, wenn ich mich denselben ruhig und ungestört hingeben kann, mehr zu erwerben vermag als jetzt bei der Stelle, wenn ich auch das Prekäre einer literarischen Existenz in Deutschland keineswegs verkenne und meine Zukunft nicht darauf gründen möchte. In der Erwähnung dieses Umstandes soll nicht ein Schatten von Vorwurf für Sie liegen, und ich würde denselben um keinen Preis erwähnt haben, wenn eine Änderung darin auf meinen Entschluss Einfluss haben könnte. Sie haben mir die Lasten nicht aufgebürdet. Sie sind mit Gehalten überlastet genug und müssen so oft spielen, als Sie tun; ich aber vermag es nicht, Ihre zu grosse Gutmütigkeit zu missbrauchen, um heute eine Zulage und morgen eine Gratifikation usw. von Ihnen zu verlangen. Nur die Tatsache erwähne ich, die Sie anerkennen werden, da Sie ja selbst wissen, was das Leben selbst bei der grössten Einschränkung kostet.

Das sind die Motive meines Entschlusses, die ich Ihnen offen mitzuteilen für Pflicht hielt; ich füge die Bitte hinzu: bleiben Sie mir auch in veränderten Beziehungen gewogen und seien Sie versichert, dass ich Ihnen stets die vollste Achtung und Verehrung zollen werde.

Ihr ergebenster Robert Blum

Ein Messbericht

Seit langer Zeit ist die handelnde Welt von Schwierigkeiten und Unglücksfällen nicht so sehr heimgesucht worden als seit einem Jahre. Die Nachwirkung zu vieler gleichzeitig begonnener Eisenbahnunternehmungen, welche in einer über England, Frankreich und Deutschland verbreiteten Geldverlegenheit sich äusserte, die traurigen Ereignisse in Polen, welche ihr folgten, und endlich eine Missernte in der westlichen Hälfte Europas, wie seit 30 Jahren nicht erlebt, haben den Handel auf eine solche Weise gelähmt, dass nicht bloss eine allgemein sehr gesegnete Ernte, sondern wegen Verarmung einer grossen Masse der Verbraucher auch viel Zeit erforderlich ist, um ihm seine früheren Kräfte wiederzugeben. Dass dies alles auf die eben beendigte Messe im höchsten Grad nachteilig einwirken müsse, war vorauszusehen, und so war denn jeder mann auf sein Schicksal gefasst und tröstete sich damit, dass die Ursachen vorübergehender Natur seien. Von der deutschen Kundschaft war es besonders zu erwarten, dass sie sehr schwach sein werde, und wirklich hat die bei Weitem grösste Mehrzahl derselben kaum die Hälfte ihres gewöhnlichen Bedarfs gekauft und sich begnügt, einige Neuigkeiten nach Hause zu nehmen, um dadurch den Käufern zu zeigen, dass frische Ware angekommen sei.

Die wenigen Litauer, welche eingetroffen waren, zeigten sich nicht sehr tätig, wogegen die Warschauer wie gewöhnlich einkauften. Überraschend war es, dass die Einkäufer aus den Gegenden, von wo seit einiger Zeit so viel Getreide nach dem westlichen Europa gegangen ist, also die aus Brody, Berditschew und Odessa, so sehr wenig Leben zeigten, was darin seine Erklärung fand, dass die dortigen Lager bis jetzt sehr überfüllt gewesen sind und die Wirkungen des zeitherigen dortigen Lebens im Getreidehandel sich erst auf den bevorstehenden Märkten äussern werden. Die Moldauer kauften nicht bedeutend, weil ihre Verbindung mit Russland viele Schwierigkeiten gefunden hatte.

Leider gesellte sich zu den vielen Hemmnissen dieser Messe auch eine ganz unerwartete, die furchtbare Feuersbrunst in Bukarest, wodurch der so bedeutende Handel dahin nicht wenig gestört wurde, da nicht allein einige der die hiesigen Messen Besuchenden, sondern auch der Basar der Kleinhändler abgebrannt ist, welche sämtlich die Schuldner jener sind. Die hier Anwesenden schwebten daher in der grössten Ungewissheit über das, was sie möglicherweise durch diese Heimsuchung verlieren würden, und kauften nur wenig, was

was ihnen auch geborgt wurde, obgleich nur wenige ihren Verpflichtungen zu dieser Messe nachkommen konnten. Von Krakau ist natürlich die Rede nicht mehr. Es waren nicht so viel Italiener und Schweizer wie gewöhnlich zugegen, die Holländer, Hamburger, Lübecker, Dänen, Schweden, Norweger aber in zeitheriger Anzahl. Sehr erfreulich ist es, den Besuch der Nordamerikaner wachsen zu sehen, deren gegen zehn anwesend waren, um Fabrikate, besonders Tuche und andere wollene und halbwollene Waren, zu kaufen. Diese gingen nicht sonderlich.

Beinkleiderstoffe fanden den besten Absatz, Mantelstoffe, Damenkleider und Mousselin de Laine und Thibets nur sehr mässigen. Die Buntweberei ward mit Ausnahme der Teppiche wenig gesucht; auch die Tücher waren vernachlässigt, und die Westenstoffe würden vielleicht ein leidliches Schicksal gehabt haben, wenn sie nicht von den kleinen, Geld bedürftigen Verkäufern zu den niedrigsten Preisen hingegeben worden wären. Wiener Schals waren begehrt. Tuche und tuchartige Modestoffe spielten, was die geringe Ware unter 1 Tlr. für die Elle betrifft, eine sehr traurige Rolle, wogegen die feinen Sorten sehr gesucht waren und gut gearbeitete nicht allein zu den Michaelismesspreisen aufgeräumt wurden, sondern auch noch viel mehr gekauft worden sein würden, wenn davon mehr vorhanden gewesen wäre. Leider war in beiden Qualitäten sehr viel schlecht gearbeitete Ware auf dem Platze, und die Fabrikanten scheinen noch immer nicht einsehen zu wollen, wie dieses unredliche und unwürdige Verfahren den letzten Rest dieses Geschäfts aus Sachsen und Deutschland verdrängen und gewissenhafteren und ehrliebenderen Fabrikanten in die Hände führen muss. Von den hergebrachten 170'000 Stück wurde höchstens die Hälfte verkauft.

Von den baumwollenen Waren gingen Jaconets, Mulls und Cambriks gut, auch der Absatz der Kattune war nicht zu tadeln. Piqué ward nur mässig gesucht, Barchent aber und Stickereien wurden sehr vernachlässigt. Der Absatz der Leinenwaren war nicht zu tadeln. Dagegen hatten Seidenwaren unstreitig das schlechteste Los gezogen, und waren selbst die feinen Luxusgegenstände, die nur von den Reichen gekauft werden, sehr vernachlässigt. Erfreulich war es zu bemerken, dass schwarze Spitzen sehr gesucht und selbst bedeutende Bestellungen gegeben wurden, weil das Bedürfnis auf der Messe nicht befriedigt werden konnte. Der Absatz der weissen war nicht zu loben. Posamentierwaren, die zeither eine so erfreuliche Rolle spielten, fanden diesmal nicht viel

Begehr, und nur besonders schöne Muster konnten ihn bewirken.

Die Messe im Allgemeinen betrachtet, so gab es wohl mehrere Verkäufer, welche mit den gemachten Geschäften nicht unzufrieden waren, allein die ausserordentlich grosse Mehrzahl machte dergestalt die entgegengesetzte Erfahrung, dass man annehmen kann, es sei ein Viertel weniger als auf einer gewöhnlichen, gut genannten Messe verkauft worden.

**In der
bürgerlich-demokratischen Revolution
1848/49**

Arnold Rüge **Die Märztage**

Ich erlebte den Anfang des 48er Umschwungs in Leipzig. Es war noch Anfang März, der März aber dies Jahr wie sonst der Mai; die Bäume waren kahl, aber die Luft milde, und wir versammelten uns unter den Bäumen im Freien, um die Tagesbegebenheiten zu besprechen. Alles war in Bewegung, kaum gönnte man sich die Ruhe der Nacht.

Leipzig war vor dem Wiener Ausbruch der lebendigste Punkt in Deutschland, an Entschiedenheit nur von Hanau mit seinem braven Burgemeister Rühl an der Spitze übertroffen. In Leipzig und in ganz Sachsen war die Bevölkerung in einem Gefühl einig, dass jetzt alle Rechte des Volks verwirklicht und die Metternichschen geheimen und öffentlichen Verträge zur Aufrechterhaltung der Willkür der Fürsten abgeschafft werden müssten. Dass an den regierenden Herrn keine Rache genommen wurde, machte sie so leutselig und nachgiebig, besonders nach den Kämpfen in Wien und Berlin. Die Deutschen waren ja keine Franzosen. Vor der März-Widerlegung des alten Systems in Wien und Berlin war es anders. Leipzig und Hanau waren eine Zeitlang wie verlorene Vorposten, und es sah ganz darnach aus, als ob wir Leipziger die Zeche zu bezahlen hätten.

Die preussische Regierung benahm sich kurz vor ihrer Niederlage und Kapitulation ganz so, als wäre Leipzig das deutsche Paris, und bis zum sächsischen Ministerwechsel schien der Hof in Dresden besorgt zu sein, es möge ihm von Leipzig eine Vergeltung des Blutes vom 12. August drohen. Unsre Stadt war in jenen Tagen von der preussisch-sächsischen Armee umzingelt. Und wahrlich, hätte die Revolution nur in Leipzig gesteckt, man hätte sie fangen können, wie die Maus in der Falle; aber die Herzen der Menschen waren überall – dies musste Wien doch wohl klarmachen! – dem Umschwunge zur Freiheit ebenso offen als unsre Tore der Beobachtungsarmee. Ja, wären nicht die Machthaber selbst überzeugt gewesen, dass nach dem Siege der Republik in

Paris und vollends der Revolution in Wien der Despotismus und das Kabinettsordre-Regiment in Deutschland nicht mehr zu halten sei, sie hätten immer noch können marschieren lassen und einige, wenn auch nicht alle ihre Gegner gefangennehmen – nicht alle, denn plötzlich fand das alte System keine Anhänger mehr; es war, als hätte es nie welche gehabt: die äussersten Reaktionärs nannten sich plötzlich konstitutionell.

Überlegen wir uns einen Augenblick, was denn eigentlich geschehen war. Das Volk hatte seine Wiener und Frankfurter Vormünder beiseitegesetzt und dem Kasernenregiment ein Ende gemacht. Es versammelte sich frei, wo und wann es wollte, beriet die öffentlichen Angelegenheiten, fasste Beschlüsse und – verlangte von den alten Machthabern und Behörden, dass sie diese Beschlüsse ausführen sollten. Das Volk blieb nicht nur vor den Thronen, es blieb auch vor der alten Staatsmaschine stehn.

Für den Augenblick gehorchte diese alte Maschine der neuen Triebkraft, und ihre Bewegung ging nur umso besser. Aber diese Loyalität der Revolution war sehr gefährlich für sie, wie sich bald zeigen sollte: weder aus Ehrlichkeit noch aus Politik wurde der neue Bund gehalten. Die Feinde der neuen Ordnung behielten die Soldaten und das Geld; sie war nicht sicher.

In diesem Gefühl der Unsicherheit war ein Brief abgefasst, den ich bei meiner Rückkehr aus Dresden, wohin ich eine Agitationsreise gemacht hatte, in Leipzig vorfand. Mein alter Freund Hermann Niemeyer schrieb mir aus Halle, wo man noch nicht aus dem alten System heraus war, es gehe dort das Gerücht, ich sei wegen aufrührerischer Reden in Volksversammlungen gefangen genommen und nach dem Königstein geführt worden. Ich möge ihn doch darüber beruhigen, wenn ich es vermöchte.

Da ich den Königstein nur vom grossen Garten aus und ohne allen Argwohn gesehen hatte und überdies die Wiener Märztage eingetreten waren, so fiel mir die Antwort nicht schwer. Niemeyer wohnte nicht nur in der noch unbewegten Hallischen Atmosphäre, er war auch so sehr der alten Dienervorstellung ergeben, dass er nie an die neue Machtquelle, den Volkswillen, geglaubt hat, obgleich er sonst eine heitre und frei angelegte Natur war. Sein Beispiel hat mich immer daran erinnert, wie schwer der Übergang aus der Bevormundung zur politischen Selbstbestimmung ist; wie der Berliner in Basel, als man ihm sagte, es gäbe kein Zollamt, ausrief: «O Gott! Wo soll ich mich denn da untersuchen lassen?!»

Der Philister und seine Welt waren freilich nicht im Handumdrehen abgeschafft. Sogar die Zensur war noch, wenn nicht Gesetz, doch Verordnung und



*Buchhändlerkompanie der Leipziger Kommunalgarde (Rottmeister,
Hauptmann, Gardist)*

wusste nicht, wo sie sich lassen sollte. Sie ragte wie ein geknicktes Rohr aus dem Strudel. Oder war sie nur eine Weile unter Wasser, um ihre Zeit wahrzunehmen und dann wieder auf zu tauchen? Wir druckten, was wir wollten; wir schlugen Plakate an die Mauern; wir beriefen so unsre Versammlungen; niemand widersetzte sich; nur die allerängstlichsten Drucker hatten noch ihren Zensor in der Brust, sonst war er ohne weitres ausser Tätigkeit gesetzt. Unter-

dessen erschien es notwendig, auch diesen Willen des Volks von seinen Feinden, den alten Behörden, vollziehn zu lassen; war es doch Brauch geworden, dass die Revolution nur auf die Werkzeuge des Despotismus drückte und es unterliess, sich ihre eignen zu schaffen. So wandten wir uns denn jetzt auch an die Zensoren um Abschaffung der Zensur. Der Hergang der Sache ist höchst charakteristisch.

Der Schritt bei den Zensoren wurde durch den bekannten Schriftsteller Oettinger veranlasst. Er besuchte mich eines Morgens, erzählte mir, wie es in den Druckereien herginge, und teilte mir mit, «die Zensoren seien vollkommen reif für eine Teilnahme an einer förmlichen Aufhebung der Zensur. Gleichwohl», meinte er, «würde es nützlich sein, wenn sie von den populären Männern der Stadt einen Anstoss erhielten und zugleich aus der Angst erlöst würden, in der sie mit den Ihrigen lebten» – eine Angst, die ihnen nur ihr böses Gewissen eingab, da sie ja nur mit Vergessenheit bestraft wurden.

Ich willigte sogleich ein. Wir begaben uns zu Blum, der mein Nachbar war, und trugen ihm die Sache vor. Sie war ganz in seinem Geschmack: er liebte «die Revolution auf gesetzlichem Wege»; und so fuhren wir denn alle drei zu einem der Zensoren, um ihm mitzuteilen, dass wir ihre Personen in Schutznähmen (Blum meinte, man müsse von ihrem Aberglauben Gebrauch machen), wenn sie wirklich, wie wir gehört hätten, die Regierung zur förmlichen Verzichtung auf die Zensur bewegen wollten. Wir befanden uns meinem alten Freunde, dem Philosophen Marbach, gegenüber. Er hatte seine Eingabe schon aufgesetzt. Diese wurde uns mitgeteilt. Wir stimmten zu und zweifelten nicht an dem Erfolg.

Allein in diesen Tagen des Sturmes wurden die sächsischen Fristen nicht innegehalten. Die Ereignisse drängten, sie überstürzten sich. Ehe noch die Regierung von Dresden – es war noch die Könneritz-Falckensteinsche – eine Antwort zurücksenden konnte, gab der Bund in Frankfurt seine Autorität über die Presse auf, die er in der Tat schon längst nicht mehr besass; und nun war für Sachsen und seine Verfassung kein Hindernis der Pressfreiheit mehr vorhanden.

So ging die Zensur in die Brüche. Die Forderungen des Volks waren unwiderstehlich, vornehmlich seit der Revolution in Wien, die dem Fass den Boden ausgeschlagen und Metternich, diesen Boden des reaktionären Fasses, als politischen Flüchtling nach Brighton geschickt hatte.

Als wir drei zusammen nach Hause zurückfuhren, scherzten wir über den Taumel, der in die alte Rumpelkammer der Polizei gefahren war, und Oettin-

ger sagte: «So weit ist es gekommen, dass jeder, der nicht irgendetwas Hochverrat begangen hat, sich schämen muss!»

Oettinger hatte so unrecht nicht. Der Despotismus war noch die Verfassung, die Souveränität der feudalen Herrn unbestritten, man petitionierte bei ihnen von den Barrikaden herab; aber das edelste Ehrgefühl trieb damals alle Welt gegen die erniedrigenden Formen des alten Joches zur Empörung.

Durch die Revolution waren allerdings ihre Gegner nicht verschwunden, aber gelähmt bis zur Ohnmacht. Niemand verteidigte ihre Ansprüche, niemand wagte die Forderungen des Volkes abzuweisen. Das Volk, das man so viele Jahrhunderte regiert, aber nicht befragt hatte, weil man ihm kein Interesse und keinen Willen zu traute, dies vergessene Volk war 1848 im März mit einem Male vorhanden, entschlossen und einig und, soweit es wollte, souveräne Macht und Gewalt. Kein Wunder, dass der Einzelne, wie Oettinger, über seine Kühnheit erstaunte und eine Ahnung davon hatte: wie die Soldaten vor den Barrikaden, so möge das Volk noch einmal vor den Kasernen verschwinden. Blum sass mit uns im Wagen ...

Das unklare Treiben des royalistischen Liberalismus war in Robert Blum wie verkörpert. Er protestierte wiederholt gegen den Namen eines Republikaners, selbst im Frankfurter Parlament, das doch ohne souveräne Macht über die Fürsten sicherlich eine Unmöglichkeit war. Aber Robert Blum wollte nicht mehr sagen, als Leipzig hören wollte, und hatte allerdings mehr Sinn für die List als für die Gewalt der Vernunft. Er besass das Talent, mit unklaren Massen unbestimmte Zwecke zu verfolgen, wie mit dem Schiller- und dem Redewörter-Verein, und hörte selbst mitten in der Revolution nicht auf, den Diplomaten zu spielen, der die Worte gebraucht, um seine Gedanken zu verbergen.

Aber ebensogut als die Liberalen hatten die Konservativen ihre Gedanken zu verbergen. Um in der Mehrheit zu bleiben, durften sie sich nicht zum Despotismus bekennen. Dies zeigte sich in Leipzig, als sie dem sächsischen «Vaterlandsverein» gegenüber den «Deutschen Verein» bildeten. Er schloss alle Beamten, Professoren, Bankiers, kurz, alles, was nicht zur Demokratie gehören und eine parfümierte Gemeinde für sich bilden wollte, ein. Dennoch stellte dieser Verein freiere Prinzipien auf, als der Vaterlandsverein ausgesprochen hatte, aber es litt keinen Zweifel, was er eigentlich war. Fanden sich doch selbst der Kreis- und der Polizeidirektor darin.

Dies war aber noch das Ärgste nicht. In der Blumschen Partei hatten wir ei-

nen Messerschmidt, der ein richtiger Zunftmeister war, aber sich für einen Demokraten hielt. Er war ein Mann von einer gewissen Beredsamkeit und eine beliebte Figur in der Stadt. Nun befand er sich in unserm Vorstande, und der «Deutsche Verein» wählte ihn ebenfalls in den seinigen. Ich hatte das Unglück, dies unmöglich zu finden, und verlangte, er solle entweder hier oder dort austreten. Der Messerschmidt aber wehrte sich wie ein Löwe, und die Mehrheit unsres Vorstands entschied sich für ihn. Er blieb also im Vorstande des demokratischen und aristokratischen Vereins zu gleicher Zeit, und genaugenommen war er ausserdem auch weder Aristokrat noch Demokrat, sogar ein Gegner der Gewerbefreiheit, die doch schon bis nach Schkeuditz herangerückt war.

Es herrschte in der Tat eine Begriffsverwirrung der ärgsten Art. Männer, deren Grundsätze und Interessen mit dem äussersten Despotismus gingen, redeten plötzlich die freisinnigste Sprache und halfen eine Revolution machen, und die Millionen, deren Rechte so grossmütig proklamiert wurden, wussten zum Teil so wenig von ihrem Funde wie das Huhn von der Perle. Eben deswegen führte dies neue Leben mit seiner Diskussion aller möglichen Gegenstände zu einer weitgreifenden Aufklärung.

Bei der Stiftungsversammlung des «Deutschen Vereins» befand ich mich als wissbegieriger Zuhörer auf der Galerie des Saales. Mein alter Freund Otto Wigand hatte sich auch zu den «besseren Klassen» geschlagen und hielt eine donnernde Rede, in der er als Forderung des Vereins aufstellte, Mitglieder des Deutschen Bundes dürften forthin nur konstitutionelle Staaten sein; und vergeblich erinnerte Julian Schmidt mit schwacher Stimme aus der Tiefe des Gewühls heraus, da er sehr klein ist, dass es ja aber vier freie Reichsstädte in Deutschland gäbe, die Republiken wären; man hörte nicht auf ihn, und wäre es nach dem «Deutschen Verein» gegangen, man hätte die vier Burgemeister der freien Reichsstädte gefürstet, und wer weiss, ob der von Frankfurt nicht heute noch ebenso souverän wäre als mancher andre, der nicht deposidiert worden ist und – trotz Otto Wigands Statut – ebenso weit davon entfernt ist, konstitutionell als republikanisch zu sein. So konservativ ist das neue Reich gewesen. Man sieht aber hieraus, dass sogar der «Deutsche Verein» die Begriffe seiner Mitglieder in Fluss brachte.

Mir genügte das indessen nicht, und ich gründete, da wir nun ja Pressfreiheit genossen, eine Zeitung, «Die Reform», um das Chaos um mich herum noch

weiter auf klären zu helfen. Aber das Publikum kümmerte sich nur um aufregende Nachrichten; mit einer rationellen Darstellung der gewaltigen Begebenheiten des Jahres konnte man kaum Leser gewinnen, und für welche Partei sollte das Blatt einstehen (später wurde es Organ der Linken in der Berliner Nationalversammlung), da vorderhand die Parteien sich noch gar nicht gesondert und wir sogar unsern Messerschmidt Löwe in den Vorstand des «Deutschen Vereins» abgeordnet hatten?

Das dankbarste Publikum waren die Massen des Volkes, denen die Vorgänge und ihr Zusammenhang, die tiefeingreifenden Prinzipien der Bewegung und ihre eignen Interessen dabei jetzt nach und nach klarwurden. Diese lasen aber nicht; man musste sie also in den Versammlungen auf klären, die sie am Feierabende besuchten; ich fuhr fort, diesen grossen Versammlungen die Bedeutung der Ereignisse, jetzt natürlich der Wiener Revolution und der Niederlage des Metternichschen Systems, klarzumachen, wie es sich in der Verschwörung der geheimen Wiener Ministerkonferenz von 1834 gegen die Verfassungen darstellte, und so wurden geheimen Konferenzen der Absolutisten die öffentlichen Konferenzen der Volksversammlungen entgegengesetzt.

Die Erfolge dieser öffentlichen Konferenzen waren rührend und erhebend. Die akademische Jugend, die Handwerker, die Arbeiter und viele Bürger, selbst Frauen und Mädchen nahmen einen so begeisterten Anteil, dass sie an sich selbst den Umschwung des Geistes, der sich vollzog, erlebten und vollkommen verstanden, worauf es ankam. Auf diese Weise erwarb ich mir viele Freunde und einen entscheidenden Einfluss. Die Gemeinschaft mit so vielen ist etwas Schönes, wenn man imstande ist, in so verhängnisvollen Augenblicken das Wort des grossen Rätsels, um das sich alles dreht und vor dem sich noch jetzt so manche Toren fürchten, auszusprechen.

Emil Ottokar Weller **Leipzigs Charakter**

unterscheidet sich wesentlich von dem anderer Städte, und nicht zu seinem Vorteile. Was hat Leipzig seit der glorreichen Februarrevolution getan? Nichts, rein gar nichts! Zuerst entwarf es durch seine Stadt verordneten eine

der zahmsten Adressen an den König, die wegen ihres Verfassers, K. Biedermann, schon nicht entschieden sein konnte; denn Herr Biedermann gehört zu den volksfeindlichsten, weil salonmässigsten Liberalen, der sich gern die Last eines Ministers mit 6'000 Tlr. Gehalt und 300 Tlr. Tafelgeld oder eines Bundestagsgesandten (der Bundestag ist nämlich bei den schwächsten Köpfen der liberalen Partei durch seine neuesten Stilübungen dergestalt in Flor gekommen, dass man ihm alle seine Sehnsucht wieder wie anno 1815 zuwendet) aufbürden liesse. Darauf folgt eine neue Adresse an den König; ein grosser Unmut spricht sich in den Schützenhausversammlungen aus, sogar ein massenartiger Zug nach Dresden kommt in Vorschlag, dem sich aber Herr R. Blum wohlweislich widersetzt, nachdem er ihn erst angeregt hat. Endlich gibt der König nach, entlässt das Ministerium und ernennt ein liberales Ministerium, bestehend aus dem Advokaten Braun, dem Abgeordneten Georgi, dem Exrektor der Universität von der Pfordten etc. Wer diese Männer kennt, die so «ehrenwert» sein mögen, als sie wollen, der weiss, wo ihr Liberalismus seine Grenze hat. Wer es mit dem Volke gut meint, der weiss, dass ein Wechsel der Form nicht das System wechselt: die konstitutionelle Regierungsgewalt, die Herrschaft des Geldsacks. Dieses liberale Ministerium ist so heuchlerisch, dass es neben die Pressfreiheit ein Pressgesetz stellt, welches jene unmittelbar wieder aufhebt, dass es das euch Arbeitern so wichtige freie Vereinsrecht mit Repressiv- (das ist: Unterdrückungs-)Massregeln beschränken will, also das, was es mit der einen Hand gibt, mit der andern Hand nimmt. Bei den Glaubensansichten ist von «Duldung» die Rede. Nach welchem Massstabe das alte Wahlgesetz reformiert werden soll, wurde auch verschwiegen. Wir aber dürfen weder von der unbedingten Pressfreiheit, weder von dem unbedingt freien Vereins- und Versammlungsrechte abgehen noch von dem Grundsatz der allgemeinen und erst hierdurch vollkommen freien Wahlen, noch von der unbedingten Befugnis, in kirchliche oder andere Gesellschaften zu treten oder nicht zu treten; was jener blossen «Duldung» sehr fern liegt. Mit den bedingten Freiheiten glaubt man uns abspeisen zu können. Was tut das liberale Leipzig? Es begnügt sich mit den ministeriellen, halben, im Grunde aber wenig sagenden Zugeständnissen; es wird selbst ministeriell. Woher diese Genügsamkeit, die man nach so viel Reden und Drohen nicht vermutet hätte? Eben in dem Reden und Drohen liegt der Grund. Herr Blum hat mit seinen schönen, prunkenden und drohenden Redewendungen die ganze Einwohnerschaft Leipzigs samt den Arbeitern eingelullt; er hat mit seinen gesetzlichen und wieder gesetzlichen und aufs

Neue gesetzlichen Forderungen, welche von jeder Tat abrieten, den Mut, die Energie der eigentlichen Volksklassen abgestumpft,, er hat einer Klügelei, einer Zurückhaltung, einer Feigheit Raum geschaffen, die es höchstens zu Worten bringt. Und das nennt man eine «grossartige» Haltung! Was haben die andern Länder, die andern Städte getan? Haben auch sie sich mit Worten begnügt? Haben auch sie solche Bagatellen, wie die ministeriellen Versprechungen sind, mit Jubel, mit Illumination begrüsst? Seht nach Hessen, nach Baden, nach Ostreich, ihr Leipziger, ihr Sachsen! Sie alle haben mehr, weil sie mit Waffengewalt nahmen, was man ihnen schnöd verweigerte. Also fasset Mut und werft die alte Genügsamkeit, das blossе Drohen von euch.

Ludwig Feuerbach **Man vergräbt sein Geld**

AN SEINE FRAU

Leipzig, den 3. April 1848 Liebe Bertha! Ich bin gestern hier glücklich angekommen. Ich habe ein Recht zu sagen, *glücklich*, weil ich leicht unterwegs ein Malheur hätte haben können, indem der Eilwagen vor Hof uns umwarf, jedoch ohne dass einer der Passagiere etwas ausser dem Schrecken davontrug. Ich kam vormittags hier an, traf aber erst *Wigand* nachmittags oder vielmehr bei Tische. Er wohnt prachtvoll. Heute ziehe ich zu ihm. Leider ist auch diese Herrlichkeit vielleicht bald dahin. Es ist eine Zeit, wo alles auf dem Spiele steht. Gegen die sichersten Hypotheken ist kein bares Geld hier zu bekommen. Von allen Seiten Bankerotte oder wenigstens augenblickliche Zahlungsunfähigkeiten, weil alles sein Scherflein ins trockene bringen will, sein Talent, d.h. sein Geld vergräbt. Wigand hat an 200'000 Taler bei tausend Häusern einzufordern. Er schätzt sich glücklich und gerettet, wenn nur die Hälfte zur Ostermesse bezahlt. Der Grund des Übels ist nicht wirklicher Mangel an Geld, sondern die Furcht, dass durch Krieg oder Arbeiterbewegungen die Wohlhabenden oder Habenden ruiniert werden, die alle Glieder lähmt, alle Geschäfte stoken macht, allen Kredit untergräbt. Ich war gestern in zwei Gesellschaften von

den entgegengesetzten, die Zeit bewegenden Grundsätzen: Republikanern, Demokraten, entschiedenen Revolutionsmännern und sogenannten Philistern, Bourgeois, d.h. Leuten, die zwar Pressfreiheit, Volksfreiheit usw. wollen, aber doch noch, wenn auch nicht an dem Königtum, doch an den Königen festhalten ... Der fünfte Band (Leibniz) ist bereits erschienen und längst auf dem Wege nach Bruckberg. Ob die anderen, mir so wichtigen Bände noch bei Wigand erscheinen, davon kann jetzt keine Rede sein, da gerade jetzt der Augenblick ist, wo alles in bangster Erwartung der kommenden Dinge ist. Man fürchtet Krieg mit Russland, wenn er anders nicht schon ausgebrochen ist; man fürchtet aber noch mehr einen Bürgerkrieg Deutschlands (zwischen Republik und Monarchie); man fürchtet für die Zertrümmerung aller Maschinen von den Arbeitern, obwohl in der letzten, vorgestrigen Versammlung derselben sie sich gegen eine solche ausgesprochen und sehr friedliche Gesinnungen an den Tag gelegt haben sollen. Trotz aller dieser Übel darf aber jetzt der Einzelne nicht klagen, denn sie sind allgemeine Übel, wir leben in einer Zeit der Krisis, der Neugestaltung. Es kann nicht anders sein. Man muss sich jetzt nur auf das Notwendigste beschränken, zufrieden sein, wenn man nur ein Stückchen Brot hat. Die Schwestern äusserten sich erfreut darüber, dass Du zu ihnen zögest, sie sähen daraus, dass Du sie «lieb habest». Ich habe nichts gegen Nürnberg, ausser dass für Lorchen aus Mangel an Garten und an Natur überhaupt in dem sandigen trockenen Nürnberg kein Platz ist, wenigstens *nicht auf längere Zeit*. Sollte die Schwester Dir den Consens unterdes zum Verkaufe ihrer Wiese gegeben haben, so verkaufe sie nicht, auf meine Gefahr hin. Es ist in diesem Augenblicke nicht geraten, in Staatspapieren sein Vermögen anzulegen. Dass es mir in dem bewegten, hiesigen Leben sehr gefällt, kannst Du dir denken. Hätte ich mich nur mit mehr Wäsche und Bequemlichkeiten versehen, namentlich auch mit einem anderen Rocke; denn mein Winterrock drückt mich in dieser Hitze nieder, und ich nehme jetzt wirklich Anstand, mir einen neuen zu kaufen. Mit *Rüge* war ich gestern zusammen und esse mit ihm heute bei Wigand. *Fröbel* ist leider nicht mehr in Dresden, sondern in Mannheim. Alles prophezeit mir hier eine baldige Vocation an eine Universität. Die Universität in Breslau hat wirklich nach den Zeitungen mich und *Rüge* berufen oder berufen wollen. Übrigens nehme ich keine Berufung im Sinne der alten Universitäten an. Freilich sind mit der Freiheit die alten Universitäten dem Wesen nach schon gestürzt, und eine Universität, die zuerst den Mut hat, mich zu rufen, verdient mich, verdient das freudigste Entgegenkommen. Doch wir wollen se-

hen, was die Zukunft bringt. Wie lange ich hier bleibe, wann (und ob) ich wiederkomme, darüber kann ich natürlich jetzt nichts sagen. Grüsse aufs Herzlichste mein liebes Lorchen, die Stadler, die Nürnberger und alles.

Dein Ludwig F.

Albin Warth

Klagen und Wünsche der Feuerarbeiter

Leipzig, 16. April Mit inniger Freude begrüße ich die Bewegungen der Gegenwart; endlich einmal ist das deutsche Volk aufgestanden, um, gemeinsam handelnd, seine Rechte als Menschen zu erlangen. Das höchste Gut, ohne welches der Mensch nichts anderes unternehmen kann, die freie Bewegung, hat sich das deutsche Volk errungen.

Es ist daher die heiligste Pflicht der Arbeiter, dass sie, als der grösste Teil unsers Volkes, von diesem errungenen Gute, der freien Bewegung, auch den richtigen Gebrauch machen; und dies erkennend, erhebe ich, ein Schlossergeselle, im Namen aller meiner Brüder, der Feuerarbeiter, meine Stimme, um die Besitzenden öffentlich anzuklagen, dass es nur infolge ihrer gegen den Arbeiter ausgeübten Despotie kommen muss, wenn derselbe sich zu Schritten verleiten lässt, welche die Sicherheit des Eigentums möglicherweise gefährden könnten.

Der aufgeklärte, der gebildete Mensch, der vernünftige Arbeiter wird niemals zu einem Unternehmen seine Hand bieten, welches als Folge eine gewaltsame Umänderung bestehender Dinge haben würde. Ist aber die Mehrzahl unserer Brüder, der Feuerarbeiter, so weit, dass wir sagen könnten, wir wissen im Allgemeinen die Vorkommnisse im öffentlichen Leben, ob politischer, ob religiöser Natur, richtig zu beurteilen? – Nein! müssen wir darauf antworten; aber zugleich hinzufügen, dass niemand, der irgendwie uns Arbeitern einige Aufmerksamkeit schenkt, es verkennen wird, wie wir von dem innigsten Bestreben durchdrungen sind, uns jene richtige Urteilskraft anzueignen, vermöge welcher allein nur der Arbeiter am Aufbau einer schönen Zukunft unsers lieben deutschen Vaterlandes kräftig teilnehmen kann.

Der Ausführung unsers innigen Wunsches, uns eine vernünftige Anschauung vom öffentlichen Leben zu verschaffen, steht aber ein Damm entgegen, den zu durchbrechen und dann ganz wegzuräumen unsere erste Aufgabe sein muss. Ich meine hier die Arbeitszeit, welche in Betracht unserer schweren Ar-

beit zu lange dauert. Der Schlossergeselle nämlich muss von früh 5 Uhr bis abends 7 Uhr am Amboss, am Feuer oder am Schraubstock stehen und tüchtig zugreifen; während dieser 14 Stunden gönnt ihm sein Meister zum Frühstück eine halbe Stunde, zum Mittagessen aber nur höchstens 10 Minuten Zeit; so dass gleichsam dem Gesellen ein Befehl zum Geschwindessen dadurch gegeben ist! Hat nun unsereiner in dieser Arbeitszeit von 13 Stunden und 20 Minuten den Hammer tüchtig geschwungen, die Feile gehörig gehandhabt, oder ist durch die Glut der Kohlen die Kreisbewegung des Blutes aufs Höchste gespannt worden, so wird es jedem einleuchten, dass nach eingetretenem Feierabend sich der Geselle nach Ruhe sehnt, dass er durch das Naturgesetz zur Ruhe getrieben wird, denn er ist durch die anhaltende körperliche Anstrengung körperlich und geistig zugleich zu abgespannt, um daran denken zu können, seinem Wunsche nachzugehen und sich die ihm nötige Bildung durch Lesen guter Schriften zu verschaffen; er ist zu abgespannt, um mit Aufmerksamkeit den Vorträgen in den nun gottlob endlich einmal abzuhalten erlaubten öffentlichen Versammlungen zuhören zu können.

Mit den Schmiedegesellen ist es noch schlimmer; die müssen bei viel schwererer Arbeit als die der Schlosser sogar noch eine Stunde länger arbeiten, und was das beklagenswerteste noch bei ihnen ist: sie müssen sich von ihren Meistern mit «du» anreden lassen, wodurch sie förmlich zu deren «Knechten» gemacht werden.

Das ist aber noch nicht alles, worüber wir zu klagen hätten, und um mir für künftig noch mehreres zur Veröffentlichung aufzusparen, soll nur eins für heut noch erwähnt werden; es ist dies nämlich das Nachtlager. Mancher unserer Meister denkt menschlich und sorgt in dieser Beziehung auch für uns so, dass wir nicht klagen können; aber mancher wiederum denkt nicht menschlich, und über diese will und muss ich hier die Stimme der öffentlichen Anklage erheben.

Hat der Schlosser- oder Schmiedegesell den Tag über am Feuer gestanden, so zwar, dass er halb gebraten wurde, hat er den gewichtigen Hammer geschwungen, hat er sich mit schweren Eisenstücken herumgeplagt, so zwar, dass ihm des Abends die Knochen im ganzen Leibe brummen, so muss ihm von Gott und Rechts wegen auch ein vernünftiges Nachtlager zukommen. Aber da komme ich auf den rechten Punkt. Mancher Tagedieb, mancher Glücksvogel, dem der Zufall ein sorgenloses Leben gegeben, legt sich abends, nachdem er den Tag über Gott weiss was für nichtswürdige Dinge ausgeführt hat, in sein sicheres, bequem eingerichtete Nest. Aber der Schlosser- und

Schmiedegesell, wie steht es bei dem? Ist er bei einem Meister, der kein menschliches Herz im Leibe hat, so muss er vier, oft fünf Treppen auf den Oberboden hinauf, und nachdem er sich an den Balken und Sparren, im Dunkeln tappend, den Kopf halb eingerennt, fährt er in sein mit Federn spärlich gefülltes Bett. Aber kaum dem Einschlummern nahe, wird ihm das heilige Naturrecht, der Schlaf, gewaltsam entzogen durch eine Anzahl Tierchen, die unverschämt genug sind, nicht darnach zu fragen, ob der Feuerarbeiter der Nachtruhe bedarf oder nicht; er wälzt sich hin und her und bringt die halbe Nacht in einem schrecklichen Zustande hin; ist er nun beim heranzubrechenden Morgen endlich dem Einschlummern nahe, so dauert es nicht lange, und die fünfte Stunde rückt heran, um ihn wieder an die schwere Arbeit zu rufen. Das gilt vom Sommer. Im Winter ist es wieder etwas anderes, was uns Gesellen in manchen Werkstellen arg mitspielt. Anstatt nämlich der Meister für ein sicheres Nachtlager seiner Gesellen Sorge tragen soll, muss der Geselle oftmals erst den Schnee vom Oberbette herunterstreichen, ehe er ins Bett hineinsteigen kann; wacht er aber des Morgens auf, so ist es mir wenigstens, der ich bei manchem Meister schon gearbeitet habe, hier und da begegnet, dass das ganze Gesicht förmlich zugeschnitten war. Ist das recht? Hat der Geselle, der dem Meister den Geldbeutel füllen muss, nicht das heiligste Recht, ein sicheres Nachtlager zu fordern? Hat er nicht das unbestreitbare Recht, von seinem Meister ein reinliches Bett zu fordern, so zwar, dass ihm kein Ungeziefer die so nötige Nachtruhe rauben kann? Ist es ferner ein Unrecht, wenn der Feuerarbeiter seinen Arbeitgeber um Verkürzung der Arbeitszeit bittet, damit er mehr Zeit habe, seine untereinander liegenden falschen Begriffe vom öffentlichen Leben durch Lesen guter, volkstümlich geschriebener Schriften zu ordnen, um, wenn er dann später einmal selbst Arbeitgeber geworden, als tüchtiger Staatsbürger bei Begründung oder Erweiterung des Gemeindewohls kräftig mitwirken zu können?

Wer sich auf den Standpunkt der Unparteilichkeit stellt, wird mir recht geben in den eben ausgesprochenen Punkten; er wird mir ferner beistimmen, wenn ich behaupte, dass nur infolge der so sehr mangelhaften, oft gar nicht vorhandenen Bildung des Arbeiterstandes es kommen muss, wenn die Arbeiter den Predigern einer gewaltsamen Umwälzung aller bestehenden Dinge nur gar zu gern ihr Ohr leihen und jeden andern Vernünftigen, der, und zwar mit Recht, von solchen Schritten abmahnt, für einen Verräter halten und, wie es schon

vorgekommen, ihn für seine redlichsten Absichten sogar mit Gefährdung seines Lebens bedrohen.

Ist der Arbeiterstand erst so gebildet, wie es für ihn nötig ist, dann wird es nimmer möglich sein, dass der Kommunismus von demselben falsch verstanden wird; dann wird die Furcht der Besitzenden vor den Besitzlosen zu einer Lächerlichkeit; dann erst, und was die Hauptsache ist, dann erst kann das deutsche Vaterland auf eine glückliche Lösung seiner gegenwärtig so schwierigen Fragen mit unerschütterlicher Zuversicht entgegensehen.

Wir Arbeiter streben nach der für uns nötigen Bildung, weil wir zu dem Heile des Vaterlandes mitwirken wollen, mitwirken müssen – man höre daher auch unsere Klagen, unsere Wünsche und trage dazu bei, dass sie auch gehört und erfüllt werden.

Die Wahl zum Nationalparlament

Nachdem wir gestern das Resultat der hiesigen Nationalvertreterwahl schon mit kurzen Worten mitgeteilt, wollen wir heut einen ausführlichen Bericht darüber folgen lassen. Gestern, vormittags um 9 Uhr, versammelten sich die Wahlmänner im Hotel de Prusse zu einer zweiten Vorberatung, in der jedoch ebensowenig etwas ausgemacht wurde wie in der ersten. Beide Parteien gewannen die Überzeugung, dass an ein friedliches Übereinkommen, an ein einträchtiges Zusammenwirken nicht zu denken und der Wahlkampf nicht zu vermeiden sei. Die Gegner Blums hatten, da sie ihren Chef Biedermann nicht der Gefahr einer Niederlage aussetzen wollten, sonst aber aus ihrer Mitte keinen ebenbürtigen Gegenkandidaten stellen konnten, ihr Augenmerk auf einen Auswärtigen gerichtet, und zwar auf den Buchhändler Bassermann in Mannheim, den Schwager des Pastors Harless und Intimus des zweideutigen Mathy. Davon sagten sie jedoch vorläufig kein Wort, sondern man erfuhr es nur unter derhand. Gegen 10 Uhr begaben sich die Wahlmänner in das Bürgerschulgebäude, wo die Wahl vorgenommen werden sollte. Die Sitzung war öffentlich, also das Publikum auf den Galerien zugelassen. Da aber auf den letzteren nur eine verhältnismässig sehr geringe Anzahl Platz fand, so verlangte das Volk Eintritt in den Saal selbst und versuchte, da die Tür verschlossen blieb, densel-

ben mit Gewalt zu erzwingen. Indes gelang es den Bemühungen und Vorstellungen des trefflichen Bürgermeisters Klinger, der hierbei von einigen Wahlmännern unterstützt wurde, das Volk von diesem Vorhaben, das leicht als Wahlbeherrschung gedeutet werden könnte, abzubringen. Die versammelte Menge versprach, auf dem Platze vor der Bürgerschule ruhig das Ergebnis der Wahl abzuwarten, und sie hat ihr Versprechen gehalten.

Die Wahlhandlung selbst eröffnete Bürgermeister Klinger als Kommissar der Regierung mit einer Ansprache, die sowohl seiner Gesinnung als seiner Einsicht Ehre machte. Er sagte, die Stellung eines Wahlkommissars sei früher oft gemissbraucht worden, um Einfluss auf die Wahl zu üben. Er seinerseits werde sich einer solchen Einwirkung gänzlich enthalten; er werde weder auf die Wichtigkeit der Wahlhandlung noch auf die Pflichten eines Wahlmannes aufmerksam machen; denn solches einer intelligenten und politisch gebildeten Wählerschaft erst noch sagen, hiesse sie beleidigen. Man müsse voraussetzen, dass jeder, der hierhergekommen, hierüber mit sich im Klaren sei, und so sei es das Beste, ohne Weiteres zur Wahl selbst zu schreiten. Dies geschah denn auch. Zu den Wahlmännern hatte die Stadt Leipzig 59, die umliegende Landschaft 13 Personen gestellt. Summa: 72. Von diesen fehlte nur einer, Dr. Arnold Rüge, welcher eine notwendige Reise hatte unternehmen müssen. Zur absoluten Majorität waren also 36 Stimmen erforderlich. Das erste Scrutinium ergab sofort für Robert Blum 49 Stimmen. Die übrigen 22 hatte Bassermann erhalten. Als die 36., entscheidende Stimme für Blum verlesen ward, brach auf den Galerien ein Beifallssturm los, der nicht enden zu wollen schien. Ein donnerndes Hoch auf die Wahlmänner folgte. Vom Fenster herab rief eine Stimme der unten versammelten Menge zu: «Blum ist gewählt!» – und alsbald tönte auch der Jubelruf von unten herauf. Es lag etwas Ergreifendes in dieser Manifestation der Volkssympathien. Bei der Stellvertreterwahl wurde nun ebenfalls der Kandidat der entschiedenen Partei, Dr. Heinrich Wuttke, mit 41 Stimmen durchgesetzt, 27 Stimmen fielen auf Bassermann und 3 vereinzelt sich auf Klinger, Dr. Bertling und Otto Wigand.

Wuttke, der mit unter den Wahlmännern anwesend war, erklärte sich auf die Aufforderung des Wahlkommissars dankend zur Annahme der Wahl bereit. Bezeichnend war es übrigens für die Gegner, dass sie, welche noch den Tag vorher Wuttke zum National Vertreter vorgeschlagen, ihm jetzt nicht einmal ihre Stimmen zum Stellvertreter gaben. Wir überlassen es dem Publikum,

den richtigen Ausdruck für ein solches Verfahren aufzusuchen, und erwähnen nur noch, dass, sobald auch die 36. Stimme für Wuttke gefallen war, aus dem Fenster über 1'000 bedruckte Zettel, welche das Resultat beider Wahlen verkündeten, auf die unten harrende Menge herabgestreut wurden. Der Verleger des «Generalanzeigers» hatte sie in der sichern Voraussetzung, dass die Wahlen so ausfallen würden, wie sie wirklich ausfielen, im Voraus drucken lassen.

Der 7. Mai war ein glorreicher Tag für Leipzig. An ihm feierte die wahre Volksmeinung einen entschiedenen Sieg über die unwürdigen Bestrebungen einer Minderzahl. Welche Hebel waren gegen Blum in Bewegung gesetzt, welche Ränke gegen ihn gesponnen, welche Verdächtigungen gegen ihn ausgestreut worden! Alles umsonst. Gestern sprach das Volk, und die Agitation gegen den Mann des Volkes zerfiel in nichts!

Die Parteien in Leipzig

Wie überall, so haben sich seit den Märztagen auch in Leipzig die politischen Parteien voneinander gesondert und in ihren Eigentümlichkeiten sich schärfer ausgeprägt. Es gibt hier folgende Parteien:

I. Die Rechte, welche alle Anhänger des vorigen Systems in sich vereinigt und notgedrungen zwar die Tatsache der Revolution anerkennt, aber die logischen Folgerungen daraus nicht ziehen will. An ihrer Spitze stehen, wie überall bei derartigen Parteien, keine bedeutenden Persönlichkeiten, sondern nur Leute, die vermöge ihrer Stellung oder ihrer Glücksgüter Bedeutung haben. Sie wollen unter konstitutionellem Aushängeschild den Absolutismus. Ihr Organ ist der Deutsche Konstitutionelle Verein.

II. Das rechte Zentrum. Hierher gehören alle Indifferenten sowie diejenigen, welche, ohne dass man früher je von ihnen gehört, sich urplötzlich in Politiker und Volksmänner umgewandelt haben; ferner alle diejenigen Bürger, welche nur an sich selbst denken, welche aus der Geschichte nichts gelernt haben, den Volkswillen nur in sich selbst zu finden glauben und die allgemeine Politik nach ihren häuslichen Angelegenheiten zu ordnen beabsichtigen. Sie wollen unter konstitutionell-demokratischem Aushängeschild im Grunde des Herzens nichts als einen gemässigten Absolutismus. Ihr Organ ist der Deutsche Verein.

Leipziger Strassen - Gruppen.
Stadtsoldat, Sänfenträger, Kohlenträger.



J. P. Sch.

„Wenn de na Markbranscht kimmst, da gries o in Thorschret-
ber vun mir recht schöne.“

Stadtsoldat – Sänfenträger – Kohlenträger

Leipziger Strassen - Gruppen.
Altenburgische Landleute. Gipsfigurenhändler.

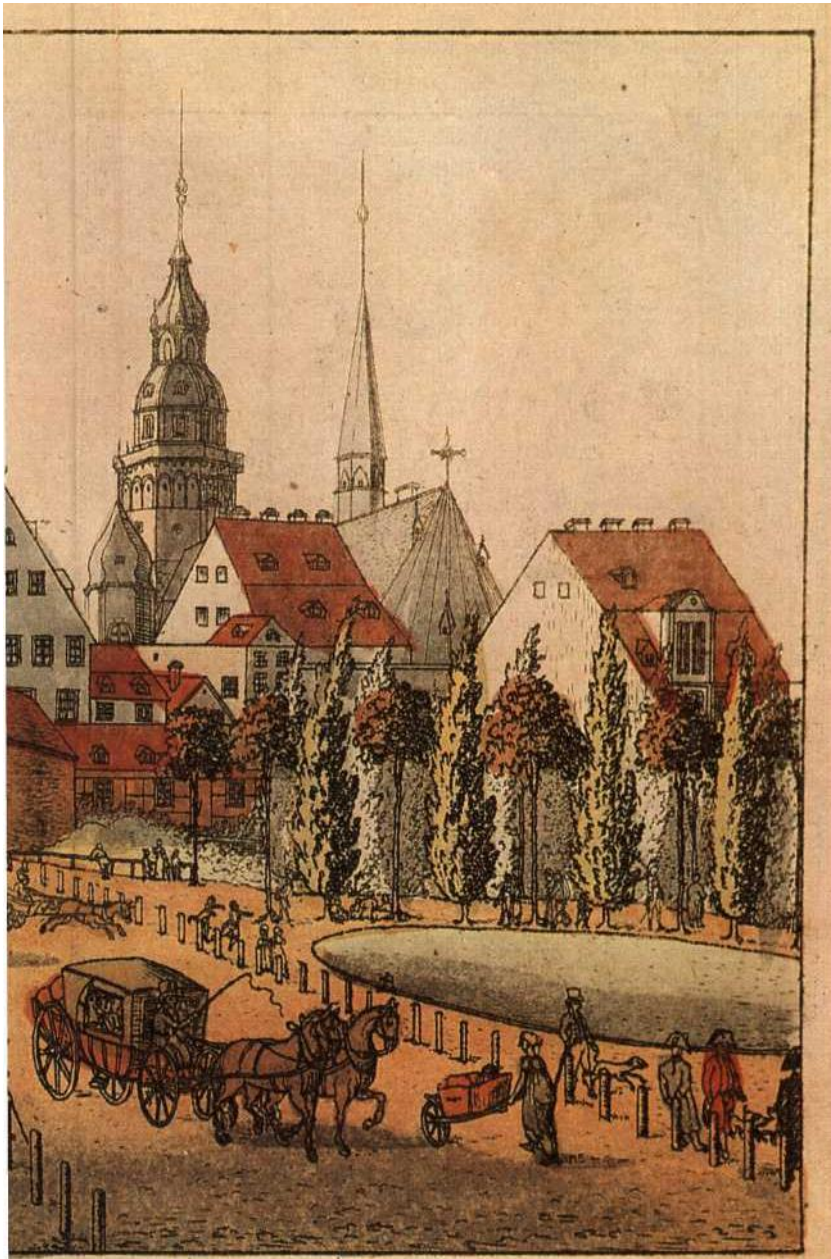


Kauf' schön Figur kauft!!

Altenburgische Landleute – Gipsfigurenhändler



Grimmaisches Tor



Lindenstädtler Bilderposser.
Argwohn des Geliebten.

Heft 7.

N^o 1



„Hörst Fieko, das pfeift durchs Holz! — Ich rathe dir: Mach’ mir kein
Wippen vor!!!“

Argwohn des Geliebten

*Lindenstädter Bilderpossen.
Die Bekanntschaften.*

Heft I.

N^o 2.



„Die Herren kenne ich Alle, — Einige aber ganz genau.“

Die Bekanntschaften

1^{re} Bataillon Leipziger Communal-Garde.
VIII^e Compagnie.



Leipziger Kommunalgarde

III. Das linke Zentrum. Hierher gehören alle Liberalen der letzten 10 Jahre, obgleich sie den jetzt von aller Welt in Anspruch genommenen Titel «liberal» nicht mehr beanspruchen, sondern «radikal» genannt sein wollen. Ihre Anzahl ist nicht gross, aber man zählt die politisch bedeutendsten Männer zu ihnen, und sie werden durch die «politischen Republikaner», welche die Republik ohne gewaltsamen Umsturz wollen, bedeutend verstärkt. Dem linken Zentrum schliesst sich die grosse Masse des Volkes an, welches in dem frühem aufopfernden Wirken dieser Männer auch eine Garantie für die Zukunft zu erblicken glaubt. Das linke Zentrum steht auf dem Boden der Revolution, d.h., es datiert die Freiheit der Völker nicht von dem guten Willen der Fürsten, sondern von dem Willen des Volkes her. Es will den gesetzmässigen Fortschritt, es will eine garantierte Freiheit, sei es in konstitutionell-monarchischer, sei es in gesetzmässig herbeigeführter republikanischer Staatsform. Ihr Organ ist der Deutsche Vaterlandsverein.

IV. Die Linke. Hierher gehören die «sozialen Republikaner», grösstenteils Leute von Überzeugung, aber von etwas überspannten Begriffen, die das Heil der Welt nur in Verwirklichung unausführbarer gesellschaftlicher Theorien suchen und dadurch selbst dem Kommunismus in die Hände arbeiten. Ihrer Zahl nach ist sie die kleinste der Parteien, auch zählt sie bis jetzt keine hervorragenden Persönlichkeiten. Sie will die Republik auf sozialen Grundlagen, was man in Frankreich im Gegensatz zu der politischen (Lamartinschen) Republik die rote Republik nennt; sie arbeitet sonach an einem Probleme, welches bis jetzt noch nicht gelöst ist. Ihr Organ ist der Demokratische Verein.

Die Grössen der Politik

Fast in der Mitte der Petersstrasse in Leipzig, nicht weit vom Hotel de Bavière, liegt ein grosses Gebäude mit Durchgang nach dem neuen Neumarkt. Die Leute nennen es Hohmanns Hof. Es zeichnet sich vor den übrigen Häusern noch dadurch aus, dass sich über der Einfahrt desselben schon seit vielen Jahren zwei Figuren langweilen, deren Bedeutung nicht recht klar ist. Sonst ein altes graues Mauerwerk.

Im Hofe links führt eine bequeme Treppe hinauf in das erste Stock. Schon an dem Schmutz dieser Treppe lässt sich erkennen, dass hier eine sehr lebhaft

Passage ist und keine sorgsame Hausfrau die Aufsicht führt. Zwanzig Stufen hoch, und man erblickt über dem Eingang einer Glastür ein Schild, auf dem einfach das Wort steht: Museum.

Das Institut ist zu bekannt, als dass es noch einer Beschreibung bedürfte. Durch seine Reichhaltigkeit, durch treffliche Einrichtung und Grossartigkeit zeichnet es sich vor vielen andern derartigen Anstalten vorteilhaft aus. Was Deutschland an guten politischen und andern Journalen produziert, ebenso die besseren französischen und englischen, findet man da oben. Dort trifft man auch das intelligente Leipzig, das literarische Pleiss-Athen, den Geschäftsmann wie den Professor, den Studenten wie den Philister, Aristokraten und Republikaner. Die meisten Reisenden, wenigstens die, welche nicht allein in Kaffee und Korinthen machen, besuchen das Museum, und das Fremdenbuch verbirgt eine der schönsten Sammlungen von Faksimiles.

Von dort aus werden die meisten deutschen Zeitungen mit Korrespondenzen versorgt. Wenn die Tische erzählen könnten, wie diese Berichte fabriziert, wie sie aus einer und derselben Feder doch so verschieden lauten, bald liberal, bald konservativ, bald für, bald gegen Blum, je wie es eben der Redakteur der Zeitung verlangt, an den sie gerichtet, es würden da kuriose Dinge zum Vorschein kommen, lichtscheue Tatsachen. Und wie man dem Freunde einen Namen macht in der Literatur, wie alle Journale von seinem neuesten Opus sprechen, wie nächstens wieder etwas Grosses von ihm zu erwarten und wie man Deutschland nicht genug auf einen seiner genialsten Dichter aufmerksam machen könne – das alles ist da oben besorgt worden, und der Ruhm ist auch wirklich fertig geworden und hat volle acht Wochen gedauert.

Aber auch mancher wahre Dichter hat da oben in der Ecke eines Sofas geträumt, schöne grosse Träume, von denen keiner – keiner in Erfüllung gegangen. Es ist so kühl da oben im Sommer und im Winter so wohlfeil warm, und der Inspektor ist so gefällig. Die Zeit der Arbeit ist vorüber, man hat gut gegessen oder auch nicht, man will jedenfalls flanieren, flanieren mit Weltgeschichte und seinen Gedanken. Da gibt's in Leipzig nur einen Ort – das Museum. Dort wird Politik mit Mokkatrank, Republik mit bayrischem Bier eingesogen. Die Sofas sind so schwellend, der Sammet so weich, auf jedem Tisch, in jedem Fache lagert Weltgeschichte und Poesie, und alles ist so still ringsum. Man lehnt sich zurück in die schwellenden Kissen, in der Linken das papierne Zeitalter, in der Rechten das feine Havannakraut. Man liest – man liest auch nicht.

Wie stille weisse Schwäne kommen sie gezogen, die Träume vom grossen Vaterland, vom freien einigen Deutschland. Und wie stumme weisse Schwäne ziehen sie weiter, immer weiter, und nichts bleibt zurück als das tief klare deutsche Wasser, auf dem die stillen Träumer kaum eine Spur der Bewegung zurücklassen. Armes Deutschland! Da plötzlich Stimmen im Nebenzimmer. Republik und konstitutionelle Monarchie sind hart aneinandergeraten, der Kampf wird lebhaft, herüber und hinüber sprühen die Geistesfunken. Dort das Herz und die Überzeugung, hier die Berechnung, der Egoismus auf den breitesten Grundlagen. Der Traum ist verflogen. Die Vorkämpfer erhalten Sukturs, ein Kreis bildet sich, die Gemüter erhitzen sich mehr und mehr, und die Zigarren gehen aus, man nimmt teil am Kampfe, bis plötzlich ein Praktikus mit schlagenden Gründen die Kämpfenden trennt und alles auseinandergeht. Deutschland ist noch einmal gerettet, man lehnt sich wieder behaglich zurück in die Kissen, man flaniert weiter.

Wenn Deutschland nicht einig ist – das Leipziger Museum ist nicht schuld daran. Da oben ist so viel zusammengerissen, so viel aufgebaut, so viel gehofft, geglaubt und gestritten worden! Wenn auch der Hohn auf der Lippe spielt, das Herz hängt doch mit allen Fasern am lieben Vaterlande, an der Scholle, die uns geboren. Und wenn diese Scholle frei werden, wenn sie gross und mächtig dastehen könnte, den andern Schollen gegenüber ..., ach! wir haben daran geglaubt in den Februar- und Märztagen, als wir Kopf an Kopf da oben standen und aufmerksam horchten, was uns der Vorleser von den Barrikaden Berlins und Wiens vortrug; gezittert haben wir vor Freude und Kampfeslust und haben uns still die Hände gereicht und tief hineingeschaut in die Augen, und einer hat es dem andern gesagt: Nun wird alles gut werden – alles gut.

Es ist aber nicht gut geworden, und die Schmiede der alten Ketten arbeiten schon wieder lustig an den neuen Fesseln. Deutschland hätte uns wohl den Gefallen tun können, uns, die wir auf dem Museum so viel gehofft und geglaubt und so lange geharrt haben. Es will mich doch bedünken, als wäre das Mass nun voll, gerüttelt und geschüttelt, als wären die Lügen nun alle verbraucht, womit die Bedientenhaf tigkeit der deutschen Zeitungen das ehrlich germanische Gemüt berückt, als müsste das Mass nun überlaufen, das die Henker Deutschlands mit Schande und Blut gefüllt.

Nehmt euch in Acht, ihr Herren, hetzt ihr das Volk durch neue Tollheiten zur Wut, es wird zum zweiten Male nicht «hochherzig» die Barrikaden verlasssen und schwarz-rot-goldene Fahnen schwenken, wenn ihr hanswurstartig

durch die Strassen zieht. Aug um Aug und Zahn um Zahn wird es vergelten, und das Zorngericht des Volkes wird furchtbar sein und alle – alle zermalmen, die vergassen, was sie versprochen.

Oft, wenn ich, in der Ecke eines Sofas hingeworfen, ohne Ziel und Absicht meine Blicke über die lesenden und sprechenden Besucher des Museums hinstreifen liess, ist mir der Gedanke gekommen, einen und den andern, der es just verdient, je nach seiner Persönlichkeit und politischen Richtung zu porträtieren. Jetzt, mitten unter Blumen und wogenden Fruchtfeldern, im Duft des nahe liegenden Waldes und im stillen Frieden meines Dörfchens, habe ich in flüchtigen Skizzen diesen Vorsatz ausgeführt. Nehmen Sie davon, was der Öffentlichkeit angehört, vielleicht, dass es doch manchen Ihrer Leser interessiert. Es sind leichte Federzeichnungen, aber ähnlich dürften sie alle sein.

Biedermann, Professor und Buchhändler, jetzt in Frankfurt Reichstagssekretär. Elegante Gestalt, blasses, interessantes Gesicht. Unter dem matten Auge und der Adlernase ein feingeschnittener Mund, der sehr vornehm zu lächeln versteht. Jeder Zoll ein Hofmann. Im Innern wie im Äussern Diplomat. Spricht äusserst gewählt und elegant und weiss als Präsident die Debatten einer Versammlung meisterhaft zu leiten. Ein Mann von Talent, von bedeutendem Wissen, durch seine Persönlichkeit von grossem Einfluss und – doch kein Mann.

In entscheidenden Augenblicken zaghaft, unentschlossen bis zur Feigheit, hat er es nie verstanden, die Gelegenheit beim Schopf zu nehmen und kräftig und energisch aufzutreten. Ein Ministerfrack macht ihn stutzig, vielleicht, weil er selbst einen tragen möchte. Durch die Verhältnisse mehrere Male zur Opposition gedrängt, hat er immer wieder eingelenkt und jenem halben vertrockneten Liberalismus gehuldigt, der ohne Entschiedenheit, ohne Tatkraft, ohne Halt und Prinzip wohl Phrasen in Menge, aber keine Taten hat. Vielleicht, dass er das Gute (ohne Egoismus) will, aber ihm fehlt das Mark der entschlossenen, entschiedenen Gesinnung und auch die Begeisterung. Er ist und bleibt Professor.

Trotz alledem ein wackerer Kämpfer, der den Händedruck aller Braven verdient. Er hat viel gelitten und wenig Anerkennung gefunden. Seine Eitelkeit ist oft verletzt worden, besonders in Leipzig durch Blum, der ihn durch sein entschiedeneres, tatkräftigeres Auftreten immer wieder in den Hintergrund schob. Biedermann wird es nie vergessen, dass man bei der bekannten Balconszene auf dem Rathause unter stürmischem Jauchzen nach Blum verlangte,

während er sprach und erklären wollte. Der Herr Professor musste damals dem ehemaligen Gürtlergesellen weichen, musste abtreten, Blum sprach, sprach jene gewichtigen Worte, die Biedermann nie über seine Lippen gebracht, und seine Rolle, die er in den ersten Tagen des März nicht ohne Anerkennung zur Darstellung brachte, war rasch ausgespielt. Das kann, das wird der Herr Professor dem einfachen Manne aus dem Volke nie verzeihen. Blum und Biedermann können schon deshalb nie Zusammengehen.

Biedermann ist der Abgott der sogenannten liberalen Advokaten und Patrizier Leipzigs. Diese Leute lieben das Halbe, Unentschiedene, «den Boden des historischen Rechts», die Freiheit für sich, aber nicht für andere, und das alles wird durch Biedermann trefflich vertreten. – Der Gefeierte scheint sich leider auch damit begnügen zu wollen, so armselig auch der Lohn ist.

Biedermann hat keine Zukunft, die Zeit hat ihn überholt; höchstens dass er einen Ministerposten erwischt, der ihn gänzlich stürzen wird. Er liefert den Beweis, dass das Talent jetzt nicht mehr ausreicht, wenn Gesinnung und Tatkraft fehlen.

Robert Blum. Deutschland kennt fast sein Gesicht so genau wie sein Herz. Unter den vielen Porträts, die von ihm existieren, ist das jüngst in Frankfurt erschienene das Beste. Dicker Kopf mit blondem, sorgsam gepflegtem Lockenhaar, fabelhaft hässliche Nase, unbeholfene dicke Mittelfigur, kleines graues Auge und im ganzen Gesichte auch nicht eine Schönheitslinie – das ist sein Bild, das Bild eines der besten deutschen Männer. In seinem Auftreten sicher und bestimmt, im Privatleben sans gêne, in der Öffentlichkeit ernst und würdig, kennt er in seiner eisernen Ruhe keine Verlegenheit, keine Störung. Nichts kann ihn aus der Fassung bringen, sturm- und nietenfest durch und durch, würde er mit keiner Wimper zucken, und wenn eine Welt neben ihm unterginge.

Blum ist mehr als ein Talent, er ist ein Genie. Einer von den wenig begabten Menschen, die zu gleicher Zeit eine Unterhaltung führen, dabei Briefe schreiben und nebenbei noch einen Aufsatz diktieren können, hat ihn die Glücksgöttin mit einem Rednertalent beschenkt, wie es wenige neben ihm besitzen. Seine Stimme durchdringt alles. Wenn er auf die Tribüne tritt, herrscht Totenstille. Man weiss, er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Seine Aktion ist einfach, ohne Leidenschaft, die Worte rollen monoton, langsam, aber ohne Anstoss aus der Brust. Selten, dass er sich verspricht. Seine Rede reisst nicht hin, er spricht ohne äussere Glut, aber jedes Wort hat Kraft,

jedes ist mit Überzeugung gesprochen. Dann und wann, wenn ihn der Hass spornt, erhebt sich die Stimme etwas, aber nur auf Augenblicke, und die Worte rollen wieder monoton und langsam durch den Saal wie vorher.

Die Ruhe, mit der er spricht, ist seine grösste Macht. Es liegt in dieser starren Kaltblütigkeit, in dieser Sicherheit eine entwaffnende Kraft. So eisern kalt, so sicher und ruhig kann nur ein Mensch reden, der die Überzeugung der Wahrheit für sich hat. Unwillkürlich drängt sich bei ihm der Gedanke auf, der Mann muss wahr sein, der muss es ehrlich meinen. Diese Macht kennen seine Feinde, und sie fürchten sie mehr als seine schriftstellerische Tätigkeit. Sie wissen, dass Blum durch seine Worte Tausende beherrschen, dass er den Sturm der Leidenschaft hervorrufen, aber auch beschwichtigen kann. Das Volk, das ihm unbedingt gehorcht, vergöttert in ihm den Dolmetscher seiner Gefühle, und deshalb hassen ihn alle die, die nur sich und nicht das Volk lieben.

Aber Blum ist nicht nur ein Genie, er ist auch ein Charakter. Was er will, hat er von Anfang an mit Konsequenz durchgeführt und wird es durchführen, bis er's erreicht oder untergegangen ist. Sein Hass gegen alles Schlechte, gegen jede Unterdrückung ist so grenzenlos, wie seine Liebe für das Volk echt und lauter ist. In ihm hat die Religion der Freiheit einen Apostel gefunden, der fest und unerschüttert wie ein Fels in dem Wellenschlage der Zeit stehen wird, selbst wenn sie sich alle beugen, die sonst mit und neben ihm kämpften. Wie er immer nur das Ganze und Entschiedene gewollt, so will er auch die ganze volle Freiheit, ohne Vorbehalt, ohne jede Fessel, ohne alle Beschränkung, die volle Souveränität des Volkes. Für diese wird er kämpfen bis zum letzten Atemzuge.

Stark und unerschütterlich im politischen Leben, ist er einfach, heiter und anspruchslos in seiner Häuslichkeit, ein treuer Gatte und ein sorgsamer Erzieher seiner Kinder. Umsonst haben es seine Feinde versucht, sein Privatleben mit dem Kote ihrer Verleumdungen zu beschmutzen; immer ist das Lügengewebe ohne sein Zutun wieder zerrissen, und rein und makellos, ein ehrenwerter, braver Mann, steht er seinen Mitbürgern gegenüber, die in ihm ebenso den politischen wie seinen Privatcharakter achten.

Deutschland ehrt in ihm einen seiner besten und unerschrockensten Vorkämpfer. Und Deutschland kann auf ihn bauen. So lange die rohe Gewalt ihn nicht physisch zu Boden schlägt, so lange wird Blum das Banner der Freiheit vorantragen, und so lange wird er kämpfen für die Rechte des Volkes, bis sie alle errungen, oder – bis er selbst vernichtet ist ...

Arnold Rüge, pommerscher Philosoph, Leipziger Buchhändler und Halle-scher Doktor. Breite, stattliche Figur, blond von Haaren mit dito Schnurrbart und blauen Augen, ein heiterer lachender Philosoph, der das Leben geniesst, wie es sich gebietet. Witzig und geistreich, im Gespräch voller Spott und Sarkasmus, aber kein Redner. Seinem behäbigen, prosaischen Pächterexterieur sieht man es nicht an, dass sich dahinter einer der tiefsten und kühnsten Denker Deutschlands verbirgt.

Rüge hat als Philosoph eine grosse Vergangenheit («Hallesche» und «Deutsche Jahrbücher») und als Politiker vielleicht eine grosse Zukunft. In seinen Prinzipien bis zum Erschrecken konsequent, steht er jetzt an der Spitze einer demokratischen Partei, die keine Accomodation in religiösen wie in politischen Dingen kennt. Seine Losung heisst: Wahrheit ohne Rückhalt. Er predigt sie, unbekümmert um alle Anfeindungen und Verleumdungen, schroff und verletzend, wie die Wahrheit immer klingt. Dies und der beissende Spott, mit dem er sich über alles ergiesst, was uns bis jetzt heilig war, der humoristische Stempel, den er allen, selbst den ernstesten Fragen der Zeit aufdrückt, das Schroffe, Zerstörende, was in allen seinen Urteilen liegt, haben ihn vielen seiner Freunde wieder entfremdet, die sonst gern unter seinem Banner gefochten. Rüge steht fast allein da, aber wo seine Streitaxt hinfällt, da bricht sie Bahn und macht Platz für die Nachdrängenden, die, weniger kühn als er, nicht den Mut des Angriffs haben.

In neuester Zeit ist sein Name wieder oft genannt worden. Sein Kampf für den Humanismus, der auf Vernichtung jeder Nationalität oder wenigstens jedes Nationalhasses hinarbeitet, würde mehr Anerkennung finden, wenn ihn Rüge nicht persönlich auskämpfen wollte. Statt zu versöhnen, erbittert auch hier seine verletzende Schroffheit und bewirkt just das Gegenteil von dem, was seine Lehre erzielen will. – Rüge ist im Privatleben einer der ehrenwertesten Charakter. Verstünde er in seiner politischen Wirksamkeit mehr das versöhnende Element aufzunehmen, wäre sein persönliches Auftreten weniger schroff und klammerte er sich mehr an die Wirklichkeit als an Theorien, er würde unendlich viel wirken können. Er ist einer der kühnsten, genialsten Denker, einer der unerschrockensten Kämpfer, ein Mann, der seiner Zeit weit vorgeeilt ist.

Heinrich Wuttke, vor Kurzem zum ordentlichen Professor der Universität Leipzig ernannt. Kleine, schlottrige Gnomengestalt, mit schiefer Krawatte und Richtung, Haartour à la Struwelpeter. Unbeschreibliche Toilette. In seinen Bewegungen sehr lebhaft und hastig. Spricht mit unangenehmem Organ äusserst

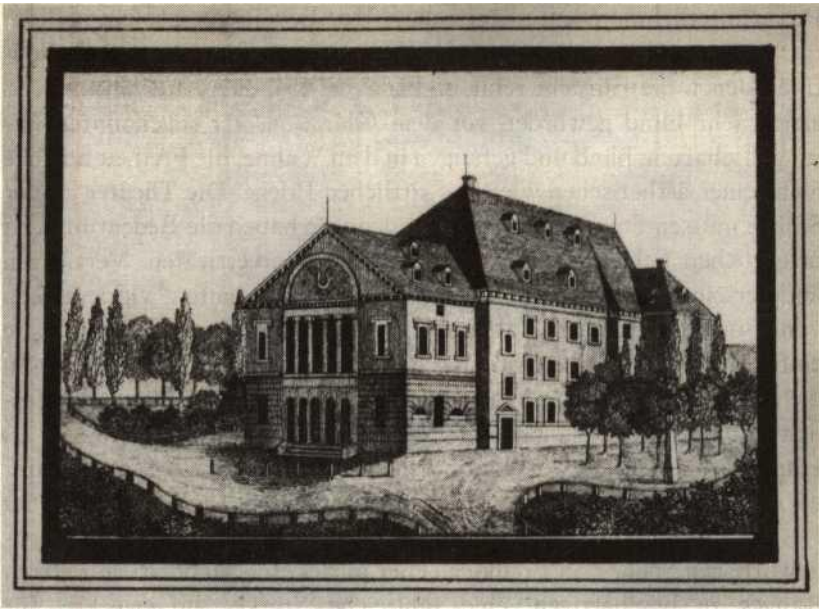
gewandt und elegant, aber immer scharf. Wenig beliebt, aber viel gefürchtet. Besitzt einen sehr scharfen Verstand, ein jederzeit fertiges Urteil und in der Debatte eine vernichtende Polemik.

Von Profession Geschichtsforscher und Polenvertilger, in welcher letzteren Eigenschaft er eine sehr komische Figur spielt, kam er vor etwa 6 bis 8 Jahren nach Leipzig, ward Privatdozent, Deutschkatholik, dann Liberaler, zuletzt Radikaler. Neuerer Zeit zum wirklichen Professor ernannt, hat er rasch die radikale Fahne wieder verlassen und ist ein konstitutionell und konservativer Deutschvereiner geworden.

Wuttke hat seine Rolle bereits ausgespielt. Seine Charakterlosigkeit hat ihm die letzten Freunde, die er noch besass, für immer entfremdet. Die Treulosigkeit, mit der er seinen frühem Freund Blum behandelt, wird ihm in andern Lagern wenig Vertrauen erwecken, und wenn er auch dort durch sein unbestreitbares Talent eine Zeitlang eine Rolle spielen wird, seine Prinzipienlosigkeit, seine zügellose Leidenschaftlichkeit und sein giftgeschwollener Neid werden ihn auch dort bald in die Grube führen, die er sich immer selbst gräbt.

Das Leipziger Theater

Leipzig, den 12. Oktober Wir setzen gross und breit, mit fetten Lettern die Überschrift hin und müssen doch einen kleinen Ton anstimmen, denn das Leipziger Theater steht jetzt auf sehr schmalen Füßen und auf magerer Kost. Aber welche Bühne wäre vom Sturm unberührt geblieben? Es gehört das zu unsern Errungenschaften. Möchte sich aus der Verwüstung der Bude Apolls eine Neugestalt für das deutsche Theater entwickeln! Vorderhand steht bloss fest, dass es heruntergekommen ist. Zum blossen Luxus, als Anstalten zur Vertreibung des Müssiggangs, als Reizmittel des Amusements können die Bühnen nicht ferner den Kredit für eine ehrenhafte Existenz behaupten. Wenn der Geist der neuen Zeit sie als Sturmwind hingestreckt hätte, ohne ihrem Boden neue Saatkörner einzustreuen, so stände es schlimm mit diesem Geist der Zeit. Sein angeblicher Spartanismus würde nichts als Barbarei sein, seine Revolution blosser Verwüstung statt Umschwung mit Neugestalt; sein Freiheitsgelüst wäre bloss ein Kitzel, der die Verderbnis einer verfaulten Zivilisation plötzlich



Das Alte Theater nach dem Umbau durch Friedrich Weinbrenner 1817

überschlich. Neben Volksversammlungen, Vereinen und Klubs tut unserer Zeit das Theater als Bildungsmittel des Geschmacks und Schönheitssinnes doppelt not. Bei den Griechen hatte das Theater in ihrer Freiheitszeit die Epoche seiner Blüte. Soll bei den Deutschen die Kultur, weil sie lange Zeit krank, schwächlich und verderbt war, ausgeschlossen sein von der Erneuerung unseres besten Lebens?

Wir sind der Überzeugung, jetzt sei die Zeit gekommen, die Bühnen, diese wesentlichen und hochwichtigen Anstalten der Volksbildung, diese Pflanzstätten des Geschmacks, des öffentlichen Anstandes und schöner Sittlichkeit, zu Staatsanstalten zu erklären. Nationaleigentum! hat man an Fürstenwohnungen geschrieben. Die Theater sind es, die der Nation gehören und die aufhören müssen, einerseits das zufällige Amüsement der Höfe zu sein, andererseits dem zufälligen Kalkül städtischer Kassen anheimzufallen. Für Städte mittleren und dritten Ranges werden rein private Schauspielgesellschaften mit wechselndem Aufenthalt immer bestehen können. Städte aber wie Hamburg, Frankfurt, Leipzig brauchen Theater, deren Würde und Haltung nicht den Schicksa-

len von Privatunternehmern unterliegen darf. Der Bevölkerung solcher Städte tut eine sorgfältige, unaufhörliche Kunstpflege not. Gibt es noch Politiker, denen die Einsicht fehlt, so bedauere ich, dass Alter und Jugend gleich sehr blind geworden vor dem Glanz unserer sogenannten Errungenschaften, blind und gefangen in dem Wahne, die Freiheit bedürfe nicht einer ästhetischen wie einer sittlichen Pflege. Die Theater grosser Städte müssen Staatsanstalten sein; denn sie haben die Bedeutung von öffentlichen Schulen, die Wichtigkeit von Universitäten. Verzichten andererseits die Fürsten darauf, sich Hoftheater zu halten, wie der König von Württemberg nach Massnahme seiner beschränkten Zivilliste diese einfache und natürliche Nötigung zuerst ganz richtig gefühlt, so müssen die Bühnen der Residenzen aufhören, einzig und allein die ausserordentlich unterstützten und bevorzugten zu sein. Leipzig z.B. braucht als Handels- und Universitätsstadt noch weit dringlicher ein gutes Theater als Dresden. Dort spielt man vor dem Hofe, vor dem kleinen Luxus einer Residenzbevölkerung zweiten Ranges und vor einer zufällig zusammengewürfelten Schar von Fremden. Hier gilt es eine Handelsstadt ersten Ranges zu beschäftigen, eine zahlreiche, starke, aufgeweckte, für Geistespflege empfängliche und ihrer benötigte Jugend für Schönheit, Wahrheit und öffentlichen Anstand heranzubilden. Es kann kaum zweifelhaft sein, wo das in seinen Wirkungen wichtigere Theater zu suchen sei. Erklärt man die Dresdner und die Leipziger Bühne für Staatsanstalten, so hat man in Sachsen zwei gute Theater, statt dass man jetzt bloss ein glänzendes und ein – zweifelhaftes hat. Möglich, dass ein Minister im Gedräng der Zeitfragen dieses Thema noch nicht aufnehmen darf, noch nicht aufzunehmen wagt. Möchte es, wenn es geschieht, nicht zu spät sein!

Stephan Born **Die Reaktion im Vormarsch**

Der Kongress ernannte zum Schluss ein Zentralkomitee für die deutschen Arbeiter, welches die Aufgabe hatte, die beschlossene Organisation überall da ins Leben zu rufen, wo sie Schwierigkeiten begegnete, und da, wo sie begonnen hatte, sie kräftigst zu unterstützen. Zu diesem Zwecke sollte dem Zentralkomitee eine zunächst zweimal wöchentlich erscheinende Zeitschrift, «Die Verbrüderung», dienen, welche die Prinzipien der grossen Arbeiterverbindung

zu erläutern und zugleich einen Sprechsaal für die arbeitende Klasse abzugeben hatte. Diese Zeitschrift, von Anfang Oktober 1848 bis Anfang Mai 1849 von mir redigiert, ist das einzige Dokument aus meiner Jugendzeit, das sich in meinem Besitz erhalten hat. Indem ich es heute betrachte und durchgehe, kann ich mich einer gewissen inneren Bewegung nicht erwehren. Ein Jugendtraum voll warmer Hoffnungen und verlockender erster Blütenansätze, eine Zeit raschen Entschliessens und begeisterten Handelns wird mit diesen vergilbten Blättern wieder lebendig für mich, und sie enthalten wenig, das ich, nicht geschrieben haben möchte in jenen schönen Tagen reinster Selbstlosigkeit und gesegneter Rücksichtslosigkeit, wo einem der Gedanke fern liegt, was wohl die andern zu unserem Tun sagen mögen, wo wir, auf uns allein gestellt, nur von dem einen Drang bestimmt werden, unsere Pflicht zu erfüllen und alles übrige zu verachten.

Ich war mit zwei anderen Mitgliedern des Berliner Kongresses, Schwenniger und Kick, in das Zentralkomitee gewählt worden, das seinen Sitz in Leipzig aufzuschlagen hatte. Das Geschäftliche des von mir redigierten Parteiorgans «Die Verbrüderung» übernahm der Buchhändler Ludwig Schreck, er liess das Blatt bis zum 1. Januar, wo unsere erste Assoziation, die Vereinsdruckerei, ins Leben trat, bei Brockhaus drucken. Der vornehmste Leipziger Buchdrucker liess seine Lettern und seine Pressen zur Herstellung eines Arbeiterblattes her, das auf jeder Seite seinen revolutionären Ursprung bekundete. Auch darin ist das bald erloschene Frührot jener neuen Zeit zu erkennen... Die «Verbrüderung» war, was eigentlich selbstverständlich ist, sehr heissblütig, doch verfiel sie niemals in jenen tyrannenmörderischen Posaunenton, der einige Jahrzehnte später von hohlköpfigen Strebern mit lächerlicher Virtuosität geblasen wurde. Den Hauptinhalt bildeten in lebendiger Darstellung eine Reihe von Untersuchungen über die soziale Frage. Der Stil zeichnete sich freilich nicht durch kühle Gemessenheit und Ruhe aus. Das wäre in jener aufgeregten Zeit schlecht am Platze gewesen. Eine Zeitschrift wie «Die Verbrüderung» hatte die Aufgabe, die Massen aufklärend zu packen und zu leiten, und das gelang ihr in gewünschtem Masse.

Nicht wegen der sozialistischen Artikel kam das Blatt übrigens in Konflikt mit der wachsamem Justiz, wenn wir den Ruf zu den Waffen ausnehmen, der kaum unbeachtet bleiben konnte, sondern wegen der sozial-politischen Gedichte, von denen es eins in jeder Nummer brachte.

Und die Staatsanwaltschaft der guten Stadt Leipzig bewies wahrhaft ihren vorzüglichen literarischen Geschmack, indem sie mich zuerst wegen des Abdrucks der «Weber» von Heine zur Rechenschaft zog. Wegen Pressvergehens angeklagt, wurde ich vor den Untersuchungsrichter geladen. Dieser, ein noch ziemlich junger Mann, schien von seiner inquisitorischen Aufgabe nicht sehr erbaut. Es war im Herbst des Jahres 1848, und selbst in dem Gemüte eines königlich sächsischen Untersuchungsrichters mochte wohl noch etwas von der allgemeinen Jahresstimmung lebendig sein. Es war auch eine Neuerung im Verfahren eingeführt: die Untersuchung war nicht absolut geheim, zwei «Männer aus dem Volke» wohnten ihr bei. Sie hatten nichts dreinzureden, sie sollten nur als Bürgschaft dafür dienen, dass dem Angeschuldigten nichts Ungebührliches von Seiten des Richters widerfuhr. Ich bestritt, dass das Heinesche Gedicht einen aufrührerischen Charakter habe. Es sei nicht an die Weber gerichtet, es spreche von den Webern, von dem peinigenden Hunger, der sie quäle und der sie in ihrer Verzweiflung selbst bis zu gotteslästerlichen Worten verleite. Der Untersuchungsrichter lächelte kritisch, die beiden Spiessbürger aber, die als Wächter der Gerechtigkeit hinter ihm sasssen, lächelten mich verschmitzt und zugleich aufmunternd an. Sie steckten auch noch in der Jahresstimmung und waren zweifellos mit mir einverstanden. Das ermutigte mich, den grandios dramatischen Zug in dem Gedicht ausführlicher darzulegen, die von dem Dichter gesuchte, in so erschütternder Weise herbeigeführte Steigerung als ästhetisch geboten zu bezeichnen, so dass der Fluch der hungernden Weber kaum anders als mit einer Gotteslästerung endigen konnte. Der Richter, in der Form immer liebenswürdig, wollte dies nicht gelten lassen. Was wahrscheinlich mehr Eindruck auf ihn machte, das war der Hinweis auf die Tatsache, dass das inkriminierte Gedicht schon ein Jahr vor der Märzrevolution erschienen war, dass diese die Zensur aufgehoben und dass die Heineschen Schriften jetzt offen in allen Buchhandlungen verkauft wurden. Die Zeit habe sich geändert, erklärte ich. Ob es denn die Absicht der Regierung sei, wieder zu einem von ihr selbst aufgegebenen System der Verfolgung des freien Wortes zurückzukehren? Dieser Teil meiner Verteidigung machte jedenfalls mehr Wirkung auf meinen Richter als der ästhetische Teil. Man reichte mir ein Protokoll zur Unterzeichnung, und ich wurde bis auf Weiteres entlassen. Als ich mich zurückzog, gaben mir die beiden Tugendwächter wieder ein freundliches Augenblinzeln mit auf den Weg. Die Angelegenheit kam mir sehr ergötzlich vor, auch nach einem zweiten Verhör, zu dem ich mehrere Wochen später vor-

geladen wurde. Die Zeiten fingen schon an, sich zu verdüstern. Das glaubte ich daran zu erkennen, dass diesmal nur ein einziger «Mann aus dem Volke» der Sitzung beiwohnte.

Die Reaktion hatte mehr Zuversicht gewonnen. Robert Blum war in der Brigittenau zu Wien standrechtlich erschossen worden ... Er hatte wie ein Mann gelebt, er starb wie ein Mann, und die Nachricht von seinem Tode erweckte eine ungeheure Erregung in allen deutschen Landen, mehr als irgendwo anders in Leipzig, das ihn als seinen Vertreter ins Frankfurter Parlament gesandt hatte. Hier wie allerorten wurde für den geliebten Volksmann eine Totenfeier veranstaltet. Leipzig war zu jeder Zeit wesentlich Geschäftsstadt gewesen, deren Bewohner wohl stets den lebendigsten Anteil an den Geschicken des Vaterlandes nahmen und opferwillig für dasselbe eintraten, sich auch in jeder Bewegung als Freunde der bürgerlichen Freiheit erwiesen; dem Charakter eines alten Handelszentrums gemäss war Leipzig jedoch niemals revolutionär. Ich war deshalb gar nicht überrascht, als ich am dem Morgen, der die Nachricht von der Hinrichtung Robert Blums brachte, in der Bevölkerung auch nicht die leiseste Spur aufrührerischer Erregung, sondern nur tiefe Ergriffenheit und resignierte Trauer auf allen Gesichtern sah. In dichten Haufen standen die Leute aus dem Kleinbürgerstande auf den Strassen zusammen und besprachen die entsetzliche Nachricht aus Wien. Diejenigen, welche den Dahingeopferten persönlich gekannt hatten, fielen einander weinend in die Arme. Die scheinbar ohnmächtigen Tränen waren nicht unfruchtbar für die Neugestaltung Deutschlands. Jede grosse Sache muss ihre Märtyrer aufweisen können, deren Glorienschein für kommende Geschlechter als Gedenkzeichen und unvergängliche Ermahnung wirkt.

Gustav Kühne **Letzte Ehrung für Robert Blum**

den 27. November Leipzig hat am gestrigen Sonntag Robert Blum die letzte Ehre erwiesen. Ich war als Mann der Bürgerwehr dazu kommandiert; Blum stand in derselben Kompanie mit mir. Ich hatte die Ehrenwache in der Nicolaikirche, wo Pfarrer Rauch auf der Kanzel die geistliche, Prof. Flathe im Schiff die weltliche Rede hielt. Die Witwe Blums wohnte in fester, würdiger

Haltung der Feier bei; die beiden Söhne waren mit im feierlichen Zuge.

Es war ein Volksfest, diese Totenfeier, wie sie unsere Stadt, unser Land noch nie den Manen eines Gestorbenen in gleichem Umfang zuteil werden liess. Keinem Helden, der auf dem Felde der Ehre fiel, keinem Dichter, keinem Genius irgendwelcher Art, der für Deutschlands Ruhm verblutete, keinem Könige und Fürsten hat noch je deutsches Volk so im Tode gehuldigt. Erkenne man daraus die Macht des Volkswillens, der jetzt imstande wäre, seinem erkorenen Lieblinge diese höchste aller Ehrenbezeugungen, wollte man sie ihm streitig machen, mit Gewalt zu ertrotzen. Am 7. November des vorigen Jahres gab Leipzig einem Liebling der Musen, Felix Mendelssohn, das letzte Geleit. Er war dahingegangen, nachdem er den jugendlichen Geist in Tönen ausgeströmt, die Welt der Bildung mit seinen Gebeten und mit dem Zauber seiner kindlich reinen und tiefen Kunst erfüllt. Am gestrigen Tage bestatteten wir in Gedanken ein Opfer der Politik, einen ebenso rasch Dahingeshiedenen, auf dessen Taten das Volk mit der ganzen Raserei einer fanatischen Liebe den Stempel der Weihe gedrückt. Welch ein Umschwung der Dinge im Laufe eines Jahres! Die Kamönen sind verstummt; der wilde Zwist der politischen Meinungen ist über Deutschland hereingebrochen. Was die Fürsten der Welt so lange vorenthalten, die Freiheit der Selbstregierung, ist jetzt dem Hader der Parteien im Volke preisgegeben; im blutigen Bürgerkrieg will sich jetzt das Panier der Freiheit festpflanzen, und was im raschen Aufschwung der Geister errungen war, droht jetzt im permanenten Aufruhr der Erbitterung wieder zugrunde zu gehen. In Robert Blum glaubte die Menge einen Hort gefunden zu haben für die Notwendigkeiten einer neuen Ordnung der Dinge. Der Glaube ist es, der selig macht, und in der Zuversicht auf Blums Wort und Meinung lag die ganze Gewalt einer blinden Liebe, die, eben weil sie blind, umso mächtiger ist. Wirklich freie Völker sind stolz auf Errungenschaften, auf Institute, die ihnen diese sichern. Ein Volk, das frei werden will, wirft mit einer eigensinnigen Eifersucht seine ganze Leidenschaft der Liebe auf die Führer der Sache, die für das noch ungelöste Rätsel das Wort gefunden zu haben scheinen. Blum hatte für die Menge das Wort gefunden, das aufzurufen und zu beschwichtigen wusste. Sein Zorn gegen alles, was er als Tyrannei bezeichnete, war ebenso stark und aufrichtig, wie ihn das angeborene Phlegma seines Naturells immer wieder antrieb, das Mass der Besonnenheit festzuhalten. Er war Volksredner im seltenen

Grade. Der untersten Klasse der Gesellschaft entsprungen, kannt er deren Bedürfnisse und Triebe und besass Bewusstsein genug, diese Bedürfnisse zu wecken, wo sie schlummerten, diese Triebe, wo sie wach waren, zu regieren. Er hatte als Redner die salbungsvolle Breite, die langsam, aber sicher die Haut durchdringt; er hatte just soviel Biederkeit, als das Volk sie für eine gute Sache voraussetzt, er hatte just soviel Klugheit, als beim gemeinen Mann der Argwohn gibt, ein Argwohn, der jetzt nach so langer Knechtschaft ein ganzes Volk ergriff. Blums Einsicht ging eben nur so weit, als der Gedankenkreis des grossen Haufens reicht. Wo sie weiter reichte, beschränkte er sich absichtlich und hatte Selbstüberwindung genug, kaltblütig über die hitzigen Wallungen der Menge zu gebieten. In dieser Berechnung war er Meister, während ihn nur der Instinkt zu treiben schien. Er hatte die Macht, die er übte, noch nicht überschätzt, noch nicht missbraucht. Ob etwas Positives in ihm für die Zukunft dämmerte, ist ungewiss; für jetzt hatte er nur vor Augen gehabt, die Empörung gegen Knechtschaft und Tyrannei allgemein zu machen. Vielleicht schwamm er nur so auf dem Strom der Aufregung hin, ohne bewusstes Ziel. Das Gute, das er hatte, wie der Mangel an Erkenntnis, der ihm beiwohnte, waren Tugenden und Fehler des grossen Haufens, er teilte alles mit dem Volke und war nicht besser und nicht schlechter als dieses. Auf die grossen Gegenstände kam es ihm weniger an als auf die Art, wie sie auf die Menge wirkten. Schiller war ihm gut genug, um an ihm so viel gesunde Vernunft, als sie der Bürger braucht, nachzuweisen. Er zog alles in sein Bereich und machte es der Menge mundrecht. In seiner letzten Schillerrede hatte er stundenlang auseinandergesetzt, wie der grosse Dichter hungern und darben musste. In der Religion geisselte er die alten morschen Gebrechen und setzte voraus, der Mensch würde die Wahrheit erkennen, wenn er frei von Irrtümern wäre. Mit dem Deutschkatholizismus wollte er keinen neuen Glaubenskodex, sondern nur eine Opposition gegen Satzungen aller Art. Er wollte in der Politik keine Republik, weil er dafür noch keine Republikaner fand. Negation des Schlechten ist noch kein positives Gutes, aber in einer Welt der Missbräuche, der Erschlaffung, der eingewohnten Knechtschaft und der künstlichen Hemmungen für die Freiheit musste der Zorn gegen das Bestehende, selbst wenn er unfähig blieb, Neues zu schaffen, eine Macht werden, die sich als eine unwiderstehliche bekundete. Blum hatte und wusste nichts, als was der gemeine Mann hat und weiss, den sittlichen Instinkt, der sich gegen das Unrecht empört. Für Sachsen hatte er den richtigen Moment zu erfassen verstanden, wo dies Gefühl der Empörung reif

war zum Ausbruch. Als Blum vom Rathaussöller zu Leipzig sprach, da stand er auf dem Gipfel, den er erreichen konnte. Und er wirkte auch da noch beschwichtigend; die blosse Furcht vor dem Riesenzuge nach Dresden genügte, um die alte Ordnung der Dinge zu stürzen. Im Zorn gegen altes Unrecht war er stark, wie das Volk im unbestimmten Gefühl gegen Unbill stark ist. Um Neues aufzubauen, reichte seine Einsicht so wenig aus, wie das Volk sich darin Rat weiss. Blum hatte in Frankfurt die Endschaft seiner Mission gefühlt. Dort galt es zu bauen, und er war nur stark in der Wegräumung des Alten. Trieb ihn dies Gefühl schon über seine Späher hinaus? Oder stachelte ihn der Eifer der Partei, das Unmögliche zu wollen? In Frankfurt war der Boden für ihn unsicher geworden, in Wien schwand er ihm unter den Füßen; er kannte dort nicht mehr die Bedingungen zum Wirken, verfehlte Richtung und Ziel. Jetzt hat nun der Tod die Weihe auf ihn gedrückt, und im Schrei der Empörung sind alle Parteien dahin einig, dass sein Tod, für seine Partei vielleicht ein unwiederbringlicher Verlust, jedenfalls den Feinden der Freiheit nicht zum Segen werden dürfe.

Die Totenfeier in Leipzig erfolgte ziemlich spät. Andere Städte waren schon vorausgegangen. Der Grund der Verspätigung war darin zu suchen, dass man hier eine erste Feier schon über Hals und Kopf begangen hatte. In der Thomaskirche hatte unter starken Zuzügen aus der Nachbarschaft bereits eine Volksversammlung getagt und unter Gebet und Chorälen Entschlüsse gefasst, die, wie ein hiesiges Blatt sagte, mehr dem Gefühl der Entrüstung als der Besonnenheit entsprangen. Sachsen, forderte man, solle dem österreichischen Gesandten in Dresden die Pässe zustellen, d.h. an Österreich den Krieg erklären. Man glaubte durch Werbungen von Freischaren gegen das Ministerium Brandenburg im Sinne des Toten zu handeln. Im ratlosen Schmerz wollte man die in Wien gemordete Freiheit wenigstens in Berlin retten. Sachsen sollte also den Landfrieden brechen und auch an Preussen den Krieg erklären. Sachsen sollte, so schien es, sich sogar von Deutschland lossagen, wenigstens vom Parlament, und seine Abgeordneten aus der Paulskirche zurückrufen. Dem österreichischen Konsul das Haus zu demolieren ward als unwürdig in der Thomaskirche verworfen; aber die auf gestörte Menge vollzog gleichwohl diesen Akt der Rache.

Umso würdiger war die Feier des gestrigen Tages. Beide Hauptkirchen waren dazu hergerichtet. Unter dem Geläute der Glocken hielt der unabsehbare Zug aller Gewerke, Vereine, Körperschaften und Behörden seinen Um- und Einzug, um dem in Wien wider deutsches Gefühl, wider deutsches Recht Ge-

mordeten die letzte Ehre zu erweisen. In der Thomaskirche hielten Pastor Zille und Dr. Joseph die Reden. Dem Volke, kann man sagen, ist sein Recht geschehen; es hat seinem Lieblinge die höchste Ehre zugewendet. Möchte nun die Sache des Volkes in Deutschland reifen auf der blutgedüngten Erde, möchte es einen Bau der Eintracht vollenden lernen, an welchem die Tyrannei ihre Stirn und die Leidenschaft ihren Aberwitz zerbricht! Bis jetzt haben die Männer des Volkes nur immer erst recht die Männer der Tyrannei gewaffnet. Wien ist gefallen, sagte Pfarrer Rauch, weil es uneinig war; die Kroaten siegten, weil sie unter dem Gesetz der Zucht einträchtig handelten. Sollen wir von wilden Horden lernen, worin die Stärke zu suchen ist?

Hans Kudlich **Die Maitage 1849**

AN SEINEN BRUDER HERMANN

Leipzig, 4. Mai 1849 Die Stadt in heller Aufregung. Man will nach Dresden ziehn, wo gestern zwei durchs Militär erschossen wurden. Heut wird in Dresden noch fortgekämpft; es sollen bereits 15(!) verwundet sein. Die *Jungen*, die nach Dresden wollen, verlangen Waffen. – Die *Bürgerwehr* scheint keine rechte Schneid zu haben und versucht Ruhe zu machen. – Gestern schon gab's Barrikaden und wurden die Schienen der preuss. Bahnen aufgerissen. – Die Bürger scheinen nicht einmal Geld hergeben zu wollen. Übrigens schaut's recht bedenklich aus. – In Dresden haben die Demokraten die Altstadt, sind gut kommandiert, Tzschirner führt die Zivilleitung ...

Die hiesigen Wiener werden vom Volk gebeten, mit nach Dresden zu gehen und anzuführen! – Man hat sich an die Rechten gewandt! Die kratzen sich hinter den Ohren, da sie ohnedies schon das Gerücht hörten – man glaube (bei der Polizei), dass alles von ihnen angestiftet. Es sieht bisher nur krawallartig aus! ...

Leipzig, 6. Mai 1849 Die gestrigen Ereignisse sind Dir wohl schon bekannt: Waffenruhe, Fraternisieren der Truppen, Übergabe des Zeughauses, prov. Regierung, Proklamation des Königs von Königstein, Protest des Ministeriums

gegen die prov. Regierung. – Zuletzt langte noch die Nachricht an, dass in der Neustadt Dresdens die Preussen eingerückt seien. Von allen Seiten geht Zuzug nach Dresden. Aus Leipzig strömen indes die Kämpfer nur tropfenweise; mit jedem Bahnzug gehen ca. 30 Mann ab. Nur gestern mit dem Frühzug sassen ca. 300 bewaffnete Männer in den Waggonen. Alles, was Feuer in den Adern hat, zog zu den Barrikaden der Hauptstadt. Es war rührend, die Abschiedsszenen zu sehen und wie die Weiber den abziehenden Schützen nachweinten. Dank Windischgrätz und der Fischblütigkeit eines hiesigen löbl. Stadtrates spielt Leipzig in dieser Revolution eine erbärmliche Rolle! Es fehlt der Mann, der diese Massen in Bewegung setzte. Rüge und andere Pygmäen können keinen Blum ersetzen. Gestern wurde sämtliche Einwohnerschaft Leipzigs zu einer Stehversammlung einberufen. Es mochten etwa tausend Menschen beisammen sein, die dem geschäftigen Marktverkehr wenig Abbruch taten. Es fehlt an Rednern, an Führern in der Versammlung und im Streit. Die Versammlung schickt zum Stadtrat um Anerkennung der prov. Regierung und um Waffen. Da keine Antwort kam, zog man vor das Rathaus mit einer sehr schönen roten Fahne, schrie dort: «Heraus! Antwort!», verließ sich nach einer halben Stunde, als beiden Wünschen *nicht* entsprochen wurde. In *dem* Volk ist kein Feuer. Jeder Schritt wird mit ungeheurer Besonnenheit gemacht. Die hiesigen Studenten sind die erbärmlichsten Jungen und tun gar nichts. Ein todesmutiges Proletariat gibt es nicht. Was Leben hatte, konnte es ohnehin nicht mehr aushalten und ging nach Dresden. So herrscht hier die vollkommenste Ruhe. Doch ist diese ruhige Stimmung gut. Man schimpft und wünscht sich den R. Blum aus dem Grabe. Der Stadtrat erklärte, dass ihm von einer prov. Regierung noch keine offizielle Kunde ward. Hätte die prov. Regierung beglaubete Kommissäre nach L. geschickt, der Stadtrat hätte sie gewiss anerkannt. Die Unterlassung dieser Massregel ist unverzeihlich. Aus allen Teilen Sachsens zieht man nach Dresden. Der König scheint gar keinen Anhang, wenn nicht in der Armee, zu haben. Aus Crimmitschau etc. kamen gestern, abends 9 Uhr, gegen 1'000 wohlbewaffnete Männer, die uns erzählten, bei ihnen habe *alles* mitgemusst. Sie mussten gegen eine Stunde harren, bis man sich in Leipzig besann, wo man sie unterbringen solle! Von feierlichem Empfang keine Spur! Als ein plötzlicher Gussregen kam und sie, um sich zu bergen, aufs Schloss (Kaserne) warfen, schlug man dort vor ihnen das Tor zu, und als sie es einschlugen, fiel von der dortigen Blusenmännerwache, die reaktionär sind, ein Schuss!, so dass die lieben Freunde über Leipzig sehr ergrimmt

sind! – Die Männer, die am 3. Sturm läuteten, sind noch alle eingesperrt!! Es ist eine erbärmliche Stadt! Die Bourgeoisie hat zwar überall erklärt, mitzugehen in den Kampf für die Verfassung, überall werden sich aber die niederen Klassen allein schlagen müssen. – Der Hass gegen die Preussen ist gross. Man sagt, dass ihr Einmarsch alles auf die Beine bringen dürfte. Sie sind auch die Ausrede vieler, die deshalb nicht nach Dresden zu gehen vorgeben, weil sie in Leipzig den äusseren Feind abhalten wollen!

Die Nachrichten lauten ja aus allen Teilen Deutschlands sehr befriedigend! Nur aus Frankfurt nichts Entsprechendes, Teufel! Dort hat man noch immer Zeit und Ruh, zu Tagesordnungen überzugehen! Wenn das ganze Volk so faul wäre wie die Majorität der Nat. Versammlung und wie der Leipziger Stadtrat, dann bekäme unsere Geschichte eine schöne Wendung! Der Stadtrat verlässt sich auf die Nat. Versammlung, und letztere verlässt sich auf den besonnenen Teil der Bevölkerung, d.h. auf die Leipziger Stadträte.

Ich glaube, dass die Ereignisse Sachsens auf unser Österr. starken Einfluss äussern werden, und bleib deshalb hier, der Grenze näher. Zimmern brauchte ich notwendigst! Ich hoffe, dass er noch in Dresden und dass ich durch Borkofski dort auf seine Spur kommen werde. – Unsere hiesigen Österreich. Flüchtlinge sind leere Gesellen und haben mit der Österreich. Demokratie keine wesentliche Verbindung. Sie leben planlos in den Tag hinein und sind bloss um ihre Haut besorgt. Ich hebe meine Haut auf, aber nur, um sie in Österreich nützlich zu verwenden.

Ad., wo ich wohne: J. G. Hertzner, Möbleur, grosse Tuchhalle Treppe C, 3. Stock (für Herrn Dr. Rosenfeld).

Wenn ich nicht nach Dresden, so bleibe ich in dieser Wohnung. Jedenfalls schickt mir Rosenfeld die Briefe nach.

PS. Noch kommt die Nachricht, dass Freischaren aus Preussen echassieren.

PS. Ein Wiener kommt, erzählt, dass durch Leipziger Bürger die Freischärler gehindert werden, nach Dresden zu fahren. Ihn selbst, den Flüchtling, arretierten sie in der Nacht, wollten ihn in Polizeihaft festhalten; doch entliess man ihn! Die Wiener fangen an, sich unsicher zu fühlen.

PS. Derselbe Wiener (Kellner) erzählt wieder, dass er von den Ausschüssen des Vereines aufgefordert sei, den Befehl über die Freischaren, die augenblicklich hier 1'400 Mann stark sind, zu übernehmen. In Dresden sollen mehrere Prinzen (v. Dessau) gefangen sein.

Mitbürger.

Rath und Stadtverordnete haben soeben in gemeinschaftlicher Sitzung die Entsendung eines Bevollmächtigten an die provisorische Centralgewalt zu Frankfurt a. M. beschlossen, um die Centralgewalt zu ersuchen, sie möge die Lösung des zwischen dem Könige und dem Volke Sachsens über die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung entstandenen Conflictes übernehmen und deshalb die ihr dazu nöthig scheinenden Schritte ungesäumt zur Ausführung bringen.

Unser Bevollmächtigter wird möglichst beschleunigt die Reise antreten.

Leipzig, den 4. Mai 1849.

Der Rath und die Stadtverordneten der Stadt Leipzig.
Klinger. Werner.

Aufruf des Rates der Stadt Leipzig vom 4. Mai 1849

Leipzig, 7. Mai 1849 Lieber Bruder! Der Leipziger Stadtrat hat das Mass seiner Sünden voll gemacht durch seine Neutralitätserklärung, welche mir als ein sehr böses, von andern faulen Städten gern nachzuahmendes Beispiel erscheint. Welcher Unsinn und welche Torheit, in einem solchen Kampf neutral zu bleiben! Und doch greift Leipzig darnach, seine moralische Blöße, seine Feigheit, seine Reaktionslust zu decken. Wenn dies alle Städte nachahmen, so könnt *Ihr* bald über den Rhein siedeln. Solche Fälle sind aber dann nicht möglich, wenn mit rascher Tatkraft von der Frankf. Versammlung eingeschritten und alles Zweifeln und Abwägen abgeschnitten worden wäre. Die Untätigkeit, das Herumtappen, das neutrale, halb legale, halb revolutionäre Verhalten der Nationalversammlung erzeugt solche Zwitter im Lande. Unsre deutschen Bürger bedürfen noch immer einer rasch fortreibenden, überwältigenden, keiner hemmenden und dämpfenden Leitung. – Das Blut, das aus kampflustigen Herzen in vergangener Nacht hier durch feige Mörder vergossen wurde, das kommt zum Teil über die Häupter der Zauderer und Zweifler in der Reichs-

versammlung, welche eine ähnliche Unsicherheit im Volk erzeugten, statt demselben fest und bestimmt die zu betretende Bahn vorzuzeichnen. – Das Blut komme aber auch über die Häupter der prov. Regierung in Dresden, welche die anfangs schlummernden Reaktions- und Neutralitätsgedanken der Leipziger Philister gross wachsen liessen! Wir sahen doch schon so viele Revolutionen durch Unentschiedenheit, Mutlosigkeit scheitern, dass wir denn doch schon jenen Grundsatz begriffen haben sollten, dass durch rasches Handeln ein fait accompli hergestellt und benützt werden soll. – Die Stimmung des Leipziger Stadtrates, der das unmündige Volk gängelt, wie es einst zu bessern Zwecken sich durch R. Blum gängeln liess, war noch am 3. und 4. Mai eine sehr zweifelhafte, so dass er die prov. Reg. anzuerkennen versprach, sobald ihm die Existenz derselben offiziell bekannt sein würde. Statt nun einen entschlossenen bevollmächtigten Kommissär hierherzuschicken, statt ohne Weiteres von den Leipziger Behörden Gehorsam zu verlangen, liess man den nach dem Abmarsch der tatenlustigen demokratischen Elemente sich ermannenden Reaktionsgelüsten der Leipziger Zeit, sich vom ersten Schreck zu erholen und übermütig den Herrn im Hause zu spielen.

Heut um 8 Uhr abends mussten alle Leipziger artig-fein nach Hause gehen, damit ihnen kein Unglück geschehe.

Unterdessen wütet in Dresden der erste Kampf der deutschen Einheit gegen die Zerrissenheit, des Volkes gegen die Fürstenknechte blutig fort. Der Gefallenen werden von beiden Seiten sehr viele gezählt. Der Platz vor der Brücke ist der eigentliche Kampfplatz! Auf diesen schleichen die Schützen von der Brücke, lauern hinter den Kandelabern, bis sich irgendein Kopf in einem Fenster zeigt. – Von den sächsischen Soldaten soll für das Wohl der königlichen Familie schon so mancher gestorben sein. Die Kämpfer des Volkes wälzen sich aber auch nicht selten am Boden hin, bis ihre Kugel einen Offizier erreicht. – Die Leipziger Philister räsonieren: Am Ende wird denn doch die schöne Stadt von den Preussen mit glühenden Kugeln beschossen und total verwüstet genommen werden. Was haben die Dresdener dann davon!

Dass Dresden dem Moloch deutscher und insbesondere Frankfurter Bedächtigkeit und Professorenfischblütigkeit geopfert wird, daran zweifle ich selbst nicht, wenn die Reichsversammlung, wenn die Zentralgewalt nicht energisch eingreift, wenn sie nicht bei diesem Stand der Dinge an den Patriotismus, die Leidenschaft, den Hass und die Liebe des ganzen Volkes appelliert – wenn man nicht dem ganzen grossen Strom deutscher Volkskraft die Schleusen öff-

net, um den dynastischen Mist wegzuschwemmen! – Siegt Dresden, so ist Sachsen, so ist ganz Deutschland gerettet! Es ist nicht die Frage einer einzelnen Stadt. Der Mut, der Glaube des ganzen Volks steht und fällt mit Dresden. – Dresdens Fall schreckt die Partei des Volkes wie einst der Untergang Wiens. Dann wird Leipzigs feiges Beispiel gar viele Nachahmer finden. Siegt Dresden, d.h., sendet Frankfurt ihm Hülfe, so werden die Unentschlossenen durch den Erfolg und das Glück des ersten Kampfes auf die rechte Bahn geleitet. Auf die österr. Verhältnisse übt das Schicksal Sachsens den grössten Einfluss. Die Beziehungen der sächs. und böhm. Nachbarstämme waren in letzter Zeit eng und warm. Siegt Sachsen, so bildet es die Burg, in deren Kanonenschussweite ganz Deutschland liegt, in welche die Vorkämpfer des Deutschtums in Österreich sich zurückziehen, aus welcher sie Ausfälle machen können. – Militär ist nur in kleiner Anzahl in deutsch-böhm. Städten zu finden. Und wo es ist, besteht es aus verbannten Magyaren, Welschen und andern zweideutigen Truppen ...

Hat sich der Leipziger Stadtrat unter die Zentralgewalt gestellt, so befiehlt ihm, seine Kommunalgarde marschieren zu lassen, die Kampfplustigen zu bewaffnen, die Volksmörder des 6. Mai zu bestrafen – und jenen durch ein heutiges Plakat verhängen, ohne Ursache über die Stadt verhängen kindischen, den Grundrechten widerstreitenden Belagerungszustand aufzuheben –, die Reichsverfassung anzuerkennen, seine Garden darauf schwören zu lassen. – Nimmt die Reichsversammlung nicht mit Kraft die Gelegenheit wahr, in Sachsen fest einzugreifen, wird das heldenmütige, für die Reichsversammlung und ihre Verfassung kämpfende Dresden von den deutschen Professoren, den moral. Urhebern der Bewegung, den Mitschuldigen an diesem königl. sächsischen Hochverrat, verlassen und schmachlich im Stich gelassen, dann ist es Zeit, dass das deutsche Volk selbst dieser impotenten Kastratenmajorität die Zügel der Leitung entreisst, selbst in die tatkräftige Hand nimmt oder entschlossenen Männern vertraut! ...

Alle hiesigen demok. Führer gaben die Versuche, hier etwas zu Dresdens Wohl zu erreichen, auf. Sie sind nirgends über die Mittelmässigkeit. Als ich bei einer Volksversammlung die nüchternen, spärlichen Worte Ruges und anderer hörte, meinte ich, sie gäben sich keine Mühe, weil sie ohnehin des Volkes und des Erfolges gewiss wären. – Eine so kalte Masse muss mit glühenden Kugeln beschossen werden, die aber den Rüstkammern dieser Herren aus Leipzig gänzlich mangeln. Gott befohlen!

Jahre der Reaktion

1850 bis 1859

Emil Devrient auf der Leipziger Bühne

Da sitzen sie wieder vor den bunten Lampen, dieselben Deutschen, die das helle Licht des Tages, die helle Sonne der Freiheit nicht ertragen konnten. Bankerott am Aufbau des Vaterlandes, bankerott an der Gestaltung der Wirklichkeit, sitzen sie in gedrängten Haufen, laben sich am Schein des Lebens und sind entzückt just über diejenigen Helden, die aus Mangel an Heldentum untergingen. Ist es nicht wunderbar, dass Egmont, Hamlet, Wallenstein, lauter Helden, die nicht handeln können, die Lieblinge der Deutschen sind, Lieblinge eines Volkes, das aus Mangel an Tatkraft die Tyrannei nicht stürzen, den freien Gedanken nicht zur Wirklichkeit zu verwandeln vermag! Der liebenswürdige Flammänder geht an der süßen Gewohnheit des behaglich schönen Lebens gedankenlos und blind zugrunde; das Volk, das ihn liebt, tut nichts, ihn zu retten, und nur im Traum spiegelt er sich vor, sein Tod werde für sein Volk, für das er zu handeln unfähig war, nicht ganz vergeblich sein. Und Hamlet, der gedankenschwere Grübler, bringt er sich nicht prinzipiell wie der beste deutsche Doktrinär um die Tatkraft, die eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einrichten soll?

Ein gedrängt volles Haus empfing den Gast als Egmont. Leipzig hat Emil Devrient seit 1841 nicht auf seinen Brettern gesehen, wir selbst nur sprungweise seine Entwicklung verfolgen können. Er galt unsrer Schwesterstadt Dresden längst als ein vollendeter Liebling der Grazien. Wir bewundern noch jetzt an ihm den Schwung einer Jugendkraft, die sich mit der innern Begeisterung zugleich den Zauber äusserer Mittel frisch zu erhalten weiss. Aber wir können mehr an ihm schätzen. Emil Devrient war lange Zeit nur eine glänzende Erscheinung. Ich sage «nur». Das klingt wie unersättlich, und die deutsche Kritik hat etwas von jener Vampirunersättlichkeit, während die Menge in Deutschland sich allzu gern dem Rausche des Augenblicks hingibt. Was in Emil Devrient als Glanz erschien, hat sich in der Vertiefung seiner Kraft, in

der Vollendung künstlerischer Reife zur wahren geistigen Schönheit verklärt. Sein Egmont gehörte wie sein Hamlet, sein Leicester zu denjenigen Rollen, die in der früheren Entfaltung seiner Mittel wie in seiner Auffassung mit unserem Gefühl im Widerstreit standen. Er schien uns früher eben mehr die glänzenden Momente, mehr eine theatralische Illustration der Gestalten als eine Wiedergeburt der dichterischen Gebilde zu geben. Das flammändische Phlegma des Goetheschen Egmont liegt auch noch jetzt nicht geradezu in der bequemsten Tonlage für einen Darsteller, der am liebsten pikante, scharfgeschnittene Charakterbilder gibt. Seine Auffassung der Rolle hat sich nicht geändert, aber sie hat sich, dünkt mich, vertieft und somit gerechtfertigt. Emil Devrient weiss aus Instinkt und Überzeugung das Undramatische in der Gestalt dieses Helden zu ergänzen. Ohne die passive Charaktermalerei fallenzulassen, ist Devrient vor allem aktiv dramatischer Künstler, um in grossen Momenten die gesamten Lichtstrahlen eines Gemäldes scharf zusammenzufassen. Nicht die weiche bequeme Behaglichkeit, die uns rührt, die wir aber bloss bedauern: den an Somnambulismus grenzenden Leichtsinns, der uns erschreckt und für den wir zittern, stellt Devrient bei seiner Auffassung und Durchführung Egmonts in den Vordergrund. Goethe hat an diese seine Gestalt so viel liebevolle Pflege verschwendet, ohne ihn zu einem wirklich tragischen Helden machen zu können. Bei Emil Devrients Auffassung wird, ohne die Grundfarbe des Gemäldes zu verwischen, eine Steigerung und Gipfelung des Charakters möglich. Zu solchen fein und geistvoll vorbereiteten Momenten gehört z.B. Egmonts Wort in der Szene mit Alba: «Fordere unsre Häupter!» In Devrients genialem Übermut, der hier fast somnambul und wider Willen prophetisch seinen Untergang herausfordert, lag tragische Kraft und Tiefe. Devrient bringt geistige Aktion in die Haltung der Gestalt. Goethes Egmont leidet bloss den Tod, Devrients Egmont fordert ihn heraus. Dadurch kommt in die Hingebung an des Lebens Freude eine geniale Lebendigkeit der nur zufällig auf andere Ziele gerichteten Geisteskraft des Helden. Es wird nichts verwischt von den Grundfarben, die Goethes Egmont zu dem machen, was er ist; die Färbung des Gemäldes ist in Devrients Darstellung keine andere, aber die markiertere Lichtgebung stellt sie in höheren Glanz. Mich dünkt, der darstellende Künstler dürfe sich das erlauben. Er hat jahrelang daran gearbeitet, seine aus dramatischem Drange entsprungene, ursprünglich dem dichterischen Gebilde Goethes fremde Auffassung mit den Grundbedingungen desselben in Harmonie zu



Die Schillerfeier auf dem Leipziger Markt am 10. November 1859

bringen. Sein Bedürfnis und Naturell war hier dramatischer als die Schöpfung des Dichters; und ich meine, dem darstellenden Künstler sei hier meisterhaft gelungen, den Dichter zu ergänzen ...

Emil Devrient hat auf «Egmont» Richards «Wanderleben», das «Glas Wasser», die «Karlschüler» folgen lassen und schliesst vorläufig sein Gastspiel mit «Graf Waldemar», um in Kurzem auf der Leipziger Bühne einen neuen grossen Zyklus von Rollen zu eröffnen. – Wir heben noch hervor, mit welcher Pietät, mit welcher feinen Sinnigkeit er die Gestalt Schillers in Laubes «Karlschülern» zur Erscheinung brachte. Bei soviel Tiefe der Elegie, bei soviel Idealität im Aufschwung des Geistes offenbarte er zugleich die eng bürgerliche Unbeholfenheit in der äussern Persönlichkeit des grossen Dichters und deckte vor unsern Augen den Widerspruch seines Erscheinens und seines innern Lebens mit einer Meisterschaft auf, die uns glauben machen könnte, dieser Schauspieler habe unsern Schiller lange Zeit im Leben belauscht. Das schöne Mass seiner feinen und sorgsam charakteristischen, dies ist es, was wir an Devrients Spiel diesmal als besonders bezeichnenswert hervorheben müs-

sen. – In den «Karlsschülern» hatte er zum Teil mit einem Personal der kläglichsten Art zu kämpfen, mit einem Herzog, dem gegenüber es kaum der Mühe wert war zu triumphieren, und mit einer Frln. Arens als Laura, die wir zweifelsohne als Hrn. Wirsings neueste und wohlfeilste Akquisition zu begrüßen haben werden.

Im Griff der Reaktion: Presse und Literatur

Es haben sich von hier aus schon mehrere einzelne Stimmen über die Härte des neuen Pressgesetzentwurfs und über das Unheil ausgesprochen, das damit über Sachsen verhängt wird. Die Pressfreiheit steht eigentlich nur noch wie zum Hohne an der Spitze dieses Entwurfes. Die Presse wird damit nicht unfrei, sie wird damit unmöglich werden, ihre Zerstörung ist für Sachsen damit beschlossen. Die Entziehung des Postdebets, die Schliessung der Druckerei und das polizeiliche Verbot eines Blattes nach zweimaligem Straferkenntnis: diese Punkte im Entwurf beweisen, dass die Gesetzgeber selbst in den Kauttionen keine Gewährschaft sehen. Und es hat etwas Komisches, liest man im Entwurf, dass im Notfälle selbst die «Platten und Formen» in den Druckereien zerstört werden sollen, um die schlechte Presse, die schlechten Gedanken im Volk gleichsam mit Stumpf und Stiel auszurotten. Selbst die Platten und Formen sollen es büßen, denkt ein Volk schlecht von dem, was just einem Minister gut scheint. Was können die armen Typen dafür, die ohnedies, sobald sie ihr schwarzes Werk vollbracht, ruhig wieder auseinandergehen und, ist das Buch fertig, in ihre stille Behausung, in den Setzkasten wandern! Journale, Broschüren und Pamphlete werden ja doch niemals stereotypiert, die Typen, die unschuldigen Düpen, erklären sich zu solchem Satze niemals für permanent, man braucht keine Gewalt gegen sie aufzubieten, sie gehen von selbst auseinander. Vielleicht geht sogar die ganze Presse, die ganze Literatur in Sachsen auseinander. Will man das? Will man der Welt, will man Preussen und Österreich beweisen, dass man

zur selbständigen Existenz selbsteigene Kraft genug habe? Und welche Kraftgenies unternehmen hier das Werk, das Unkraut der Revolution in den Gedanken des Menschen auszurotten! Am Ende ist die ganze Prozedur nur ein indirektes Mittel, die Literatur in ganz Sachsen auszurotten. Aber ich fürchte, es



Buchhandlung um 1850

wird kaum nötig sein, jedem Mann der Presse, falls er irgend sein Hab und Gut flüssig machen kann, den Rat zu geben, aus Sachsen auszuwandern. Leipzig hat im Buchhandel ohnedies schon genug wesentliche Vorteile eingebüsst.

In den dreissiger Jahren war Sachsen der freisinnigste Staat, der Liberalismus führte das Regiment, eine ganze Reihe freimütiger humaner Männer hatte Sachsen in seinen Ministerien aufzuweisen. Leipzig ward unter solcher Gunst der Umstände der Sitz einer freisinnigen Presse; Literatur und Buchhandel kamen in Blüte, die Leipziger Presse arbeitete wesentlich mit für Österreich und Preussen. Nicht in der Liebhaberei für spezifisches Sachsenthum, in der Gunst dieser Umstände lag es, ward Leipzig ein Sammelpunkt vieler Kräfte für die Presse. Literatur und Buchhandel stiegen mit dem humanen Geist des liberalen Regiments in Sachsen. Preussen wanderten ein, hier ihren Sitz aufzuschlagen; Leipzig ward namentlich für die poetische Jugend Österreichs die Schwelle für Deutschland. Seit der Pressfreiheit, seit dem Umschwung der Dinge, hat Leipzig diese Mission verloren. Berlin und Wien schafften sich jetzt in loco ihre Presse. In der Tat, es bedarf kaum so gewaltsamer Anstrengungen, polizei-

licher Vexationen und Secaturen, um die Leipziger Presse zur Auswanderung zu bestimmen. Die sächsische Presse hat in allen ihren Organen entschieden eingebüsst, seitdem Wien und Berlin ihre eigenen Blätter stifteten. Sie förmlich zur Auswanderung zu zwingen, ist nun schliesslich der Pressgesetzentwurf in der Tat wie gemacht. Stösst die Presse an jenen beiden Orten auf dieselben, wenigstens auf ähnliche schwere Bedingungen für ihre freie Entwicklung, so hat sie dafür auf so grossen Punkten unendlich viel andere Quellen der Entschädigung. Sie tritt dort in die Entfaltung grösserer National- und Parteikräfte, fühlt sich dort von der Woge eines reicheren Lebens getragen, hat dort grössere Fragen, grössere Aufgaben für ihre patriotische Mitwirkung vor Augen, während sie in Sachsen, geht ihr die bisherige Gunst freisinniger Zustände verloren, lediglich an unnützen kleinen Quälereien erlahmt.

Tritt der drakonische Gesetzentwurf, wie er vorliegt, ins Leben, so kann es wenigstens nicht fehlen, dass viele Pressinstitute in Sachsen ihre Tätigkeit einstellen. Wir bedauern besonders die vielen kleinen Druckereien im Lande, welche von einem Wochenblättchen lebten, aber die Kautions nicht aufbringen mögen, weil sie die geforderte Summe für einen verlorenen Posten ansehen, sobald nicht mehr Geschworene, sondern juristische Buchstabenrichter über Pressvergehen entscheiden. – Was das Prinzip der Kautions betrifft, so hiesse es gegen den Strom schwimmen, wollte man dem entgegentreten. Schon um der Egalität in Deutschland willen – wir möchten dabei das edle Wort Einheit nicht entwerthen – wird man die Kautions überall einführen. Die gesamte Gothaische Partei, ein Kern patriotischer, konservativ liberaler Männer, sieht lediglich in den Kautions Gewährschaften einer verständigen Presse. Gesetzt, wir wollten, wäre man darin einig, dies gelten lassen, so müssen wir doch an dem sächsischen Entwürfe tadeln, dass die Gesetzgeber desselben die Kautions einführen, ohne einen Glauben an deren Wirksamkeit zu haben. Dass sie in der Kautions keine Garantie sehen, beweisen die Polizeihandhaben und scharfen Drohungen, mit denen sie, weil jene Garantie nicht ausreicht, noch nebenbei die Willkür der Gewalt gesetzlich machen wollen. Dass die Minister nicht glauben, an der Leistung der Kautions werde die kleine, schlechte, gemeine Presse umkommen, beweisen sie in diesem Augenblick durch das Verbot des Leipziger «Reibeisens»; sie verbieten es und warten also nicht ab, ob die Kautions die Presse Sachsens purifizieren werden. In der Tat, die Minister glauben, der skandalöse Schmutz in der Literatur könnte beim Publikum doch so

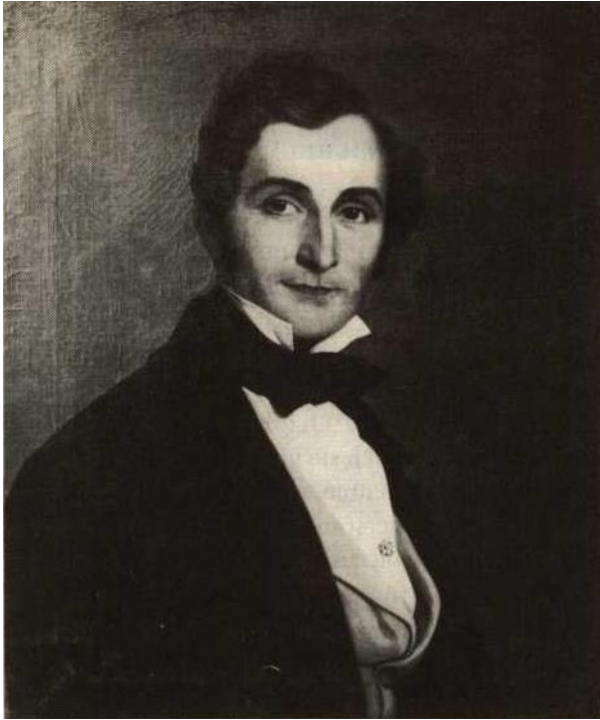
viel Anklang haben, um 500 Tlr. zu 4% zusammenzubringen. Wir unsererseits bedauern gewiss nicht den Untergang jenes Blättchens, aber wir glauben, dass die Presse in Sachsen gründlich zerstört und unmöglich gemacht wird, tritt jener Entwurf ins Leben. Wir, die wir in unserem Blatte uns frei von der Leidenschaft der politischen Parteiung halten, glauben dies einfach aussprechen zu müssen. Körperschaften werden schwerlich in der Sache etwas tun, weder der Buchhandel noch der Schriftstellerverein. Petitionen an die dermaligen Stände erlassen hiesse diese dermaligen Stände anerkennen. Die Leipziger Buchhändlerschaft hat beschlossen, den hereinbrechenden Ruin der sächsischen Presse ruhig über sich und Leipzig ergehen zu lassen.

(Nachträglich entschloss sich doch die Buchhändlerschaft zu einer Deputation nach Dresden direkt an den König, um der Majestät über den Ruin des Buchhandels Vorstellungen zu machen.)

Nekrolog auf Albert Lortzing

Die Theater zu Weimar, Bremen, Berlin u.a. beeilen sich, der hinterlassenen Familie Lortzings beizuspringen. In Leipzig, wo sich die Bühne noch besinnt, etwas zu tun, haben Kollegen des Verstorbenen und Musikvereine, der alte Buffo Berthold obenan, rasch hintereinander eine Reihe von drei Konzerten veranstaltet; selbst das Gewandhaus, in dessen Hallen Lortzings Töne nicht hingehörten, hat sich beeifert, den Manen eines Lieblings unserer Stadt den Tribut zu zollen. Die Taschen des lustigen Musikanten waren leer, als er plötzlich starb (den 21. Januar); man musste für die Begräbniskosten eine Kollekte machen, aber Maestro Meyerbeer, der Komponist des Liedes: «Und das Geld ist nur Chimäre», erwies dem Toten die letzte Ehre. An dieser «Chimäre» ist der arme Lortzing zugrunde gegangen, obschon er in der ganzen Welt ein beliebter Opernmusiker war und sein «Zar und Zimmermann», man kann fast sagen, einen europäischen Ruf gewann. Die Bühnen haben hübsche Sümmechen bei Lortzings Opern eingestrichen; wir wissen nicht, ob die nachträglich eingeführte Tantieme ihn am Gewinn mehr beteiligt hätte; jedenfalls darbt er bei dem allgemeinen Ruf, den ihm seine Opern errangen. Man klagt sonst immer über die einsiedlerische Sonderlingslaune bei deutschen Talenten, wobei sie

unfähig werden, mit der Welt zu gehen und der Mode des Tages zu dienen. Albert Lortzing war im Gegenteil ein lustiger Bruder, sein Talent war leicht, gefällig und flüssig, es diente der Gelegenheit und den Launen der Welt. Seine leicht hingeworfene Musik war populär; und doch entging er kaum dem Hungertode. – Seit 1836 datiert sein Ruf als Opernsetzer. Er war fleissig, er schrieb sich meist selbst seine Texte; man nannte ihn auch um deswillen den zweiten Dittersdorf in der komischen deutschen Oper. Er war in Leipzig als Schauspieler ein Liebling des Publikums; er war als solcher kein denkender, kein feiner Künstler, aber sein naturwüchsiger Humor mit dem Anflug von Berliner Esprit und Grazie war auf den Brettern geboren und hätte die Bretter nie verlassen sollen. Das Glück, das sein «Zar und Zimmermann» machte, verführte ihn, sich ganz der Komposition hinzuwenden: aber sein Versuch, im Leipziger Theater das Orchester zu leiten, kann als kein glücklicher bezeichnet werden; ihm fehlten die gründlichen wissenschaftlichen Studien in der Musik. Auffallend war uns, dass in Wien, wo er unter Pokorny eine Zeitlang An der Wien den Taktierstock führte, seine komischen Operetten wenig Anklang fanden; das Ohr der Wiener ist an italienische Klänge gewöhnt und merkte wohl allzusehr die Lückenhaftigkeit der Lortzingschen inkorrekten Arbeiten. Lortzing hätte das Gebiet des leichten Singspiels nie verlassen sollen; er verstieg sich in die grosse Oper und suchte auch dort durch Schnelligkeit sowohl den fehlenden Wert als auch den mangelhaften Ertrag seiner Arbeiten zu ersetzen. Seine «Beiden Schützen», sein «Wildschütz», «Casanova», bekunden dasselbe Talent des musikalischen Humors, das einer bessern Pflege wert gewesen wäre. Statt sich in seiner Sphäre fertig durchzubilden, versuchte er sich auch im ernsten Genre; «Undine», «Caramo», «Hans Sachs» lieferten schnell zusammengeraffte Phrasen im Stile der ernsten Oper. Die politischen Sturmjahre beseitigten den Luxus seiner unsteten Muse, und es sah einem Bankerott ähnlich, als der arme, melancholisch gewordene Humorist, von Wien nach Leipzig zurückgekehrt, abermals als Komiker im Schauspiel unsere Bretter betrat, um sich ein Reisegeld zu machen. Sosehr mehrere seiner Opern die Runde über die deutschen Bühnen gemacht hatten, so belief sich doch nach seinem Geständnis der Ertrag seiner sämtlichen Arbeiten nur auf höchstens 1'600 Taler. Vom Schriftsteller wollen in Deutschland zuvörderst Buchhändler und Drucker leben, ehe die Frage aufgeworfen wird, was sich dabei für den Schöpfer des literarischen Werkes abwirft. Von Werken für die Bühne will zunächst das Theater selbst erst existie-



Albert Lortzing

ren, und die politischen Sturmjahre stellten allerdings die Existenz der deutschen Bühnen ebenfalls in Frage. In Frankreich hätte die Nation Lortzings Talent bei seinen Lebzeiten unterstützt; bei uns muss das Mitleid nachholen, weil dem Talent sein Recht versagt bleibt. Es hat in der Tat den Anstrich von Reue und Gewissensbissen, wenn die deutschen Bühnen sich jetzt beeifern, dem Verstorbenen nachträglich einen schuldigen Tribut zu leisten. (Das dritte der Leipziger Konzerte, im Gewandhause unter Leitung von Julius Rietz, von Ferdinand David, Frau Dr. Frege und Frau von Strantz glänzend unterstützt, sah zum guten Zwecke die feine Welt Leipzigs beisammen und brachte einen Ertrag von 530 Talern. Besinnt sich das Theater auf seine schuldige Pflicht, so dürfte die Summe von 1'000 Talern in Leipzig zusammenkommen.)

Heinrich von Treitschke Studentenbriefe

AN WILHELM NOKK

Leipzig, 29.10.1852 Heute endlich, mein guter Vereli, habe ich die trostlose Stimmung, in der ich mich nun über acht Tage lang hier befand, so weit überwunden, dass ich daran denken kann, mit einem vernünftigen Menschen zu reden, ohne mich gänzlich zu blamieren. Es ist aber, weiss Gott, zu scheusslich in diesem gottverfluchtsten aller elenden Nester. Höre meinen täglichen Lebenslauf, und Du wirst es einsehn. Früh natürlich ein ununterbrochenes Ochsen bis Mittag; das sind mir die liebsten Stunden, obgleich auch sie viel Lästiges haben; denn stelle Dir vor, von allen den vier Dozenten, die ich hier allenfalls hören könnte, habe ich keinen einzigen verstanden, sie hätten ebensogut malaiisch reden können. Nun, was solches Nachreiten (gewissermassen der wissenschaftliche stille Suff) für eine Freude ist, weisst Du; und ich habe noch dazu die Schwäche, dass ich mich dadurch allemal an mein Leiden gemahnt fühle und ganz versimpelt werde. – Mittags zu Tisch in ein Hotel, wo kein einziger Student isst; denn diese Kerle futtern für 3 Köder in Kneipen, gegen die Madämchen mit ihren Kellerwürmern noch golden ist. Nachher ein Gang entweder in ein Café, um Zeitungen zu lesen, oder ein Spaziergang auf die romantischsten Punkte, als da sind: das Rosental, ein Buchenwäldchen noch halb in der Stadt, an dem der Kaffee in den beiden dortigen Kneipen entschieden das Beste ist, ferner der Thonberg mit der geologischen Eigentümlichkeit, dass man bergab dahin geht, endlich Gohlis mit seiner berühmten Gose – einem Zeuge, das ungefähr so schmeckt wie die Miste, die wir den Scharwächtern vorsetzten. Das ist auf cerevis alles, schlechthin alles Interessante in der nächsten Umgebung.

Fragst Du nach meinem Umgange, so kann ich eigentlich gar nichts antworten; denn Menschen, die von nichts reden als von Puffs, Zigarren, Domino, Nachreiten und Examen, kann ich Dir doch nicht nennen. Nur in einer Beziehung ist der Umgang mit den hiesigen Studios sehr belehrend, d.h. in Bezug auf die Psychologie; man hört nämlich täglich die scharfsinnigsten psychologischen Unterhaltungen, als z.B. ob Schüchternheit oder Selbstvertrauen besser sei pp. – alles nur, um die schwächliche Furcht vor dem Examen zu bemänteln. Fast ebenso unausstehlich sind mir die hier wegen des grossen Mu-

sikeifers ebenfalls «ehr zahlreich vertretenen weltschmerzlichen verkannten Seelen mit der aufgeschlossenen höheren Gemütswelt. Da sprechen diese Menschen fortwährend von «Du bist wie eine Blume» oder «O Lilie, weisse Lilie» pp., und ich gelte bereits für ein stumpfsinniges Etwas auf zwei Beinen, das nur durch eine unbegreifliche Verwechslung der Begriffe zu dem Namen «Mensch» gekommen ist; meine Onkelkastennatur machte sich nämlich so sehr geltend, dass ich mit einigen schlechten Witzen in den zarten Duft dieser höheren Gemütswelt hineinfuhr. Diese weichliche Tändelei ist aber bei solchen Menschen geradezu widrig, die nur damit kokettieren, deren wahre Gedanken jedoch sich immer um das Examen und ähnliche handgreifliche Gegenstände drehen ...

Meine sonstigen Beschäftigungen sind: praktische Nationalökonomie, für die ich freilich bis jetzt noch ein viel zu unpraktisches Individuum bin, denn noch heute ist es mir sehr bip, ob bei der Koppelwirtschaft oder bei der Fruchtfolge 400 RI. Reinertrag herauskommen; dann ein vortreffliches Heft von Albrechts deutscher Rechtsgeschichte, das mir eine wahre Freude ist, ferner Polizei, Statistik, Staatsrecht pp. Von unseren Dozenten wirst Du Dir einen Begriff machen, wenn ich Dir sage, dass der eine meiner P. P. O. Redakteur der «Leipziger Zeitung», der andre der Ehrenmann ist, der die Regierung um Erlaubnis frug, ob er 1 RI. für die Kieler Professoren geben dürfe. Also auch in dieser Hinsicht ist wenig Anregendes zu finden, höchstens negativ. Auch hierin muss ich ganz auf künftige Bekanntschaften bauen, auf die Zukunft. Und dies Vertrauen auf ein zukünftiges Besserwerden ist gerade in diesem Augenblicke sehr lebendig in mir. Du musst nämlich wissen, dass ich an der Stelle, wo Du ein schönes f im Briefe findest, eine Beethovensche Symphonie hörte. Sieh, mein Junge, es war mir, als könnte ich ihn handgreiflich fassen, als stände er vor mir, der Sieg einer neuen, schöneren Weltordnung, als dieses Meer von Jubeltönen sich wie ein gewaltiges Sturzbad über mich ergoss. Und vor dieser grossen, herrlichen Hoffnung, vor dieser siegenden Zuversicht schwanden meine eignen Sorgen, so dass ich mich ihrer schämte ..., und ich fühle mich jetzt so frei, so erhaben über dem Schmutz dieses Nestes, dass ich, wenn auch Dein treues blaues Auge eine kranke Sorge jetzt umnebeln sollte, Dir mit dem festesten Vertrauen zurufen kann: Bleibe der alte Frohmüt, es wird noch alles gut, mein Vereli.

AN SEINEN VATER

Leipzig, 16.11.1852 Was meine Studien betrifft, so geht alles den alten Gang; nur mit der praktischen Nationalökonomie ist ohne das Anhören eines guten Vortrags kaum durchzukommen; selbst das beste Heft (und ich habe noch dazu nach vieler Mühe nur ein sehr schlechtes erhalten können) kann einem z.B. die landwirtschaftlichen und die Bankverhältnisse nicht anschaulich darstellen; solche Dinge sind eigentlich nur im praktischen Leben kennenzulernen; schon der Vortrag gibt nur einen einseitigen Begriff, ein Heft fast gar nichts. Indes: es muss ja gehen; wenigstens habe ich aus Gesprächen gesehen, dass ich mich in dieser Hinsicht mit denen, die die Vorlesung selbst hören, recht gut messen kann. – Das Privatissimum bei Wuttke ist zustande gekommen; die erste Stunde war freilich sehr eigen: W. sprach über Dahlmann, über die Alpen, über Champollion, über die «Allgemeine Zeitung» – kurz, de omni re scibili et quibusdam aliis –, immer geistreich und unterhaltend; aber erst als das Kolleg aus war, dämmerte ihm eine unklare Idee auf, dass er eigentlich ein historisches Seminar halten wollen; hoffentlich wird ihm dies das nächste Mal zum klaren Bewusstsein gekommen sein.

AN SEINEN VATER

Leipzig, 7.2.1853 Noch trauriger freilich ist es, dass ich zur Steuer der Wahrheit den Ruhm der Schönheit der Leipziger Damen entschieden, aber ganz entschieden Lügen strafen muss. Dies hindert freilich nicht, dass ich gestern Abend die Bekanntschaft eines reizenden und sehr liebenswürdigen Mädchens machte – ihren Namen überlasse ich natürlich der erfindungsreichen Neugierde meiner Schwestern. – Um also die Summe des Ganzen zu ziehen, gefällt es mir auf den Bällen hier recht gut, vorausgesetzt, dass ich tanze; das Pausieren in Gesellschaft der duftenden Ladenschwengel und der knotigen Studios und unter den inspizierenden Augen des alten Frege, der mit grosser Gewissenhaftigkeit nachsieht, ob man auch Schuhe nach der neuesten Mode der zwanziger Jahre anhat – ist freilich unerträglich. – So hätte ich denn dem Wunsche meiner Schwestern durch ein gründliches Referat über die hiesigen Bälle bestens entsprochen und kann nun über andere Dinge reden. Das sonstige Leben hier ist langweilig und einförmig wie immer: einen der sogenannten Volksmaskenbälle hab ich mitgemacht und, indem ich ihn mit dem rheinischen

Karneval verglich, recht deutlich den Unterschied zwischen ordinärer Roheit und einem wahren Volksfeste eingesehen ...

Ein anderes, freilich in ganz anderer Art interessantes und viel bedeutenderes Buch habe ich jetzt gelesen, die «Einleitung» von Gervinus. Ich stimme zwar durchaus nicht mit allem, was er sagt, überein; anregend und geistreich ist die Schrift aber im höchsten Grade. Wie man in dieser trocken wissenschaftlichen Darstellung etwas Gefährliches sehen kann, ist mir unbegreiflich. – Folgerichtig müsste man dann sämtliche Werke von Fichte und Hegel konfiszieren. –

Der akademische Senat hat der Studentenschaft zu verstehen gegeben, dem neuen Kultusminister eine Glückwunschartikel zu schicken. Hoffentlich aber wird dieser unbegreifliche Vorschlag an dem gesunden Sinne der Studentenschaft scheitern; jeder Vernünftige müsste dies für ein vorlautes und unbescheidenes Eindringen in Verhältnisse, die uns junge Leute gar nichts angehen, ansehen. Sollte wirklich zur Beratung darüber eine Studentenversammlung berufen werden, so würde ich entschieden dagegen sprechen.

Eine flaue Messe

Mitte Mai 1854 Unsere Messe geht mit starken Schritten zu Ende. Viele wollen zwar behaupten, sie wäre diesmal gar nicht gegangen, nur höchstens geschlichen, und die Klagen, die man allen Seiten vernimmt, von Verkäufern, Vermietern und Wirten, scheinen diese Ansicht zu bestätigen. Dass sie nicht besonders günstig ausfallen würde, war freilich vorauszusehen; ein langer und strenger Winter, anhaltende Teuerung der ersten und notwendigsten Lebensbedürfnisse, allgemeines Misstrauen in die Zukunft – das sind keine Auspizien, unter denen ein lebhafter und günstiger Geschäftsverkehr sich entwickeln kann. Den meisten Schaden hat die Verwirrung im Orient sowie der Ausbruch des Kriegs zwischen Russland und den Westmächten angerichtet; die Kriegsfurcht hält die Kapitalien zurück, niemand wagt, sich auf grössere Geschäfte einzulassen, der Produzent beschränkt seine Produktion in der sehr richtigen Besorgnis, keine Abnehmer zu finden, während der Konsument seinen Verbrauch ebenfalls auf das Notwendigste beschränkt, teils weil die allgemeine



Der Marktplatz mit Messebuden um 1850

Geschäftsstille seine Einnahmen geschmälert hat, teils um sich einen Notpfennig für die Zukunft zusammenzusparen. Diese Verhältnisse, die sich in diesem Moment überall mehr oder weniger fühlbar machen und selbst auch den Reichsten und scheinbar Unabhängigsten nicht ganz verschonen, müssen natürlich auf einem Messplatz bei dem Zuströmen so verschiedenartiger Industriezweige mit doppelter Lebhaftigkeit empfunden werden. Ob der Ausfall in der Zahl der Kauflustigen im Vergleich mit frühem Jahren wirklich so beträchtlich gewesen ist, wie man behaupten hört, vermag ich nicht zu bestimmen. Dass aber manche für unsere Messe höchst wichtige Gegenden entweder gar nicht oder doch nur sehr schwach vertreten waren und dass auch die wirklich Erschienenen im Ganzen nur eine sehr schwache Kauflust mitgebracht hatten, das ist allerdings richtig. Russen und Polen, deren Bedeutung für unsere Messe zwar schon seit Längerm mit jedem Jahr geringer wird, waren diesmal infolge der politischen Konjunkturen gänzlich ausgeblieben; auch Amerika war nur

sehr schwach vertreten. Griechen und Türken waren zwar erschienen, doch fehlte es ihnen an baren Geldmitteln, während die Wechsel und Anweisungen, mit denen sie sonst zu bezahlen pflegten, diesmal bei der Unsicherheit der dortigen Zustände nur schwer oder gar nicht an den Mann zu bringen waren. Auch die englischen Käufer, sonst vorzugsweise beliebt wegen ihres raschen und flotten Verkehrs, zeigten grosse Zurückhaltung und trugen dadurch wesentlich dazu bei, dem ganzen Markt eine flauere und niedergedrückte Stimmung zu geben. Verhältnismässig am besten soll das Geschäft noch in wollenen und halb-wollenen Waren sowie in Leder gegangen sein; die Vorräte von letzterem waren gering, besonders die gute Ware, und wurde in wenigen Tagen rasch und zu hohen Preisen geräumt. In allen andern Stücken dagegen sollen selbst die geringen Erwartungen, mit denen man der Messe entgegensah, unbefriedigt geblieben sein; so namentlich in Luxuswaren, wozu bei der winterlichen Kälte dieses Frühjahrs bis jetzt auch noch die Sommerwaren zu rechnen sind.

Am meisten hat unter diesen Umständen natürlich der Kleinhandel gelitten. Derselbe ist in guten Zeiten weit wichtiger und umfangreicher, als man denkt; namentlich unter den kleinen Fabrikanten der Umgegend gibt es viele, für die der Ausfall der Leipziger Messe geradezu eine Frage der Existenz ist. Den meisten Absatz finden sie unter den Fremden aus der Nachbarschaft, für welche ein Tag auf der Leipziger Messe ein hergebrachtes Vergnügen ist; besonders den Frauen des Mittelstandes wird es sozusagen gleich beim Abschluss der Ehepakten garantiert, wie ehemals unter den Bauern das Aderlüssen. Um diesem Vergnügen nun zugleich den Anschein von etwas Nötigem und Nützlichem zu geben, sparen sie sich für diese Gelegenheit eine Menge von kleinen Einkäufen auf, die sie zwar in den meisten Fällen zu Hause ganz so gut machen könnten; aber, wie gesagt, es ist eine Beruhigung für das Gewissen der guten Leute, die nun keine Vergnügungs-, sondern eine Geschäftsreise zu machen glauben, und unter allen Umständen hat der Leipziger Markt Vorteil davon. Aber auch in der Zahl dieser Besucher soll sich diesmal eine merkliche Abnahme gezeigt haben, woran ausser der allgemeinen Ungunst der Zeit wohl auch das Wetter einigen Anteil hatte, das grösstenteils kalt und trübe war; selbst der «preussische Busstag», der uns sonst immer ganze Scharen von Besuchern zuführt, ging diesmal ziemlich geräuschlos vorüber. Dass auch die Wirte und die Sehenswürdigkeiten keine sehr glänzenden Geschäfte gemacht, versteht sich danach von selbst. Auch war Zahl und Wert der letztem diesmal auffallend gering. Den meisten Zuspruch fand noch die grosse Kreuzbergsche

Menagerie, die aber auch in der Tat sowohl durch die Pracht und Menge ihrer Exemplare wie durch die bewundernswerte Zähmung ihrem alten Rufe Ehre macht. Auch ein französischer Taschenspieler, ein Professor Robin, wurde von denen, welche seinen Vorstellungen beigeohnt, lebhaft empfohlen; da ich zu diesen Glücklichen nicht gehöre, so vermag ich den Wert dieser Empfehlung nicht zu beurteilen. Was übrigens an Kunstreitern, Seilspringern und ähnlichem vorhanden war, erhob sich nicht über das Gewöhnliche, wie man es auf allen Jahrmärkten und Schützenfesten antrifft; ein grosses Rundgemälde, das unter dem etwas gesuchten Titel «Dreitausend Jahre Weltgeschichte» eine recht gute Übersicht über die wichtigsten Entwicklungsmomente der Kulturgeschichte darbot, hätte zahlreichem Besuch verdient, als ihm von der leichtfertigen Menge zuteil ward. Dem Theater verschaffte Mitterwurzer aus Dresden einige gefüllte Häuser; Übrige war flau, wie wir es hier nachgerade gewohnt sind, und wurde auch vom Publikum mit entsprechender Flaueheit aufgenommen.

Gegenwärtig haben die meisten Fremden uns längst verlassen, und die Stadt kehrt allmählich zu ihrem gewohnten Aussehen zurück; nur die Buchhändler, diese letzten und spätesten unserer Messgäste, sind noch beisammen. Mit Vergnügen höre ich, dass die Geschäfte derselben sich im Allgemeinen weit besser abwickeln, als man fürchtete. Überhaupt, was man im Einzelnen auch gegen die Richtung des deutschen Buchhandels sagen mag – und in der Tat spiegelt er doch nur immer die Richtung des Zeitgeistes wider –: soviel ist gewiss, dass die deutsche Handelswelt in dem Buchhandel ein Korps besitzt, von einer Solidität und einer Geschäftstreue, wie man es gewiss in keinem zweiten Handelszweige von dieser Ausdehnung und ganz besonders von dieser Leichtigkeit des Kredits wiederfindet. Das ist auch die wahre Bedeutung der Buchhändlermesse; ihre geschäftliche Wichtigkeit existiert nur noch in den Traditionen der Vergangenheit; aber die moralischen und intellektuellen Bande, welche die Buchhändler von einem Ende Deutschlands zum andern verknüpfen, erhalten sich durch diese persönlichen Zusammenkünfte in immer neuer Frische und Lebendigkeit. – Von literarischen Zelebritäten, die uns bei Gelegenheit der Messe mit ihrem Besuch erfreuten, nenne ich nur Berthold Auerbach aus Dresden und Heinrich Koenig aus Hanau. Beide erfreuten die zahlreichen Freunde, welche sie hier haben, durch Frische des Geistes und Rüstigkeit der Gesundheit; namentlich schien Auerbach die Nachwehen der schweren Krankheit, welche ihn vorigen Herbst auf der Rückreise von Italien befiel,



Osternessabrechnung in der Buchhändlerbörse 1854

vollständig verwunden zu haben. – Unter den einheimischen Schriftstellern herrscht, wie es um diese Jahreszeit allemal der Fall ist, ziemliche Stille; man ruht sich aus von der winterlichen Arbeit, fasst neue Pläne und sucht den Buchhändlern, welche mit Schrecken die Schlappen überrechnen, die sie während des letzten Jahres erlitten haben, neuen Mut und neue Spekulationslust einzuflößen. Doch soll Gustav Kühne an einem grossem Romane arbeiten, «Die Freimaurer»; derselbe wird als Bestandteil der Müller-Meidingerschen «Deutschen Bibliothek» erscheinen. Auch Gerstäcker hat einen neuen Roman unter der Feder, in welchem besonders der Unfug der Pfaffen und Pharisäer geißelt wird. Leider wird der Aufenthalt des liebenswürdigen, kernhaften Verfassers in unserer Stadt nur noch von kurzer Dauer sein; schon im nächsten Herbst wird er nach Thüringen übersiedeln, theils aus Liebe zur Natur, theils um seiner Jagdlust besser frönen zu können. Gustav Freytag hält seine gewöhnliche Villeggiatur auf seinem Gütchen in Siebeleben bei Gotha; er soll ebenfalls

an einem Roman arbeiten. Robert Gieseke, dessen «Johannes Rathenow» kürzlich auf unserer Bühne gegeben ward, ohne jedoch mehr als einen succès d'estime zu erreichen, hat die Redaktion der «Novellenzeitung», bei der er schon bisher beschäftigt war, übernommen. Arnold Schloenbach hat seinen «Der letzte König von Thüringen» umgearbeitet und wird ihn in dieser veränderten Gestalt demnächst im Buchhandel erscheinen lassen. – Das Sommertheater, das im vorigen Jahre so vielen Beifall fand, ist seit einigen Tagen wieder eröffnet; wenn die Abende indes so kühl bleiben wie bis jetzt, so wird das Geschäft, und nur darauf ist es ja bei dem ganzen Unternehmen angelegt, diesmal nicht besonders glänzend werden.

Max Ring **Ernst Keil und die «Gartenlaube»**

Durch einige Artikel, welche ich für die «Feuerspritze» schrieb, wurde ich mit dem Buchhändler Keil in Leipzig bekannt, der mich aufforderte, für die von ihm gegründete «Gartenlaube» zu arbeiten. Trotzdem das Blatt erst seit kurzer Zeit bestand, erfreute es sich einer grossen Verbreitung und zählte bereits 50-60'000 Abonnenten. Diesen ungewöhnlichen Erfolg verdankte die «Gartenlaube» hauptsächlich der unermüdlichen Tätigkeit und Energie ihres Verlegers. Nachdem Keil bereits verschiedene andere Zeitschriften: «Leuchtkugeln», «Reichsbremse» und «Dorfbarbier», ohne sonderliches Glück herausgegeben hatte, fasste er im Gefängnis, in dem er wegen eines Pressvergehens eine längere Freiheitsstrafe verbüsst, den Plan einer neuen, billigen, zugleich belehrenden und unterhaltenden Zeitschrift für das deutsche Volk.

Da er nicht die nötigen Mittel für ein derartiges Unternehmen besass, so wendete er sich an seine gleichgesinnten Freunde, welche ihm das gewünschte Geld vorstreckten. Unter so misslichen Umständen begann er den Druck der ersten Nummer, die zum neuen Jahr erscheinen sollte, aber auf unerwartete Hindernisse stiess. Beim Druck sprang nämlich die Platte des unentbehrlichen Holzschnittes, was ein umso grösseres Unglück für ihn war, als sich dieser Unfall gerade am Weihnachtsabend ereignete und kein Tischler in der ganzen Stadt unter solchen Umständen, auch nicht gegen alles Geld, den Auftrag übernehmen wollte.

Während seine arme Frau mit schwerem Herzen weinend den Christbaum für die ungeduldigen Kinder rüstete, irrte er verzweiflungsvoll in der dunklen Nacht von einem Handwerker zum andern, bis er endlich nach mehrstündigem, vergeblichem Suchen in einer gänzlich abgelegenen Strasse einen kleinen, armen Tischler fand, der den gesprungenen Holzschnitt so gut als möglich zusammenzuleimen versprach. So geringe Hoffnung auch Keil auf die Kunst des braven Mannes setzte, so blieb ihm keine andere Wahl, als ihm die Arbeit anzuvertrauen. Wider Erwarten gelang es dem kleinen Meister, die schadhafte Platte so geschickt auszubessern, dass der unterbrochene Druck in der nächsten Woche fortgesetzt und die «Gartenlaube» am Neujahrstage zur Freude des Herausgebers erscheinen konnte, der seinen Retter in der Not nicht vergass und reichlich belohnte.

Bald gewann das neue Blatt eine Reihe ausgezeichneter Mitarbeiter und mit jedem Tage einen grösseren Leserkreis, da Keil nicht nur ein genialer Buchhändler, sondern selbst ein vorzüglicher Redakteur war, der wie wenige den Geschmack seines Publikums kannte und beachtete. Mit diesen Eigenschaften verband er einen wahrhaft bewunderungswürdigen Fleiss. Ich selbst besitze mehrere hundert eigenhändige Briefe von ihm, in denen er mir seine Vorschläge, Wünsche und Ansichten über die von ihm gewünschten Artikel ausführlich mitteilte und die kleinsten Einzelheiten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit besprach. Er lebte einzig und allein für und mit seiner «Gartenlaube», der er seine Bequemlichkeit, Gesundheit und alle Freuden seines Daseins opferte, vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt und sich keine Ruhe, keine Erholung gönnend. In dieser rastlosen Tätigkeit und in seinem Verständnis für die Bedürfnisse und Forderungen des Publikums lag die Erklärung für die ungemeine Verbreitung und den überraschenden, in Deutschland unerhörten Aufschwung seines Unternehmens, das ihn in kurzer Zeit zum mehrfachen Millionär machte. Umso mehr musste ihn das Verbot schmerzen, welches die preussische Regierung über das Blatt wegen einer vollkommen erfundenen, höchst boshaften Erzählung, den beklagenswerten Untergang der «Amazonen» betreffend, verhängte, woran ein unbegreiflicher Missgriff der sonst so vorsichtigen wie taktvollen Redaktion die Schuld trug. Um diesen schweren Schlag und den Verlust von 30'000 preussischen Abonnenten abzuwenden, beschloss Keil, an Stelle der «Gartenlaube» eine andere Zeitschrift, «Den Volksgarten», in Berlin selbst erscheinen zu lassen, deren Redaktion ich trotz aller damit verbundenen polizeilichen Schwierigkeiten und Unannehm-

lichkeiten auf seinen Wunsch übernahm, wodurch ich mit ihm in eine andauernde geschäftliche und zugleich freundschaftliche Verbindung kam.

Als erst nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen die «Gartenlaube» in Preussen wieder freigegeben wurde, wuchs ungeachtet aller Konkurrenz die Zahl der Abonnenten und das Vermögen des Verlegers mit staunenswerter Schnelligkeit, ohne eine Veränderung in seinen Gesinnungen und Anschauungen hervorzurufen. Nach wie vor widmete Keil seinem Unternehmen alle Kraft, lebte so einfach und bescheiden wie früher, vollkommen bedürfnislos. Der einzige Luxus, den er sich gestattete, war der Bau eines neuen stattlichen Hauses, in dem sein Arbeitszimmer in Form einer Gartenlaube den alten Schreibtisch enthielt, an welchem er einst sorgenvoll so manche trübe Nacht durchwacht hatte. Erst in den letzten Jahren seines Lebens gönnte er sich zur Erholung eine Reise nach der Schweiz und engagierte einen Sekretär, dem er seine unzähligen Briefe diktierte. Höchst sparsam und peinlich in Geschäftsangelegenheiten, konnte er mit seinen Mitarbeitern um einige Groschen streiten, aber auch zuweilen mit vollen Händen geben und die grössten Honorare von freien Stücken bewilligen. So erhielten Professor Bock, die Marlitt und Ferdinand Stolle von ihm Summen, wie sie nie vorher ein deutscher Autor gesehen. Einem armen kranken Schriftsteller in Berlin schickte er durch mich unaufgefordert mehrere hundert Taler.

Ebenso treu blieb er seiner liberalen Überzeugung, gleichgültig gegen alle ihm in Aussicht gestellten Ehren und Vergünstigungen. Als bei einer festlichen Gelegenheit in Leipzig der damals sächsische Minister, Graf Beust, den Wunsch äusserte, mit Keil zu sprechen, weigerte sich dieser, sich ihm vorstellen zu lassen. Sein einziger Stolz und seine Freude war und blieb die «Gartenlaube», die er nur «sein Kind» zu nennen pflegte. Umso härter musste ihn der Verlust seines einzigen Sohnes, eines hoffnungsvollen jungen Buchhändlers, treffen, dem er einst das ihm so teure Unternehmen zu hinterlassen hoffte. Noch auf seinem Sterbelager traf Keil Verfügungen für die würdige Fortführung seines Blattes, und seine Erben handelten nur in seinem Geiste, als sie die wiederholten glänzenden Anerbietungen verschiedener Gründer zurückwiesen und die «Gartenlaube» einem ehrenwerten tätigen Buchhändler zu einem mässigen, wenn auch noch immer anständigen Preise überliessen.

Wandel der Literaturszene

September 1854 Unsere Stadt rühmt sich zwar von alters her, ein Klein-Paris zu sein, und noch jetzt gibt es enthusiastische Köpfe unter uns, welche diesen Ausdruck, der mir stets nur wie eine Ironie des Dichters vorgekommen ist, in allem Ernste wiederholen. Für einen Berichterstatter indessen, der seinen Lesern gern etwas Neues und Interessantes darbieten möchte, ist Leipzig bei alledem ein sehr magerer Boden. Selbst die Quelle der Theaterneuigkeiten, diese allgemeine Zuflucht stoffbedürftiger Korrespondenten, rinnt bei uns nur sehr spärlich ...

Auch aus der hiesigen Literaturfabrik ist nur wenig zu melden. Von Kühne wird ein neuer Roman als Bestandteil der «Deutschen Bibliothek» angekündigt; das gebildete Publikum darf sich von ihm wenigstens eine geistreiche, gewissenhafte und wohldurchdachte Arbeit versprechen. Seine «Europa» erscheint gegenwärtig ohne Karikaturen, wozu man ihr nur Glück wünschen kann. Denn wenn schon jene satirischen Bilder zum Teil (ich sage zum Teil) recht geistreich waren, so bildeten sie doch eine wenig passende Beigabe für ein die ernstere Literaturrechtung vertretendes Blatt, das im Übrigen so sauber und anständig gehalten ist. Friedrich Gerstäcker ist nach Koburg übersiedelt; der Kreis unserer Literaten verliert an ihm eines seiner liebenswürdigsten und tüchtigsten Mitglieder. Überhaupt wird das hiesige Schriftstellerleben immer ärmer und einförmiger; es ist bei Weitem solider geworden als zu weiland Herlosssohns Zeiten, aber dafür auch viel weniger anregend. An literarischen Kränzchen, an Koterien und Cliques fehlt es jetzt so wenig wie damals; nur steht der Einzelne selbst innerhalb dieser Koterien viel isolierter als sonst, und wenn die Polemik auch nicht mehr so ungezogen in die Öffentlichkeit tritt wie ehemals, so ist man mit der Zunge insgeheim umso geschäftiger. Das Publikum schüttelte früher zuweilen den Kopf über das ungebundene Leben der Literaten; aber dafür schenkte es ihm auch ein Interesse, von dem jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. Wie in allen Stücken, so ist das Publikum jetzt auch gegen Literaten und Literatengenossen gleichgültig und abgestumpft geworden, mit den Büchern sind auch die Autoren in der öffentlichen Aufmerksamkeit gesunken. Diese Veränderung mag manchem verdriesslich sein: aber für unser nationales Leben, auf das doch endlich alles ankommt, ist sie notwendig und heilsam. Auch habe ich es nie für ein besonderes Glück halten können, dass hier so viel literarische Handwerker und namentlich so viel Buchhändler zu-

sammenhocken; die Konkurrenz, die dadurch entsteht, verdrängt unvermeidlich jene ernsten und grossen Ziele, denen die Literatur und also auch der Buchhandel jederzeit nachstreben sollten. – Dazu kommt dann noch die ausserordentliche Armut des hiesigen Lebens an allem, woran der Blick des Schriftstellers sich schärfen und erheben könnte; wir haben hier keine grossartige Natur, keine bedeutende Architektur, keine Kunst, kein charakteristisches Volksleben, nicht einmal eine besonders lebhafte oder interessante Geselligkeit. Es lässt sich hier recht behaglich leben, ganz gewiss; aber viel Nahrung für den Geist bietet Leipzig nicht, und so muss der produzierende Schriftsteller denn alles aus dem eigenen Fette saugen, das jedoch unter diesen Umständen sehr bald auf gezehrt zu sein pflegt. Hoffentlich wird dies in einigen Jahren wenigstens in einem Punkte besser sein, nämlich im Punkte der Kunst, für die das bekannte Schlettersche Vermächtnis eine ganz neue Zukunft eröffnet. Leider ist über das Museumsgebäude, von dessen baldiger Errichtung jenes Vermächtnis bekanntlich abhängig gemacht ist, meines Wissens noch immer kein endgültiger Beschluss gefasst worden. Inzwischen hört man lebhafte Klagen darüber, dass die Schlettersche Sammlung, die schon manchen Fremden veranlasst hat, seinem hiesigen Aufenthalte einen Tag zuzulegen, gegenwärtig fast gar nicht oder doch nur mit grossen Schwierigkeiten zugänglich ist; da über die Annahme des Vermächtnisses doch unmöglich ein Zweifel obwalten kann, so lässt sich in der Tat nicht absehen, woher diese Schwierigkeiten, die für Fremde wie Einheimische gleich verdriesslich und auch dem Rufe der Stadt gewiss nicht zuträglich sind. – Dies bringt mich auf das projektierte Leibniz-Denkmal, zu welchem der hiesige Bildhauer Hermann Knauer ein Modell verfertigt hat, das in dem Saale der hiesigen Stadtbibliothek aufgestellt ist. Doch dürfte es mit der Ausführung desselben leider noch gute Weile haben; der ganze Fonds, zu welchem der Grund bereits 1846 bei der Feier des zweihundertjährigen Geburtstags des berühmten Philosophen gelegt ward, betrug Ende vorigen Jahres, die von der Stadt bewilligten 1'000 Taler mit eingeschlossen, noch nicht volle 5'000 Taler, die gegenwärtigen Zeitumstände aber lassen nur wenig Hoffnung auf eine baldige Erhöhung desselben.

Brennpunkt der Arbeiterbewegung

1860 bis 1871

Führende Kräfte der Bourgeoisie orientieren sich auf Preussen

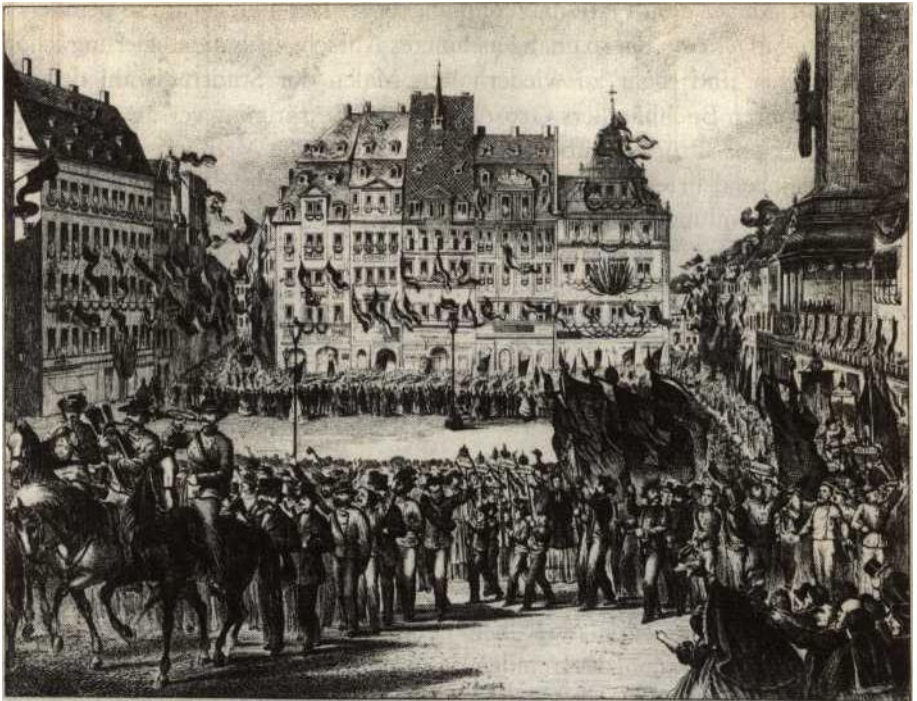
Mitte Mai 1860 Die Zeit, wo Leipzig eine Art literarischen Mittelpunkts bildete, ja wo von hier der Ton angegeben ward für gewisse Richtungen der deutschen Literatur, ist längst vorüber; Leipzig ist in literarischer Beziehung ein «stiller Mann» geworden, nur die Buchhändler sind uns geblieben, die Schriftsteller haben uns längst verlassen oder leben doch in solcher Vereinzelung und so zurückgezogen von dem Treiben des Tages, dass ihre Anwesenheit kaum noch zu spüren ist.

Und auch in politischer Hinsicht ist es Leipzig aus naheliegenden Gründen nicht vergönnt, irgendwie eine eigene und selbständige Rolle zu spielen, obwohl es an dem Material dazu in der hiesigen Bevölkerung keineswegs mangelt. Leipzig ist nicht nur die grösste Industrie- und Handelsstadt Sachsens, nicht nur die Schätze der Welt werden hier umgesetzt und vertrieben, sondern auch das geistige Leben unserer Stadt pulsiert lebhafter und bewegt sich in frischem Strömungen, als es in irgendeiner andern Stadt des Königreichs der Fall ist. Namentlich gilt dies in politischer Beziehung; obwohl eine überwiegend handeltreibende Bevölkerung und als solche mit tausend und abertausend gröbern und feinem Banden, Banden der Gewöhnung, des Egoismus, der Notdurft, an das Bestehende geknüpft, nehmen wir doch an der politischen Entwicklung, die sich allmählich wieder in Deutschland vorzubereiten beginnt, den lebhaftesten Anteil und heissen jeden Fortschritt, ja selbst jeden leisen Anschein, jede Möglichkeit eines Fortschritts, die sich irgendwo in Deutschland kundgibt, von Herzen willkommen. So namentlich die Bestrebungen des Deutschen National Vereins sowie das jüngste Auftreten des preussischen Abgeordnetenhauses in der kurhessischen und der schleswigischen Angelegenheit. In der Tat liegt beiden, jenem Verein wie diesem Auftreten, ein nah verwandter Gedanke zugrunde: der Gedanke nämlich, dass Preussen allein den Beruf und die Fähigkeit hat, an die Spitze Deutschlands zu

treten, und dass es mit dem Gesamtvaterlande nicht eher besser wird, als bis Preussen diesem Beruf und dieser Verpflichtung mit Ernst und Entschiedenheit nachkommt.

Und gerade dieser Gedanke erfreut sich hier, offen und geheim, der allgemeinsten und lebhaftesten Zustimmung. Nirgends in Sachsen, ja vielleicht nirgends in ganz Deutschland hat die Bevölkerung sich von jener Kleinstaaterei und jenem Partikularismus, der uns Deutschen sonst als unser eigentliches Erbübel anhaftet, so gründlich freigemacht als bei uns. Es erklärt sich dies zum Teil aus unserer geographischen Lage dicht an der Grenze Preussens und im Anblick der unzähligen Vorteile, welche diesem Lande vermöge seiner Stellung als Grossstaat zuteil werden und die dann in unzähligen grossem und kleinern Kanälen sich durch alle Schichten der Bevölkerung ergiessen, teils aber auch in unserer Stellung als der reichste und grossartigste Stapelplatz des deutschen Binnenlandes, der als solcher die vielfachen Hemmnisse, welche die politische Zerspalttheit Deutschlands für Handel und Wandel hervorbringt, mit doppelter Schwere empfinden muss, sowie endlich in den Erfahrungen, die wir während der letzten dreissig Jahre gemacht haben. Ältere Personen erinnern sich noch sehr wohl des Schreckens und der Bangigkeit, mit welcher man hier dem Beitritt zum Zollverein entgegensah, man fürchtete, Leipzig werde alle die Vorteile einbüssen, die es sich bisher durch seine bevorzugte Stellung erworben, ja, unsere guten Bürger sahen im Geist schon ihre Messgewölbe leer stehen und ihre Strassen verödet. Und was ist Leipzig nun gerade innerhalb dieser letzten dreissig Jahre, was ist es gerade durch den Aufschwung geworden, welchen die hiesigen Geschäfte infolge des Zollvereins genommen haben?! Ich habe nicht gleich die betreffenden statistischen Tabellen zur Hand, um Ihnen das Verhältnis in Ziffern angeben zu können, in Wahrheit jedoch genügt auch ein Blick auf diesen Kranz von Vorstädten, der unsere Stadt heute umgibt, es genügt ein Gang durch diese langen prächtigen Strassen, zwischen diesen schönen wohnlichen Gebäuden, diesen geschmackvollen und anmutigen Anlagen, die alle erst seit jener Zeit mit wunderbarer Schnelligkeit sozusagen aus der Erde gewachsen sind, um sich von den Ungeheuern Fortschritten zu überzeugen, welche die Blüte unserer Stadt während dieses Zeitraums gemacht hat.

Unter diesen Umständen ist es denn sehr natürlich, dass man hier, unbeschadet unserer Loyalität als königlich sächsische Untertanen, sehr lebhaftes Sympathien für Preussen hegt und das Wiederaufleben einer kräftigen und männlichen Politik in dem grossen Nachbarstaate mit innigster Teilnahme



*Der grosse Festzug der Turner auf dem Dritten Allgemeinen Deutschen Turnfest
am 30. August 1863*

verfolgt. Leider werden diese Sympathien von unserer Regierung nur sehr wenig geteilt, der Nationalverein als Hauptträger der Idee einer preussischen Hegemonie in Deutschland ist höhern Orts sogar sehr schlecht angeschrieben, und wenn auch das Ministerium sich nicht zu so gewagten Äusserungen und fanatischen Massregeln fortreissen lässt, wie dies z.B. in Hannover geschieht, so fehlt es doch auch bei uns nicht an allerlei verdriesslichen Konflikten, die ihren Grund in der partikularistischen Richtung unserer Regierung haben und die von allen aufrichtigen und einsichtsvollen Patrioten umso lebhafter beklagt werden, als sie auf beiden Seiten, bei der Regierung wie bei der Bevölkerung, eine ganz unnötige und zwecklose Gereiztheit erzeugen. Der neueste und eklatanteste Fall dieser Art, der noch in diesem Augenblick hier alle Gemüter beschäftigt, betrifft die Wahl des Buchhändlers G. Mayer zum Stadtrat, deren Bestätigung von der Behörde ein gestandenermassen aus keinem andern

Grund verweigert wird, als weil Dr. Mayer dem Nationalverein angehört. Der Fall ist umso peinlicher und macht ein umso unangenehmeres Aufsehen, als die Regierung schon früher und sogar zu wiederholten Malen der Stadtratswahl des bekannten Buchhändlers Otto Wigand die Bestätigung versagt hat, ebenfalls aus Gründen, über welche die öffentliche Meinung hier sehr abweichend urteilt. In dem Wigandschen Fall hat die Stadtverordnetenversammlung endlich nachgeben müssen, da ihr kein weiterer Rechtsweg mehr offenstand. Auch der Mayersche Fall wird voraussichtlich denselben Verlauf nehmen: doch scheint die Stadtverordnetenversammlung wenigstens entschlossen, nicht ohne Kampf zu weichen, und sehen wir in dieser Hinsicht noch allerhand interessanten und aufregenden Verhandlungen entgegen.

Auf dem Wege zur Grosstadt

Ausgang September 1861 Seit einigen Tagen ist unsere Herbstmesse eröffnet; die Zahl der fremden Besucher scheint diesmal ausserordentlich gross werden zu wollen, auf unsern Eisenbahnen kreuzen sich die Züge und Extrazüge, und die Bahnhofsinspektionen haben zuweilen Mühe, nur die erforderlichen Betriebsmittel zu beschaffen. Dennoch wäre es vorschnell, wollte man aus dieser ungewöhnlichen Frequenz einen Schluss auf eine besonders glänzende Messe ziehen. Die überwiegende Mehrzahl der bisher erschienenen Käufer sind Deutsche; wie schon auf der vorigen Messe fehlen auch diesmal, zurückgehalten durch den Bürgerkrieg, der ihr unglückliches Vaterland zerrüttet, die Amerikaner, es fehlen oder sind doch nur sehr sparsam vertreten die Russen und Polen, die ebenfalls durch die unsichere Lage ihrer heimatlichen politischen und kommerziellen Verhältnisse zurückgehalten werden, ebenso die Italiener, die Türken sowie überhaupt die Orientalen, also in Summa gerade diejenigen Käufer, welche wegen der Massenhaftigkeit ihrer Beziehungen, die obenein zu meist in Luxusgegenständen, d.h. also in solchen Gegenständen bestehen, an denen am meisten verdient wird, hier am liebsten gesehen werden und von denen gewissermassen der Charakter der Messe, ob sie eine gute, mittelgute oder schlechte werden soll, abhängig ist. Mehr aber als eine mittelgute, das lässt sich schon jetzt so ziemlich voraussehen, wird es diesmal nicht werden;

geht der Umsatz so fort, wie er sich bis jetzt gestaltet hat, so werden wir ein mässig grosses, aber recht solides Geschäft haben, und damit können denn zuletzt beide Teile, Käufer wie Verkäufer, zufrieden sein.

Welchen Nutzen übrigens trotz der von Jahr zu Jahr zunehmenden Klagen über Verschlechterung des Mess Verkehrs Leipzig noch immer von seinen Messen zieht und wie sehr überhaupt der Wohlstand und die Blüte unserer Stadt im Wachstum begriffen ist, das lehrt schon ein Blick auf die ausserordentliche räumliche Vergrösserung, deren dieselbe sich erfreut. Es wird verhältnismässig wenig Städte in Deutschland geben, in denen so viele und so grossartige Bauten im Gange sind wie während der letzten Jahre bei uns, und noch immer ist die Baulust im Steigen; wie gross dieselbe, mit andern Worten also, wie rentabel das Bauen bei uns noch immer ist, das können Sie unter anderm daraus abnehmen, dass, wie die öffentlichen Blätter kürzlich mitteilten, allein im Lauf dieses Jahres, von Neujahr bis Ende August, nicht weniger als 140 Konzessionen zu Neubauten von Privatpersonen nachgesucht worden sind. Die innere Stadt wird freilich nur wenig davon betroffen, hier ist der Raum zu beschränkt, die Grundstücke stehen zu hoch im Preise und sind bereits zu ausgenutzt, um dem Spekulationsgeist noch besonders lockende Chancen zu bieten. Desto gewaltiger regt derselbe sich an den Promenaden und in den Vorstädten; wer hier seit einigen Jahren nicht gewesen, hat Mühe, sich zurechtzufinden, ganze neue Stadtteile sind über Nacht wie aus der Erde gewachsen; wo vor Kurzem noch Garten und Wiese, Sumpf und Moor, da erheben sich jetzt ganze lange Strassen, und noch immer neue schiessen wie die Pilze empor. Leider ist man dabei, wie das bei solchen Spekulationen geht, allmählich in einen Kasernenstil geraten, der vielleicht recht einträglich sein mag, aber das ästhetische Gefühl nur sehr wenig befriedigt; einzelne neue Strassen, wie z.B. die durch ihre Länge ausgezeichnete Weststrasse, die direkt auf die Lindenauer Chaussee führt, haben dadurch etwas Tristes und Eintöniges erhalten, das wahrhaftig nicht geeignet ist, Mieter anzulocken. Auch das der Universität zugehörige, an der Promenade in der Gegend des Schwanenteichs (oder wie der Volksmund den Fleck zu nennen pflegt: am Eselsplatz) gelegene Gebäude, in dessen erstem Stockwerk das künftige Absteigequartier für den König und die königliche Familie eingerichtet wird, geht seiner Vollendung entgegen; es ist im Äussern ebenfalls ziemlich schmucklos, ein richtiges «Zinshaus», wie man in Wien sagt, und wollen weder die Läden im Erdgeschoss noch die Nähe der neuen Fleischhallen, die sich sommers auf sehr

unliebsame Weise bemerklich machen dürften, mir mit der anderweitigen Bestimmung des Gebäudes recht vereinbar erscheinen.

Allein so viel auch bei uns gebaut und umgebaut wird, ein Gebäude, das schon längst einem bessern und zweckmässigen hätte weichen sollen, ja das in seiner jetzigen Verfassung, innerlich wie äusserlich, ein wahres Pasquill auf den Kunstsinn unserer Stadt ist, bleibt standhaft stehen – ich meine das Theater. Von aussen ein wüstes Gerümpel von allerhand An- und Nebenbauten, von Giebeln, Dächern und Verschlägen, zeigt dasselbe auch in seiner innern Einrichtung kaum eine Spur von jener Eleganz und jenem Komfort, den man heutzutage mit Recht auch im Theater verlangt und den man auch wirklich in den Theatergebäuden viel kleinerer und minder wohlhabender Städte findet. Man muss in der Tat ein geborener Leipziger sein oder sich wenigstens hier akklimatisiert haben, um sich wohl zu fühlen auf diesen harten Bänken, in diesen engen, schlecht erleuchteten Logen, zu denen man sich auf ebenso engen und dunkeln Gängen erst mühsam hindurchwinden muss. Die Frage wegen eines Neubaus, der in Wahrheit dringend geboten ist, nicht nur im Interesse unsers guten Namens und der Ehre unserer Stadt, sondern auch im Interesse der Bequemlichkeit und Sicherheit der Theaterbesucher, ist seit Jahren häufig angelegt, aber jedesmal wieder beseitigt worden, und jetzt scheint sie völlig in Vergessenheit geraten; stattdessen verwendet man seitens der Stadt Jahr für Jahr nicht unerhebliche Summen auf Reparaturen und Veränderungen, die doch nichts bessern können, geradesowenig wie man aus einzelnen Flickern einen neuen Rock zusammensetzen kann, im Gegenteil, das Übel wird nur noch ärger, und zuletzt, wenn man das Konto dieser ewig wiederholten Reparaturen und Ausflickereien einmal summieren wird, so wird schliesslich eine Summe herauskommen, über die man selbst erschrecken wird und die schon einen ganz hübschen Grundstock für den Neubau, den man mit alledem doch nicht vermeidet, hätte geben können.

Freilich gibt es einen Einwand, wenn man den erhebt, so bin ich geschlagen – und das ist, dass ... das jetzige Haus mit all seiner Salopperie, das zu verschiedenen Zeiten eine so wichtige und einflussreiche Stelle in der Theatergeschichte eingenommen, gleich Hamburg, Breslau und andern ähnlichen Städten, von dieser Höhe längst herabgestiegen ist; ich bescheide mich, dass dies vielleicht so sein muss und dass, gegenüber den reich, ja überreich dotierten Hoftheatern, ein in der Hauptsache nur auf seine eigenen Mittel angewiesenes Stadttheater vielleicht ausserstande ist, sich auf einem einigermaßen künstle-



Nordwestecke vom Alten Rathaus um 1850

rischen Standpunkt zu behaupten. Aber so tief wie bei uns brauchte der Verfall denn doch nicht zu sein. Ich verkenne nicht das finanzielle Verdienst der jetzigen Direktion, welche bei der Übernahme des hiesigen Theaters sich in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen befand und der es seitdem nicht nur gelungen ist, ihr Budget vollkommen zu regeln, sondern auch nicht Unerhebliches für den Fall der Not zurückzulegen. Gleichwohl kann ich mich nicht überzeugen, dass dies finanzielle Talent das einzige ist, das wir von einem hiesigen Theaterunternehmer zu verlangen haben, oder dass vor diesem günstigen Abschluss des Kassabuches alle übrigen Forderungen, die Forderungen der Ästhetik und des guten Geschmacks, zu verstummen haben. Und doch ist das ökonomische Interesse das einzige, das unsere Bühne regiert; seiner strengen und unerbittlichen Aufrechterhaltung verdanken wir es, dass unser Personal sich von Jahr zu Jahr mehr gelichtet hat und dass dasselbe jetzt fast nur noch aus Anfängern besteht und noch dazu meistens aus Anfängern von sehr zweifelhaftem Beruf. Allerdings, diese Anfänger sind billig zu haben, ein Engagement bei einem renommierten Theater in einer grossen Stadt wie Leipzig ist schon an sich eine Art von Gnade für sie, das Publikum aber – je nun, das Publikum ist geduldig, es gewöhnt sich an das Schlechte wie an das Gute, und ausserdem spielen wir ja beinahe drei Monate im Jahre vor Messfremden, die mit allem vorliebnehmen, gleichviel, wenn sie ihr Geld nur totschiessen.

August Bebel **Unter den organisierten Arbeitern**

In Leipzig war damals das politische Leben sehr rege. Leipzig galt als einer der Hauptsitze des Liberalismus und der Demokratie. Eines Tages las ich in der demokratischen «Mitteldeutschen Volkszeitung», auf die ich abonniert war und die der Achtundvierziger Dr. Peters redigierte, der Ehemann der bekannten verstorbenen Vorkämpferin für die Frauenrechte Luise Otto-Peters, die Einladung zu einer Volksversammlung zur Gründung eines Bildungsvereins. Diese Versammlung fand am 19. Februar 1861 im Wiener Saal statt, einem Lokal, das in der Nähe des Rosentals in einem Garten stand. Als ich in das Lokal trat, war dasselbe bereits überfüllt. Mit Mühe fand ich auf der Galerie

Platz. Es war die erste öffentliche Versammlung, der ich beiwohnte. Der Präsident der Polytechnischen Gesellschaft, Professor Dr. Hirzel, hatte das Referat; er teilte mit, dass man einen Gewerblichen Bildungsverein als zweite Abteilung der Polytechnischen Gesellschaft gründen wolle, weil Arbeitervereine auf Grund des Bundestagsbeschlusses von 1854 in Sachsen nicht geduldet würden. Dagegen erhob sich Opposition. Neben Professor Rossmässler, der Mitglied des deutschen Parlaments in Frankfurt a. M. gewesen und von seiner Professur an der Forstakademie zu Tharandt durch Herrn von Beust gemassregelt worden war, nahmen Vahlteich, Fritzsche und andere Redner das Wort und verlangten volle Selbständigkeit des Vereins, der ein politischer sein müsse. Die Verfolgung von Unterrichtszwecken sei Sache der Schule, nicht eines Vereins für Erwachsene. Ich war zwar mit diesen Rednern nicht einverstanden, aber es imponierte mir, dass Arbeiter den gelehrten Herren so kräftig zu Leibe rückten, und wünschte im Stillen, auch so reden zu können.

Der Verein wurde gegründet, und obgleich die Opposition ihren Zweck nicht erreicht hatte, trat sie dem Verein bei. Ich wurde ebenfalls an jenem Abend Mitglied. Der Verein wurde in seiner Art eine Musteranstalt. Vortragende für wissenschaftliche Themen waren in Menge vorhanden. So neben Professor Rossmässler Professor Bock – der Gartenlaube-Bock und Verfasser des Buches vom gesunden und kranken Menschen –, die Professoren Wuttke, Wenck, Marbach, Dr. Lindner, Dr. Reyher, Dr. Burckhardt und andere. Später folgten Professor Biedermann, Dr. Hans Blum, von dem die Sage ging, dass er sich während seiner Studentenzeit auf seiner Visitenkarte als Student der Menschenrechte bezeichnet habe, Dr. Eras, Liebknecht, der im Sommer 1865 nach Leipzig kam, und Robert Schweichel. Einer der fleissigsten Vortragenden im ersten Jahre war Dr. Dammer, der später der erste von Lassalle eingesetzte Vizepräsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins wurde. Unterricht wurde erteilt im Englischen, Französischen, in Stenographie, gewerblicher Buchführung, deutscher Sprache und Rechnen. Auch wurde eine Turn- und Gesangabteilung gegründet. Ersterer trat Vahlteich bei, der ein grosser Turner vor dem Herrn war und blieb, zu der Gesangabteilung traten Fritzsche und ich. Fritzsche sang vorzüglich zweiten Bass, ich ersten, den bekanntlich jeder singt, der keine Singstimme hat.

An der Spitze des Vereins stand ein vierundzwanzigköpfiger Ausschuss, in dem der Kampf um den Vorsitz entbrannte. Rossmässler unterlag gegenüber

einem Architekten Mothes, aber die Opposition arbeitete planmässig weiter. Bei dem ersten Stiftungsfest Februar 1862 hielt Vahlteich die Festrede, die ausgeprägt politisch war. Er forderte das allgemeine Stimmrecht. Bei der Neuwahl des Ausschusses wurde auch ich in denselben gewählt. Meine Sehnsucht, öffentlich reden zu können, war bei den häufigen Debatten im Verein rasch befriedigt worden. Ein Freund erzählte mir später, dass, als ich zum ersten Male einige Minuten sprach, um einen Antrag zu begründen, man sich an seinem Tisch gegenseitig angesehen und gefragt habe: «Wer ist denn der, der so auftritt?» Da im Ausschuss verschiedene Abteilungen für die verschiedenen Verwaltungsfächer gebildet wurden, wurde ich in die Bibliotheksabteilung und die Abteilung für Vergnügungen gewählt. In beiden wurde ich Vorsitzender. Die Wahl des Vereins vorsitzenden, die wieder der Ausschuss vorzunehmen hatte, rief dieses Mal einen heftigen Kampf hervor. Viermal wurde gewählt, ohne für einen Kandidaten ein Mehr erzielen zu können. Stets war Stimmgleichheit vorhanden. Schliesslich unterlag wieder Professor Rossmässler gegen Architekt Mothes mit einer Stimme, weil dieser sich selbst gewählt hatte. Die Opposition trug jetzt den Kampf in die Generalversammlung, die am Karfreitag 1862 stattfand. Der Verein hatte damals über fünfhundert Mitglieder. Die Opposition stellte wieder ihre alte Forderung auf, den Verein zu einem rein politischen zu machen und den Unterricht aus demselben auszuschliessen. Nach einem heftigen vielstündigen Redekampfe, an dem auch ich mich beteiligte, unterlag sie gegen eine Mehrheit von drei Viertel der Stimmen. Hätte die Opposition geschickter operiert, hätte sie verlangt, dass zeitweilig politische Vorträge über Zeitereignisse gehalten und darüber Diskussionen veranstaltet werden sollten, sie hätte glänzend gesiegt. Aber dass man den Unterricht aus dem Verein verbannen wollte, der für die grosse Mehrheit der jüngeren Mitglieder das grösste Interesse hatte, reizte diese zum Widerstand. Ich selbst nahm an der Buchführung und Stenographie teil. Einige Tage vor jener entscheidenden Versammlung hatten sich Fritzsche und Vahlteich eifrig bemüht, mich zu sich hinüberzuziehen. Ich konnte mich nicht entschliessen, ihnen zu folgen.

Die Opposition schied nunmehr aus und gründete den Verein «Vorwärts», der im Hotel de Saxe sein Hauptquartier aufschlug. Der Wirt in diesem Lokal war der in den Reaktions jahren gemassregelte ehemalige Pfarrer Würkert. Dieser hatte eine eigene Methode, Aufklärung zu verbreiten und dabei auch sein Geschäft zu machen. Er veranstaltete allwöchentlich Vorträge, die er

selbst hielt, über alle möglichen Themen, wie die Geburts- und Todestage berühmter Männer, politische Tagesereignisse usw. An solchen Abenden war sein Lokal gedrängt voll. Da machte es denn einen eigenartigen Eindruck, wenn Wirkert, der soeben noch unter den Gästen sich bewegt und diesem und jenem ein Glas Bier verabreicht hatte, auf dem Treppenpodest Platz nahm, der vom oberen in das untere Lokal führte, und von dort allen sichtbar seinen Vortrag hielt. Nicht im Gegensatz, sondern vielmehr in Ergänzung der Zusammenkünfte im Hotel de Saxe stand die Restauration «Zur guten Quelle» auf dem Brühl, ein damals eben gebautes Kellerlokal, dessen Wirt der Achtundvierziger Grün war. In der einen Ecke jenes Lokals stand ein grosser runder Tisch, der der Verbrechertisch hiess. Das besagte, dass hier nur die ehrwürdigen Häupter der Demokratie Platz nehmen durften, die zu Zuchthaus oder Gefängnis verurteilt worden waren oder die man gemassregelt hatte. Öfter traf beides zu. Da sass Rossmässler, Dolge, der wegen seiner Beteiligung am Maiaufstand zum Tode verurteilt worden war, nachher zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt wurde und dann acht Jahre in Waldheim gesessen hatte. Zu den «Verbrechern» gehörten weiter Dr. Albrecht, der in unserem Verein Stenographie lehrte, Dr. Burckhardt, Dr. Peters, Theodor Oelkers, Dr. Fritz Hofmann, Gartenlaube-Hofmann genannt, usw. Wir Jungen rechneten es uns zur besonderen Ehre an, wenn wir an diesem Tisch in Gesellschaft der Alten ein Glas Bier trinken durften.

Die Leiter des Vereins «Vorwärts» begnügten sich aber nicht mit ihren Vereinsversammlungen, sie trugen die Agitation in die Arbeiter- und Volksversammlungen, die sie von Zeit zu Zeit einberiefen, in welchen Arbeiterfragen und Tagesfragen erörtert wurden. Diese Erörterungen waren noch sehr unklar. Man diskutierte über eine Invalidenversicherung der Arbeiter, über die Veranstaltung einer Weltausstellung in Deutschland, über den Eintritt in den Nationalverein, wobei man verlangte, dass dieser den Jahresbeitrag von 3 Mark auch in Monatsraten erhebe, damit die Arbeiter beitreten könnten. Weiter forderte man das allgemeine Stimmrecht für die Landtagswahlen und ein deutsches Parlament, das sich der Arbeiterfrage anzunehmen habe. Ferner wurde die Einberufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses diskutiert, auf dem die aufgetauchten Forderungen debattiert werden sollten. Die Frage der Einberufung eines Arbeiterkongresses tauchte fast gleichzeitig auch in den Berliner und Nürnberger Arbeiterkreisen auf.

Um die Vorbereitungen hierfür zu treffen und weiter nötig werdende Arbei-

terversammlungen einzuberufen, wurde ein Komitee niedergesetzt, in das neben Fritzsche, Vahlteich und anderen weniger bekannt gewordenen Arbeitern auch ich gewählt wurde. Neben den Arbeiterversammlungen, die von unserer Seite ausgingen, berief die örtliche Leitung des Deutschen Nationalvereins öfter Volksversammlungen, manchmal mit Rednern von auswärts, Schulze-Dechwitz, Metz-Darmstadt usw., ein, in denen die deutsche Frage, die Gründung einer deutschen Flotte, der mittlerweile sehr akut gewordene preussische Verfassungskonflikt, die schleswig-holsteinsche Frage usw. erörtert wurden. Man ersieht schon aus der Aufzählung dieser Themen, dass in jener Zeit das politische Leben in Leipzig ein ausserordentlich reges war und uns in Atem hielt. Ein sehr beliebtes Thema in den von den Liberalen einberufenen Volksversammlungen waren auch die Erörterungen über die Verfassungszustände in den Einzelstaaten, ganz besonders in Sachsen, Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt. In zweiter Linie folgten Mecklenburg und Bayern. Die Herren von Beust (Sachsen) und Dalwigk (Hessen-Darmstadt) waren ganz besonders Gegenstand heftiger Angriffe. Zu diesen gesellte sich Herr von Bismarck, als dieser im September 1862 an die Spitze der preussischen Regierung trat ...

Ich war Anfang November 1862 aus dem Zentralkomitee ausgeschieden. Meine Stellung im Gewerblichen Bildungsverein nahm meine Zeit, meine Kraft und mein Interesse im höchsten Masse in Anspruch. Da ich Abend für Abend, falls nicht eine Arbeiterversammlung oder eine Komiteesitzung mich abhielt, im Verein zubrachte, lernte ich die Wünsche und Bedürfnisse der Mitglieder besser kennen als die Vorsitzenden des Vereins. So wurde ich bald der fleissigste Antragsteller in den Ausschusssitzungen und Monatsversammlungen. Meine Anträge konnten fast regelmässig auf Annahme rechnen. Dadurch wurde mein Einfluss ein grosser. Zu jener Zeit war ich aber noch Arbeiter, das heisst, ich musste von morgens 6 bis abends 7 Uhr an der Drehbank stehen mit Unterbrechung von im Ganzen zwei Stunden für die Einnahme der Mahlzeiten. So wurde meine allzu grosse Tätigkeit nach verschiedenen Richtungen auch zu einer Geldfrage. Ausserdem erschienen mir die im Komitee und in den Versammlungen gepflogenen Debatten sehr unklar und zwecklos, dadurch wurde mir der Austritt aus dem Komitee erleichtert.

Am 6. Februar 1863 hatte ich noch eine Auseinandersetzung mit Vahlteich. Dieser war für den «Vorwärts», ich für den Gewerblichen Bildungsverein Delegierter beim Stiftungsfest des Dresdener Arbeiterbildungsvereins. Bei dem

gemeinschaftlichen Essen hielt Vahlteich eine provokatorische Rede, in der er in alter Weise ausführte, dass die Arbeiter wohl politische und humanitäre Bildung sich aneignen, nicht aber auch Elementarbildung pflegen sollten. Diese letztere den Arbeitern zu gewähren sei Sache des Staates. Er brachte auf die ersteren ein Hoch aus. Das rief mich auf den Plan. Ich polemisierte gegen ihn und brachte ein Hoch auf die allgemeine Bildung aus. Unsere Auseinandersetzung machte natürlich keinen erfreulichen Eindruck, aber auf die Vahlteichsche Provokation konnte ich nicht schweigen, umso weniger, da der Dresdener Verein die gleichen Ziele verfolgte wie der unsere.

Anfang März 1863 erschien Lassalles «Offenes Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig». Wenige Tage vor dieser Veröffentlichung hatte ich auf dem zweiten Stiftungsfest des Gewerblichen Bildungsvereins die Festrede gehalten, in der ich mich gegen das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht aussprach, weil die Arbeiter dafür noch nicht reif seien. Ich stiess mit dieser Anschauung selbst bei einigen meiner Freunde im Verein an. Ausnehmend gut gefiel dagegen die Rede meiner späteren Braut und Frau, die mit ihrem Bruder das Fest besuchte. Ich habe aber die begründete Vermutung, dass es mehr die Person des Redners war, die ihr gefiel, als der Inhalt seiner Rede, der ihr damals ziemlich gleichgültig gewesen sein dürfte.

Das Antwortschreiben Lassalles machte auf die Arbeiterwelt nicht entfernt den Eindruck, den in erster Linie Lassalle und nächst ihm der kleine Kreis seiner Anhänger erwartet hatten. Ich selbst verbreitete die Schrift in ungefähr zwei Dutzend Exemplaren im Gewerblichen Bildungsverein, um auch die Gegenseite zu Wort kommen zu lassen. Dass die Schrift auf die Mehrzahl der damals in der Bewegung stehenden Arbeiter so wenig Eindruck machte, mag heute manchem unerklärlich erscheinen. Und doch konnte es nicht anders sein. Nicht nur die ökonomischen, auch die politischen Zustände waren noch sehr rückständige. Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Niederlassungsfreiheit, Pass- und Wanderfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit waren Forderungen, die dem Arbeiter der damaligen Zeit viel näher standen als Produktivassoziationen, gegründet mit Staatshilfe, von denen er sich keine rechte Vorstellung machen konnte. Der Assoziations- oder sagen wir der Genossenschaftsgedanke war erst im Werden. Auch das allgemeine Stimmrecht schien den meisten kein unentbehrliches Recht zu sein. Einmal war, wie wiederholt hervorgehoben, die poli-

tische Bildung noch gering, dann aber erschien der grossen Mehrzahl der Kampf des preussischen Abgeordnetenhauses gegen das Ministerium Bismarck als eine tapfere Tat, die Unterstützung und Beifall, aber keinen Tadel und keine Herabsetzung verdiente. Wer politisch regsam war wie ich, verschlang die Kammerverhandlungen und betrachtete sie als Ausfluss politischer Weisheit. Die liberale Presse, die damals die öffentliche Meinung weit mehr beherrschte als heute, sorgte auch dafür, dass dieser Glaube erhalten blieb. Die liberale Presse war es jetzt auch, die mit einem Wut- und Hohngeschrei über Lassalles Auftreten herfiel, wie es bis dahin wohl unerhört war. Persönliche Verdächtigungen und Herabsetzungen regneten auf ihn nieder, und dass es vorzugsweise konservative Organe, zum Beispiel die «Kreuzzeitung», waren, die Lassalle objektiv behandelten – weil ihnen sein Kampf gegen den Liberalismus ungemein gelegen kam –, erhöhte den Kredit Lassalles und seiner Anhänger in unseren Augen nicht. Wenn wir uns endlich vergegenwärtigen, dass es selbst heute, nach einer mehr als fünfundvierzigjährigen intensiven Aufklärungsarbeit, noch Millionen Arbeiter gibt, die den verschiedenen bürgerlichen Parteien nachlaufen, wird man sich nicht wundern, dass die grosse Mehrheit der Arbeiter der sechziger Jahre der neuen Bewegung skeptisch gegenüberstand. Und damals lagen noch keine sozialpolitischen Erfolge vor, die erst viel später dank der sozialistischen Bewegung erzielt wurden. Pioniere sind immer nur wenige.

Im Leipziger Komitee hatte Lassalles Auftreten die Wirkung, dass dieses sich spaltete und ebenso der Verein «Vorwärts», der die Hauptstütze des Komitees war. Professor Rossmässler, Eisengiessereibesitzer Götz, ein Bruder des Turner-Götz in Lindenau-Leipzig, Dolge und eine grössere Anzahl Arbeiter im Verein erklärten sich gegen Lassalle. Fritzsche, Vahlteich und Dr. Dammer mit einer Minderheit hinter sich wurden die eigentlichen Träger der neuen Bewegung. In Leipzig fand dieselbe relativ noch am meisten Anhang. Berlin versagte fast vollständig. Boden fand sie allmählich in Hamburg-Altona, von wo aus sie sich nach Schleswig-Holstein ausdehnte, dann in Hannover, Kassel, Barmen-Elberfeld, Solingen, Ronsdorf, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Mainz, in einigen Städten Thüringens, wie Erfurt und Apolda, in Sachsen ausser Leipzig in Dresden, wo der Vorsitzende des Dresdener Arbeiterbildungsvereins, Försterling, sich mit einer kleinen Schar Anhänger Anfang 1864 Lassalle anschloss, ferner in Augsburg.

Aber diese Ausbreitung war, wie gesagt, eine allmähliche und schwache und entsprach sehr wenig den Hoffnungen, die Lassalle und seine Anhänger heg-

ten. Hunderttausend Mitglieder, die er im «Offenen Antwortschreiben» in dem von ihm zur Gründung vorgeschlagenen Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein voraussetzte und die er als eine grosse politische Macht ansah, hoffte er in nicht ferner Zeit zu erreichen. Es hat bekanntlich noch lange gedauert, ehe die sozialistische Bewegung auf diese Zahl organisierter Anhänger rechnen konnte.

Gegen Ende März legte das Leipziger Komitee in einer grossen Arbeiterversammlung sein Mandat nieder und beantragte, ein neues Komitee zu wählen, das die Gründung des von Lassalle vorgeschlagenen Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins betreiben sollte. Nach einer sehr erregten Debatte erklärte sich die Mehrheit der Versammlung für diesen Plan. Dr. Dammer, Fritzsche und Vahlteich wurden mit der neuen Aufgabe betraut.

Am 16. April kam endlich Lassalle selbst nach Leipzig, um in einer grossen Versammlung zu sprechen, die wie die meisten grossen Versammlungen jener Zeit im Odeon in der Elsterstrasse abgehalten wurde. Die Rede ist unter dem Titel «Zur Arbeiterfrage» erschienen. Die Versammlung war von ungefähr 4'000 Personen besucht, von denen aber ein erheblicher Teil noch vor Schluss derselben das Lokal verliess. Die Liberalen waren unter Führung eines Kaufmanns Kohner auf der der Rednertribüne gegenüberliegenden Galerie postiert und unterbrachen den Redner öfter durch Zwischenrufe. Die Vorbereitungen für den Redner waren etwas eigenartig. Der Katheder, von dem Lassalle sprach, war mit Büchern, darunter schwere Folianten, bepackt, als sollte es zu einer Disputation à la Luther kontra Eck kommen.

Lassalle scheint geglaubt zu haben, dass er eine schwere Opposition finden werde, die er widerlegen müsse, was nicht der Fall war. Sein persönliches Auftreten war nicht jedem sympathisch. Von hoher, schlanker, aber kräftiger Gestalt, stand Lassalle sehr herausfordernd auf dem Katheder, wobei er öfter bald eine, bald beide Hände in die Armlöcher seiner Weste steckte. Er sprach flüssend, manchmal pathetisch, doch schien es mir, als stosse er leicht mit der Zunge an. Er endete unter stürmischem Beifall eines grossen Teiles der Versammlung, dem der andere mit Zischen antwortete.

Nach Lassalle ergriff Professor Rossmässler das Wort und verlas eine längere Erklärung, in der er ausführte, er wisse, dass er keine Mehrheit in diesem Saale für seine Ansichten habe, aber er hoffe, dass die Einsicht noch kommen werde. Er protestierte gegen die Angriffe, die Lassalle gegen die deutsche Fort-

schrittspartei erhoben habe, er protestierte weiter gegen das Bestreben, die Arbeiter und die Fortschrittspartei zu trennen und eine besondere Arbeiterpartei zu bilden. Lassalle antwortete kurz und auffallend entgegenkommend. Er meinte, ihm schienen die Differenzen zwischen Rossmässler und ihm mehr taktischer als prinzipieller Natur zu sein. Man hatte offenbar im Lassalleschen Lager noch Hoffnung, Rossmässler herüberziehen zu können. Ausserdem waren Fritzsche und Vahlteich warme Verehrer Rossmässlers wegen des Kampfes, den er gegen Kirche und Pfaffentum führte. Beide gehörten mit Rossmässler der deutsch-katholischen Gemeinde an, die in Leipzig bestand, beiden tat die Trennung von Rossmässler weh.

Lassalle genügte der Beifall der Masse nicht, er legte grosses Gewicht darauf, Männer von Ansehen und Einfluss aus dem bürgerlichen Lager auf seiner Seite zu haben, und er gab sich grosse Mühe, solche zu gewinnen. Wohl trat in Leipzig Professor Wuttke auf seine Seite, aber mit dessen sonstiger politischer Stellung war das nicht leicht zu vereinbaren. Wuttke war Grossdeutscher, und zwar mit starker Neigung für Österreich. Als solcher war er auch Mitglied des Parlaments in Frankfurt a. M. gewesen. Er und Rossmässler waren politische und persönliche Gegner. Ausserdem war Wuttke grimmiger Gegner der kleindeutschen Fortschrittspartei und des Nationalvereins – zwei Organisationen, deren Angehörige fast ein und denselben Personenkreis bildeten. Da nun Lassalle gegen die Fortschrittspartei vorging, fand er Wuttkes lebhaftesten Beifall. Ein tieferes soziales Verständnis besass Wuttke nicht, der, nebenbei bemerkt, ein glänzender Redner war und ein schönes Organ besass. Die kleine, gebückte, schwarzhäarige Gestalt hatte etwas Gnomenhaftes. Der Brief Wuttkes an Lassalle, der in der erwähnten Leipziger Versammlung zum Verlesen kam, bestätigt meine Auffassung von Wuttkes Stellung. Zweifellos hat auch Lassalle Wuttke richtig eingeschätzt, aber es genügte ihm, dass Wuttke scheinbar auf seiner Seite stand.

Heinrich Brockhaus **Das grosse Turnfest von 1863**

1.-5. August 1863 Ich will nicht eine Beschreibung der Festtage liefern, die Leipzig gefeiert hat. Habe ich jemals den Wunsch, mich in diese Zeit zurückzusetzen, so bieten «Tageblatt» und «Deutsche Allgemeine Zeitung» Stoff

und Anhalt genug. Aber ich will doch etwas über den Eindruck bemerken, den das grosse Volksfest auf mich gemacht hat, und über meine Beteiligung daran. Man erwartete auswärts etwas Ausserordentliches von Leipzig, der Ausschuss fasste alles grossartig und energisch auf, und nur die Bewohner Leipzigs zeigten sich bis in die allerletzte Zeit Verhältnis mässig nüchtern und indifferent. Es hatten sich allmählich gegen 15'000 fremde Turner gemeldet, aber es gab eine Zeit, wo diesen 15'000 gegenüber nur etwa 5-6'000 Freiwohnungen zur Disposition gestellt waren. Das hat sich denn in der letzten Zeit gebessert, und bei den Festtagen selbst ist Leipzig in einen wahren Festtaumel geraten, die Lässigen und Langweiligen sind mit fortgerissen worden. Leipzig hatte sich in den letzten Tagen vor der Ankunft der Turngäste durch Fahnen, Laubgewinde und dergleichen auf das Festlichste geschmückt, und der Anblick der so geschmückten Stadt musste auf jeden, der noch nicht viel Derartiges gesehen hat, einen überwältigenden, erhebenden Eindruck machen. Tausende von Fahnen waren ausgehängt, zum bei Weitem grössten Teil schwarz-rot-goldene, daneben dann sächsische und Leipziger Fahnen.

Ich hatte mir vorgenommen, mich recht eifrig bei dem Turnfest zu beteiligen, und zunächst insofern meine Schuldigkeit getan, als ich unser Gartenhaus für zehn Turngäste zur Verfügung stellte, selbst aber für die Turnfesttage in die Winterwohnung zog. Von den mir angekündigten neun Turngästen blieb einer weg, und unter den übrigen acht möchte ich Jakob Venedey aus Oberweiler hervorheben, den alten Freund und Bekannten, vor dem ich mich nur insofern etwas fürchtete, weil er so oft Verlagsanträge gemacht hat, die wir in der letzten Zeit immer abgelehnt haben; sonst ja ein trefflicher, liebenswürdiger Mensch, der freilich die Burschennatur nicht ablegt. Bekanntschaft machte ich mit Professor Virchow, der ebenso berühmt als Gelehrter wie als Politiker und Volksredner ist; der Mann imponiert einem, und man traut ihm etwas Bedeutendes zu.

Am Essen in der Festhalle haben am Sonntag wohl gegen 6'000 Menschen Anteil genommen. Damit ist zugleich freilich ausgesprochen, dass Speisen und Bedienung wenig genügten, in welcher Hinsicht das Probeessen viel besser war, und dass von einem Verstehen der Toaste auch nur in einiger Entfernung von der Tribüne nicht die Rede sein konnte. Ich habe mich übrigens einzurichten verstanden. Die ersten Reden hörte ich, weil ich ganz in der Nähe der Tribüne sass, ziemlich gut, war aber immer ambulant; später fand ich an dem

Tische des Ausschusses und einiger Ehrengäste Platz, war in Waechters und Polizeidirektor Metzlers Nähe, nun der Tribüne ganz gegenüber, und habe mich da sehr wohl und gemütlich gefühlt, obwohl etwas eigentlich sehr dazu angetan war, einem die Gemütlichkeit zu rauben. Es war davon die Rede gewesen, ob der König eingeladen werden sollte, und man hatte sich zu dem Zwecke mit Beust in Verbindung gesetzt. Dieser hatte den Bescheid gegeben, dass der König doch sich nicht fest bestimmen könne, ob er kommen werde – sich selber aber als Gast angekündigt! Es wurde ein Toast auf den König ausgebracht, den ich nicht verstanden habe, dagegen sehr gut, was Beust in Erwiderung darauf als Organ der Regierung sprach. Es wurde ganz so, wie ich erwartet und gefürchtet. Man hat nicht so viel politischen Takt gezeigt, um Beust auftreten und ruhig sprechen und abtreten zu lassen, sondern als er auftrat, wurde er gleich eifrig – beklatscht, seine Rede wurde durch Beifallsrufe unterbrochen, und nach derselben hat es dann viel Händedrücker von Turnern und Nichtturnern gegeben. Ich war tief indigniert und bezeichnete mehrfach ziemlich laut Beusts Auftreten in diesem Kreise und an diesem Ort als eine Unverschämtheit.

Am Montag entwickelte sich dann der kolossale Festzug, der wohl aus 20'000 Menschen gebildet gewesen ist und dessen Vorüberziehen, wenn jemand an einem und demselben Fleck blieb, gegen zwei Stunden gedauert haben soll. Ich mischte mich in die Massen. Teils ging ich neben dem Zuge her, teils ging ich mit ihm, wenn ich gerade auf Bekannte traf, die mich aufnahmen. Wirklich war der Festzug etwas Ausserordentliches in seiner Art, wie ich bisher noch nie etwas Ähnliches sah. Besonders gingen auch die Mädchen und Frauen aus dem zurückhaltenden Wesen, das sie sonst viel beobachten, heraus. Kurz, es war eine Freude, diesen Zug mitzumachen und sich begrüßen zu lassen. Hier und da ist ausser dem Werfen von Blumenbouquets, dem Winken und Wehen mit den Taschentüchern auch etwas Reelleres den Vorüberziehenden geboten worden; man hat Wein, Bier, Brötchen angeboten. In der Festhalle ein kolossales Umhergetriebe, viel Grölen von: «Was ist des Deutschen Vaterland?» und «Schleswig-Holstein usw.», womit so viele ihren ganzen deutschen Patriotismus abmachen. Eine Zeitlang sass ich neben einem preussischen Veteranen aus dem Berliner Invalidenhaus, der sich mit allen seinen Medaillen bedeckt hatte und innerlich wohl recht beglückt war. Ich liess ihn für meine Rechnung essen und trinken, was der Mann noch vermochte. Abgespannt und müde suchte ich zeitig die Ruhe.

Der Mittwoch war zu einem Erinnerungsfest für die Schlacht bei Leipzig

bestimmt. Da Leipzig wesentlich wegen des Schlachtenjubiläums gewählt worden ist, so wäre es wohl zweckmässig gewesen, das grosse Erinnerungsfest für die Schlacht bei Leipzig gleich mit dem Turnfest zu verbinden und es in den August zu verlegen, weil das Turnfest im Oktober nicht gut stattfinden konnte. Dem Verein für den 18. Oktober wäre dann immer noch eine Nachlese geblieben. Natürlich aber konnten die deutschen Turner 1863 in Leipzig die Schlacht bei Leipzig nicht unberücksichtigt lassen, und es ist nur zu fürchten, dass sie unserm 18. Oktober das Beste weggenommen haben. Um 9 Uhr bildete sich ein zweiter Festzug. Auf dem Festplatz sollte nun gesungen werden, und Dr. von Treitschke, der Leipzig bald verlässt, sollte eine Rede halten. Es geschah dies von der Höhe des Steigerhauses, und wider Erwarten beherrschte Treitschkes schön tönendes Organ die Massen so glücklich, dass mir wenigstens kaum ein Wort entgangen ist und ich an mehreren Stellen zuerst laut meinen zustimmenden Beifall zu erkennen geben konnte. Eine ganz vortreffliche Rede, ein kleines Meisterstück in seiner Art und auch rhetorisch sehr gut behandelt. So von sittlichem Ernst erfüllt, so reich an Gedanken muss eine Rede sein, wenn sie Wirkung tun soll. Das war aber bei Treitschke der Fall, und wie ich selbst tiefbewegt war, so sah ich bei vielen Tränen im Auge.

Nun, die festlichen Tage sind vorüber, die fremden Gäste sind zum grossen Teil hochbefriedigt in die Heimat zurückgekehrt, der Schmuck verschwindet wieder aus den Strassen, und es tritt alles in das gewohnte Gleis zurück. Man mag da wohl noch einen Rückblick auf die letzten Tage werfen. Dass die Tage vom Sonnabend bis Mittwoch heitere und glückliche Tage waren, steht fest, und was auch die Ursache des Zusammenströmens so vieler Tausende von Menschen gewesen, man sieht so etwas in dieser Art wohl nicht wieder. Dem Turnen schreibe ich eine grosse kulturgeschichtliche Bedeutung zu und übersehe angesichts der bedeutenden Resultate, die ein vernünftiges In-den-Grenzen-Bleiben des Turnens auf die geistige und sittliche Vervollkommnung des Volks haben kann, die mancherlei Schwächen, welche dem Turnen auch nicht fehlen. Entschieden wird es jetzt schon übertrieben, und viele sind über die eigentliche Bedeutung der Sache gar nicht klar; ihnen ist die Sache nur ein gewöhnliches Amusement, eine Gelegenheit zur Entwicklung von Eitelkeit, zum Trinken, Umherziehen und Umherlungern. Es muss noch mehr Methode, mehr Mass in alles kommen, wenn es sich in gesunder Weise weiterentwickeln soll. Ich habe auch nicht so wie viele unbedingt für alles, was das Fest bot, zu

schwärmen vermocht, viele Mängel erkannt, aber doch das Gute und Erhebende so überragend gefunden, dass ich die Tage des Leipziger Turnfestes zu den heiter und glücklich verlebten meines Lebens rechne.

Der Buchdruckerstreik 1865

So wie der Feldherr nach geschlagener Schlacht zurückblickt auf den Kampfplatz, um die Richtigkeit seiner Taktik zu prüfen, und erst dann alle die Schwierigkeiten kennenlernt, die er zu überwinden hatte, so richten auch wir noch einmal unser Auge auf die vergangenen Tage von Leipzig.

Die erste Frage muss die sein: Durch was wurde die Bewegung in Leipzig hervorgerufen? – Es ist ein Zusammenwirken vieler Umstände, deren hauptsächlichste wir hier mitteilen wollen: 1. die Erbitterung, welche die Genossenschaft durch ihr im höchsten Grade ungerechtes Auftreten in der Unterstützungskassenregelung hervorgerufen, brachte die einzelnen Prinzipale um das Vertrauen ihrer Gehülfen; 2. das Herabdrücken der ohnehin niedrigen Preise in einzelnen Offizinen steigerte die Bedürftigkeit vieler Setzerfamilien so, dass die Allgemeinheit an Notwehr denken musste; 3. die glücklichen Erfolge, welche die Kollegen anderer Städte, hauptsächlich Berlin und Stuttgart, durch ihr geschlossenes Auftreten errungen, liessen in Leipzig ein Gleiches hoffen, und 4. schien der Geschäftsgang der Buchdruckerei wie die Arbeiterbewegung überhaupt der Sache förderlich zu sein.

Die Taktik unserer damaligen Gegner wurde bestimmt durch die ihnen eingetränkte Furcht vor Anarchie und Konkurrenz.

Bei Aufstellung des neuen Tarifs dachte man seitens der Gehülfen erst in entfernterer Linie und als allerletztes Mittel an Massenkündigung, und es lässt sich vielleicht nicht mit Unrecht vermuten, dass die Genossenschaft genau davon unterrichtet war und die herausgeforderte Arbeitseinstellung den unvorbereiteten Gehülfen gegenüber als ein Mittel ansah, die ganze Bewegung durch Zuvorkommen binnen acht oder vierzehn Tagen niederzutreten. Das Geschäft ging zwar sehr flott am Ort, aber man konnte alle Werke einige Monate liegen lassen. Abgesehen davon, dass die grossen hiesigen Buchdrucker auch Verleger sind, genügt es vollständig, wenn die auf Rechnung gehenden Arbei-

ten bis Ende September abgeliefert werden; denn in den Sommermonaten macht der Sortimentler keine Geschäfte, da zu dieser Zeit die Bücher kaufende Welt in Bädern und auf Reisen ist. Die Gehülfen rechneten auf die periodische Literatur, und wenn alle die Setzer, welche am 24. März kündigten, den 1. April ihre Kondition verliessen, so war die Schlacht in drei Tagen gewonnen; es waren ihrer nicht viele, die stehen blieben, aber es waren fast alle Metteure, und sie erzwangen durch Burschen und doppelte Arbeitszeit das Forterscheinen aller Blätter; wo aber der Metteur etwa aufgehört hatte, wie im «Telegraph», nahm der Faktor seinen Platz ein, und wenn der Satz nicht reichte, so half man sich, wie es immer ging. – Verleger und Redakteure waren einig.

Werke, Tage- und Wochenblätter spielten nach Verlauf der ersten drei Wochen keine Rolle mehr, und als auch die Monatsschriften, die letzte Hoffnung, zu richtiger Zeit erschienen, erhoben einzelne Gehülfen schon ihre Stimme, die abgebrochenen Verhandlungen wiederaufzunehmen, indem sich auch der einstellende Zuzug schon fühlbar machte; er war zwar damals noch nicht sehr bedeutend, aber die Erfahrung hat uns gelehrt, dass die einzelnen gehätschelten Setzer ihre Freunde und Bekannten nach sich ziehen, und es nahmen in der Tat die fremden Gehülfen in Leipzig zu wie 1, 2, 4, 8, so dass, wie schon früher erwähnt, zu Anfang der neunten Woche mehr als zweihundert angekommen waren. Die nächste Frage dürfte sein, warum man nicht eher verhandelte. – Dies hat ebenfalls verschiedene Gründe; man glaubte es erstens den so grosse Opfer bringenden auswärtigen Kollegen schuldig zu sein, so lange als irgend möglich auszuhalten und zu beharren auf der ursprünglichen Forderung; zweitens hatte die Masse noch immer grosse Hoffnung auf vollständigen Erfolg, und drittens wurden fortwährend von der Sache fernstehenden Personen Vermittelungsvorschläge gemacht, die aber so ungeschickt und einseitig angelegt waren, dass sie uns nur ungeheuer geschadet haben. Der Schriftstellerverein, der ständige Ausschuss, der Faktor X., der Buchhändler F., der Zigarrenhändler N. N., und wer sich alles um unsere Angelegenheiten kümmerte, sie kamen alle und fragten, zum Teil schon die erste Woche, wieviel wir es billiger machen wollten, ohne uns aber etwa von Seiten der Prinzipale einen Vorschlag zu bringen; während es doch das richtige gewesen wäre, man hätte bei den die Arbeiter Suchenden angefangen, wie auch von der Tarifkommission jederzeit geltend gemacht wurde, statt den Feiernden zur Rechtfertigung begangener Fehler Starsinn vorzuwerfen; der einzige Fall, wo ersteres auf unseren Rat

von Seiten des Mitglieds des ständigen Ausschusses, Hrn. Bebel, geschah, hat bewiesen, dass die Genossenschaft nichts von derartigen Vermittlungen wissen wollte.

So waren beinahe neun Wochen vergangen, ohne dass die Feiernden weiter als in fünf Wochen mit der Aussicht auf fernere Erfolge gekommen. Die sieben den neuen Tarif zahlenden Druckereien präsentierten kaum 100 Gehülften; 264 arbeiteten offen für 27 Pf., und bei 200 war es zweifelhaft; sie bekamen entweder gewisses Geld oder lebten bis zum Austrag der Sache auf Konto. Verhandlungen, welche die Tarifkommission vor Wochen auf Grund der Alphabet-Rechnung anzuknüpfen gesucht, wurden strikte zurückgewiesen; die arg geplünderte Börse unserer auswärtigen und hier zum neuen Tarif arbeitenden Kollegen konnte nicht gut weiter in Anspruch genommen werden; die Gewährung des von uns in London gesuchten Kredits war problematisch, alle ferneren Geldopfer aber sowieso nutzlos. – Die Prinzipale hatten sich übrigens so ziemlich auch noch dadurch geholfen, dass sie in allen benachbarten Städten auch das minder Notwendige drucken liessen.

Was nun? –

Die bei Gegenwart der Berliner Deputation noch einmal zur hellen Flamme auflodernde Begeisterung der Standhaften sank von Tage zu Tage; Unheil ahnend, verliess einer um den andern die Stadt oder machte sich reisefertig, und in einer Versammlung der Tarifkommission wurde allen Ernstes vorgeschlagen, die ganzen Feiernden sollten nötigenfalls mit Weib und Kind auswandern, um so allen Massregelungen der Behörde und der Schmach zu entgehen, für 27 Pf. per Tausend setzen zu müssen wie jene, die man darum verachte! – Wäre dieser Vorschlag ausführbar gewesen, so hätte das zwar ein prächtiges Finale abgegeben, aber es handelte sich nicht mehr um Projekte, sondern darum, die für uns nicht mehr sehr günstigen Umstände in bester Weise zu verwenden, um die Sache zu einem einigermaßen befriedigenden Abschluss zu führen. Die Tarifkommission konnte als solche, wie bereits erwähnt, nicht das erlangen, wozu sie in der Generalversammlung Auftrag erhalten hatte; die aus den Herren Ackermann (Teubner), Konsul Bänsch, Bär (Bär & Herrmann), Brockhaus und Engelhardt einerseits und den Gehülften Pfau, Butter, Popel, Herkner und Heinke andererseits unter der Obmannschaft des Geheimrats Prof. v. Wächter bestehende engere Verhandlungskommission nochmals einzuberufen, schien ebenfalls aus gar verschiedenen Gründen nicht ratsam.

Der nunmehr gesuchte und gefundene Ausweg bestand darin, dass K. Hein-

ke von vielen Feiernden beauftragt wurde, die Sache so rasch als tunlich und zu einem möglichst befriedigenden Abschluss zu bringen. Die demselben erteilten Instruktionen bestanden in folgenden drei Punkten: 1. 28 Pf. per Tausend und Festsetzung eines Termins, von welchem ab 3 Rgr. bezahlt würde; 2. Alphabet-Rechnung, per Tausend 26 Pf., und 3. ebenfalls Alphabet-Rechnung und per Tausend 25 Pf. Die auf dieser Grundlage am 31. Mai gepflogene Verhandlung mit Hrn. Ackermann führte zu der Überzeugung, dass keine Verständigung mehr unter solchen Bedingungen möglich war. Eine weitere Konferenz zwischen den mit den Verhältnissen vertrauten Gehülfen, in welcher jede feiernde Druckerei vertreten war, gab notgedrungen andere Vollmachten, und zwar 28 Pf. per Tausend als letztes Wort, aber nicht wie früher von Prinzipalen geboten, sondern mit vollem Kolumnentitel. Hr. Ackermann-Teubner ging endlich auf diesen Vorschlag ein, setzte ihn bei der Genossenschaft durch, und so wurde der ganze grosse Konflikt binnen wenig Tagen zwischen den dabei interessierten Parteien allein geschlichtet, denn die Generalversammlung vom 5. Juni nahm den von der Tarifkommission empfohlenen Vergleich an.

Was haben wir errungen? – Viel! – Bei Brockhaus und in vielen anderen Druckereien macht der erzielte Aufschlag 21 Prozent aus, indem man dort 23 Pf. per Tausend ohne vollen Kolumnentitel zahlte; bei Teubner 18 Proz. und in den Druckereien, wo zu 25 Pf. gearbeitet wurde, 15 Prozent. Ausserdem gibt es jetzt in Leipzig einen gleichmässigen Tarif, und haben wir der gesamten industriellen Welt ebenfalls bewiesen, dass unsere sozialen Verhältnisse auf faulen Füßen stehen, dass es anders, dass es besser werden muss. Wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander achten und vertrauen, armselige, gegen den Männerstolz protestierende Kreaturen ausgestorben, die, selbst Arbeiter, wenn auch die ersten, doch immer gegen uns agitieren, dann werden so grosse Opfer wie diesmal nicht mehr erforderlich sein, um befriedigende Resultate zu erlangen. Unsere Vorgänger haben in 17 Jahren einen Pfennig errungen, wir in zehn Wochen das Vierfache; und wir haben es errungen durch die zur Tat gewordene Parole fast der gesamten europäischen Buchdrucker: «Einer für alle und alle für einen!»

Julius von Eckardt
Gustav Freytag und die Kitzing-Gesellschaft

Die um Freytag gescharte Kitzing-Gesellschaft versammelte sich im Jahre 1866 nicht mehr an der Stätte ihrer Entstehung, sondern in dem engen und unbequemen Hinterzimmer eines Bierhauses der Wintergartenstrasse, das, wenn ich nicht irre, «Der Wintergarten» hiess. Die Zusammenkünfte dieser zwanglosen Vereinigung fanden zweimal wöchentlich, am Dienstag und Freitag, 7 Uhr abends statt und dauerten nie länger als eine bis zwei Stunden. Einmal jährlich vereinte man sich zu einem Abendessen, bei welchem statt des landesüblichen Bieres Wein getrunken wurde. Man hatte mir gesagt, dass ich Freytags Bekanntschaft am zweckmässigsten bei Gelegenheit einer dieser Abendgesellschaften machen würde. Tagsüber laufe man Gefahr, ihn beim Diktieren zu stören, da er eben jetzt mit einer grösseren Arbeit beschäftigt sei. So erschien ich denn zur festgesetzten Stunde im «Wintergarten», bewaffnet mit Schmidts Eintrittskarte – einem Taschenbuchblatt, das die Worte enthielt: «Herr E., entschiedener Freund der deutschen Sache, soll Ihnen empfohlen sein von Julian Schmidt» – und voller Spannung auf die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Name mir seit den Knabenjahren bekannt war. Das erste Freytagsche Buch, das ich gelesen hatte, war nicht der Roman «Soll und Haben», sondern die einst gefeierte, heute in Vergessenheit geratene «Valentine» gewesen, ein Stück, dessen Bedeutung nur aus der erwartungsvollen Stimmung der vormärzlichen vierziger Jahre und aus den in diese hineinreichenden jungdeutschen Einflüsse verstanden werden kann. Der ins Wanken gekommene, aber noch nicht völlig überwundene Glaube an Amerika und die amerikanische Freiheit, das Nachklingen des Weltschmerzes, der leise Zug vornehmer Überhebung über die bürgerliche Beschränktheit, den der im Übrigen hof- und soldatenfeindliche Exdemagoge Saalfeld verrät – das alles erinnerte zu lebhaft an die Anschauungen der jungdeutschen Periode, als dass ich mir den Dichter dieses immerhin bedeutenden Stückes anders denn als Weltmann von modernem Zuschnitt hätte vorstellen können. «Soll und Haben» war allerdings aus einer veränderten Stimmung geschrieben worden; des Dichters Vorliebe für Herrn von Fink legte indessen den Schluss nahe, dass der Dichter des liberalen Bürgertums sich von seinem Publikum in mancher Rücksicht verschiedenen fühle.

Freytags ausserordentlich charakteristischer Kopf war mir aus dem Bilde, mit welchem die «Illustrierte Zeitung» ihre Besprechung des populärsten und besten Romans der Zeit ausgesteuert hatte, wohlbekannt. So hatte ich keine Mühe, den berühmten «Hofrat Freytag» zu erkennen, als ich – in der Tür des Versammlungszimmers stehend – die Gesellschaft betrachtete, in deren Mitte der Gefeierte just in dem Augenblick meines Eintrittes Platz nahm, um «eine Portion Wurst» (man stand in der Periode der «Schlachtfeste») zu bestellen. Zu meinen Vorstellungen vom jungdeutsch-vornehmen Wesen mochte diese Bestellung nicht recht passen; die Erscheinung des damals auf der Höhe des Lebens stehenden, kaum fünfzigjährigen Mannes aber machte sofort einen gewinnenden, in gewissem Sinne imponierenden Eindruck. Die Gestalt war breiter und stämmiger, als nach der um zehn Jahre früher zurückdatierenden Abbildung hätte angenommen werden können; das von reichem blondem Haar und wohlgepflegtem blondem Schnurr- und Knebelbart eingerahmte frische Gesicht entsprach dagegen dem Typus und Ausdruck, den das Jugendbild angedeutet hatte. Den geistreichen Mann zeigte die breite weisse Stirn an, unter welcher die kleinen, tiefliegenden blauen Augen mit ruhigem Ernst hervorsahen; die lange, vorn abgestumpfte Nase und das hervortretende Kinn liessen auf Energie des Denkens und Wollens schliessen – gewöhnlich war eigentlich nur der Mund, den der starke Schnurrbart indessen zur Hälfte verdeckte. Die Bewegungen waren langsam und, wenn Freytag sich ausserhalb seines Hauses bewegte, nicht ganz sicher, ein Umstand, der sich aus des Dichters Kurzsichtigkeit und seiner Abneigung gegen die Brille erklärte. Die Sprache verriet den geborenen Schlesier, wenn sie gleich durch des Dichters vieljährige Abwesenheit von der Heimat dialektfrei geworden war.

Julian Schmidts Beziehungen zu Freytag hatten sich im Laufe der Zeit erheblich gelockert; aus Gründen, die beide unberührt liessen, haben diese alten Freunde sich zuweilen viele Jahre lang nicht gesehen und fast niemals Briefe gewechselt. Dennoch war die Empfehlung des vieljährigen Kriegsgefährten in Friedenszeiten schwer genug, um mir einen freundlichen Empfang und die Aufforderung zu einem Besuche in Freytags Wohnung zu sichern. «Sie finden mich täglich gegen 12 Uhr. Bis dahin diktiere ich, um halb ein Uhr gehe ich nach alter deutscher Sitte zum Mittagessen.»

Unser im «Kitzing» geführtes Gespräch war ein kurzes. Da ich gewahrte, dass die Anwesenden mit dem Präses ihrer Gesellschaft die Tagesfragen zu erörtern wünschten und dass sie gewohnt seien, ihm an diesen Abenden zuzu-

hören, musste ich mich zurückhalten. So hatte ich Zeit und Musse, die mir nur zum Teil bekannten Anwesenden zu studieren, die um den Tisch sassen. Den Stamm der Kitzing-Gesellschaft (S. Hirzel, Stephani, die zwei Cichorius, J. A. Crowe, Wachsmuth usw.) hat Freytag in seinen Erinnerungen charakterisiert, die Elemente, die sich dieser Vereinigung vorübergehend und in den letzten Lustren seiner Leipziger Zeit anschlossen, dagegen unerwähnt gelassen. Während des politisch erregten Herbstes 1866 und der auf diesen folgenden Wahlen für den konstituierenden Reichstag war die Gesellschaft ausserordentlich stark besucht, und es nahmen an ihr Personen teil, die mir in derselben später niemals wieder oder höchst selten begegnet sind. Trotz seiner Abneigung gegen Wirthshäuser war an dem hier erwähnten Abende der eine wohlbekannte Chef der Firma Breitkopf und Härtel, Dr. Hermann Härtel, erschienen, ein feiner älterer, ziemlich ausschliesslich künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen zugewendeter Herr, dem seine Anwesenheit als patriotische Pflicht erschienen sein mochte, dem man das Unbehagen an der ungewohnten, dazu von dem verhassten Zigarrenrauch erfüllten Atmosphäre indessen deutlich anmerkte. Neben ihm sass Mendelssohns Schwager, mein vieljähriger Gönner Julius Schunck, ein Liberaler von ausserordentlicher Entschiedenheit der Gesinnung, aber wenig wirthshausmässigen Gewohnheiten, und neben diesem «Kramermeister» Lorenz, ein (bedauerlicherweise harthöriger) Repräsentant des fortschrittlichen Bürgertums der Pleissestadt, dem man ungewöhnliche Redegabe und weitreichenden Einfluss nachrühmte. Stammgast war im Laufe der Jahre der wackre Lackierermeister Müller geworden, ein lebhafter, aufgeweckter Herr von stramm nationaler Gesinnung und entsetzlich sächsischer Sprechweise. Ausser den Gekannten waren anwesend noch andere, Freytag persönlich fernstehende Männer, Dr. Schildbach (Arzt und Direktor eines orthopädischen Instituts), der in der Folge zu verdientem Ansehen und Einfluss gelangte, der ebenso gescheite wie liebenswürdige Handelssekretär Dr. Julius Gensei, zeitweilig Dr. Hans Blum (ein Sohn Robert Blums, dem der Name seines Vaters für kurze Zeit einen Sitz im Reichstage eroberte), der beständig mit politischen «Rekognoszierungen» beschäftigte Rentier Eugen Landgraf und andere mehr. Dass auch diese Männer dem «Kitzing» zugetreten waren, verdient besondere Erwähnung, weil es für die Zeit in hohem Grade charakteristisch erschien. Wer von dem Wesen dieser Zeit etwas gespürt hatte, sah es für Pflicht an, eine besondere Anstrengung aufzuwenden, ein Opfer – wenn

auch nur das einer Abweichung von seinen Gewohnheiten – zu bringen und die in ihm lebende Gesinnung nach Möglichkeit zu betätigen. Darüber, dass (wie Tocqueville einmal gesagt hat) auf die Dauer nicht der Enthusiasmus, sondern allein die Reflexion die Menschen zu politischer Opferwilligkeit bestimmt, kann nicht wohl gestritten werden. Erhebend und wohltuend wirkte es aber doch, Zeuge eines wirklichen Enthusiasmus zu sein, einer Erhebung und Erwärmung der Gemüter, an welcher Leidenschaften und Erregungen ungleich geringeren Anteil hatten als Einsicht in die Notwendigkeit nationaler Ermannung und stimmungsvolle Hingabe an greifbar gewordene Ziele. Dass die Glieder des um Freytag versammelten Kreises die Politik nicht professionell trieben, dass sie von dem Gange der nationalen Entwicklung persönlich nichts zu erwarten hatten und dass sie die öffentlichen Dinge wesentlich nach Gesichtspunkten eigner, in ihrem Beruf gewonnener Erfahrung beurteilten, gab dem Verkehr mit ihnen den besonderen Reiz.

Freytags Abneigung gegen den «üblen Brauch, dass der Mann den Abend im Klub oder in der Restauration verlebt», wurde von seinen Freunden geteilt. Um die Stunde des Abendessens – gegen 8 Uhr – wurde die Sitzung auf gehoben; ein kleiner Kreis jüngerer Männer (unter ihnen besonders meine Bekannten vom Jahre 1865, die Herren Dr. Max Jordan und Professor Alfred Schöne) blieb noch eine Weile beisammen, um die empfangenen Eindrücke und die neueingegangene Nachricht von Freytags Erfurter Reichstagskandidatur zu besprechen. Für die Vertretung Leipzigs war – gegen den Wunsch der «Entschiedenen» der Jurist Professor von Gerber (später sächsischer Kultusminister) in Aussicht genommen worden, weil man diesem die Unterstützung der gemäßigten Konservativen und «vernünftigen» Partikularisten der Stadt sichern zu können glaubte; der altsächsische, preussenfeindliche Partikularismus, der in Dresden seinen Sitz hatte, war in Leipzig bereits seit Jahren auf eine Minderheit beschränkt geblieben, die sich vornehmlich auf das Staatsbeamtenamt stützte. Dass es auch in diesem an einsichtigen und weitersehenden Elementen nicht fehlte, war bereits damals öffentliches Geheimnis. Immerhin mussten die jüngeren Gelehrten und Juristen der Gesellschaft sich sagen, dass ihre Zugehörigkeit zum «Kitzing» vielfach als Zeichen unzuverlässiger Gesinnung angesehen und ihnen nachgetragen wurde – Rücksichten, die indessen niemanden von dem Bekenntnis seiner Gesinnung abhielten und schon nach kurzer Zeit in Wegfall kamen. Blutete die bei Königgrätz empfangene Wunde auch noch bis zum Jahre 1870 fort, so war die sächsische Regierung doch zu



Leipzig von Südosten 1851

klug und zu loyal, um sich durch Rankünen gegen die Freunde der neuen Ordnung der Dinge zu kompromittieren. Ebenso wurden von nationaler Seite Kränkungen des königlich sächsischen Selbstgefühls vermieden. Freytag ging auch in dieser Beziehung mit gutem Beispiele voran. Er sah es für Pflicht an, das den «Grenzboten» zu allen Zeiten gewährte Gastrecht nicht zu missbrauchen und bei aller Entschiedenheit der Gesinnung das «Haus, unter dessen Dach wir wohnen», mit Anstand zu behandeln. In der Summe durfte man die Empfindung haben, dass der aus der Kriegszeit zurückgebliebene, anfänglich ziemlich gereizte Gegensatz zwischen Schwarz-Weiss und Grün-Weiss nicht wohl verständiger und würdiger als in dem Leipzig der letzten sechziger Jahre behandelt werden konnte. Ich möchte hinzufügen, dass die damalige Stimmung der nationalen Kreise zu gehoben und schwungvoll war, als dass man zu kleinlichen und frivolen Befehlungen hätte Neigung verspüren können.

Einige Tage später erschien ich zu der mir angegebenen Stunde im Freytag'schen Hause. Der Dichter, der die letzten Jahre seines Lebens in einer eleganten Wiesbadener Villa verbrachte, bewohnte damals den bescheidenen, finste-

ren und nichts weniger als anspruchsvollen zweiten Stock eines Hauses der Königstrasse. Ihm benachbart lagen das Kontor der Grunow-Herbigschen Buchhandlung, bei welcher die «Grenzboten» erschienen, sowie Wohnung und Geschäftslokal seines Freundes und Verlegers Dr. Salomon Hirzel: die gesamte Strasse trug einen von dem heutigen verschiedenen altbürgerlichen Charakter. Aus Freytags Arbeitszimmer wehte mir undurchdringlich dichter Zigarrenrauch entgegen. Es war ein echtes, kein künstlich und stilvoll ausstaffiertes «Gelehrten- und Dichtezimmer», das ich betrat: ein kleines, schlicht, aber ansprechend eingerichtetes Gemach, in welchem nicht einmal die umfassende Bibliothek des Verfassers der «Bilder aus der deutschen Vergangenheit» ausreichenden Platz gefunden hatte. Freytag mochte – wenigstens damals – die Meinung teilen, die Goethe einmal ausgesprochen hat: «Prächtige Gebäude und Zimmer sind nur für Fürsten und Reiche und meiner Natur ganz zuwider ... Geringe Wohnung ist für mich das Rechte; es lässt meiner inneren Natur volle Freiheit, tätig zu sein und aus mir selber zu schaffen.» Eigentlicher Schmuck fehlte dem Raume, in welchem unser Dichter weilte; das Mobiliar war altmodisch-einfach, aber bequem und anheimelnd: ein Sofa, vor welchem ein Büchertisch und einige Polsterstühle standen, ein Pult, über welchem ein Jugendbild der George Sand und eine Photographie Karl Mathys hingen, und ein kleiner, an das Fenster gerückter Schreibtisch, vor welchem der «alte Drechsler» sass, ein hagerer, weissköpfiger Mann mit klugem, mürrisch dreinschauendem Gesicht, dem Freytag einen grossen Teil seiner Romane und Gelegenheitsaufsätze (u.a. auch das Buch über Mathy) diktirt hat und den er mit rücksichtsvoller Freundlichkeit behandelte. Zum Diktieren hatte er seiner Kurzsichtigkeit wegen bereits seit Jahren Zuflucht nehmen müssen; anders als tief gebückt konnte er überhaupt nicht schreiben, und die ihm anhaftende Neigung zu Lungenkrankheiten hatte die gebückte Stellung während mehrerer Jahre unratsam erscheinen lassen. So war das Diktieren ihm gewohnt geworden, und er behielt dasselbe bei, als seine Gesundheit ihm fortgesetztes Briefschreiben, Korrigieren und Lesen längst wieder gestattete. Zeuge dieser Diktate bin ich in der Folge sehr häufig gewesen. Langsam auf und nieder schreitend und dazwischen stehenbleibend, sprach Freytag laut, bedächtig und so fließend, dass Verbesserungen der diktirten Sätze nur ausnahmsweise vorkamen. Nichts verriet die Ungeduld, welche Diktierende sonst leicht überschleicht und die bei Freytag überhaupt nicht vorkam.

Als bald nach meinem Eintritt war die Arbeit beendet – Drechsler entfernte sich mit kurzem Gruss und unwirscher Miene, und die Unterhaltung nahm ihren Anfang. Gegenstand und Gang derselben sind mir wegen der Länge der dazwischenliegenden Zeit im Einzelnen nicht mehr genau erinnerlich; ich weiss nur noch, dass sie zunächst die damalige politische Lage und die Aufgaben des konstituierenden Reichstags betraf. – An den Eindruck, den dieses erste Gespräch mit dem ausgezeichneten Manne mir hinterliess, bin ich lebhaft erinnert worden, als ich viele Jahre später die Schilderung las, die Theodor von Bernhardt über seine Bekanntschaft mit dem Dichter von «Soll und Haben» aufgezeichnet hat. Trotz der unveränderlich freundlichen Art, mit welcher Freytag Besuche zu empfangen pflegte, behielt sein Wesen etwas Kühles und steif Förmliches, das erst wich, wenn der Besucher ein Wort hatte fallenlassen, das auf Übereinstimmung in den wichtigeren Dingen schliessen liess. Dass Freytag keinen Widerspruch vertrug, soll nicht behauptet werden; Beziehungen zu völlig verschieden denkenden Menschen waren ihm indessen nicht genehm, auch nicht, wenn diese Menschen etwas zu bieten oder besonderes Interesse zu erregen vermochten. Sollte er auftauen und (wie die Franzosen sagen) à son aise sein, so musste er Gesinnungsverwandtschaft, mindestens Übereinstimmung in kapitalen Punkten antreffen. Dieser erste Eindruck ist mir durch den späteren vieljährigen und vertrauten Verkehr, dessen ich gewürdigt wurde, verschärft worden. Sooft Freytag auf andersgeartete Menschen oder auf solche stiess, die sich nicht zu akkomodieren wussten, konnte er mehr als ein Berliner Geheimrat zugeknöpft und feierlich sein. Unvergesslich peinlich ist mir in dieser Rücksicht ein Abend geblieben, den Freytag bei mir zubrachte, als ich ihn meinem Freunde Georg Berkholz (einem der feinsten und gebildetsten Männer, die ich jemals gekannt) vorstellte: in weisser Binde und zugeknöpftem Frack sass er stundenlang so feierlich da, als ob er den Goethe seiner Zeit zu spielen vorhabe. Allerdings kam Ähnliches in der Folge nur selten vor. War das Eis gebrochen oder der Vereinigungspunkt gefunden, so schlug er als bald den Ton einer Vertraulichkeit an, die über bestimmte Grenzen zwar niemals hinausging, innerhalb derselben indessen liebenswürdig und gewinnend sein konnte. Ob Freytag bei Stimmung war, liess sich bei näherer Bekanntschaft unschwer erkennen: der Gebrauch gewisser stereotyp gewordener Scherzworte und humoristischer Wendungen bildete ein unfehlbares Erkennungszeichen. Hiess man «liebes Kind», sprach er von «uns alten Räubern»,

wurden Anspielungen auf «Bellmaus» und «Schmock» in die Rede verflochten, so wusste der Besucher, dass er in des «Dichters Land» gelangt sei und den Boden gewonnen habe, auf welchem Freytag sich frei und behaglich bewegte.

Wilhelm Liebknecht **Gegen den Strom**

Zu Anfang des Krieges zeigte sich hier und da einige Verwirrung in unseren Reihen.

Wir in Leipzig, wo sich damals die Redaktion des offiziellen Parteiorgans «Der Volksstaat» befand, hatten bezüglich der Auffassung des Krieges allerlei Meinungsverschiedenheiten mit dem Parteiausschuss in Braunschweig, dessen Aufruf vom 24. Juli sich nicht ganz mit unseren Anschauungen deckte.

Sedan und die Proklamierung der Republik in Paris zerstreuten die Meinungsverschiedenheiten – wir waren unter uns und mit dem Generalrat der Internationalen Arbeiterassoziation in London einig in der Forderung, die vom 21. September an an der Spitze jeder Nummer des «Volksstaat» zu lesen war: «Ein billiger Friede mit der französischen Republik! Keine Annexion! Bestrafung Bonapartes und seiner Mitschuldigen!»

Der Parteiausschuss erliess am 5. September ein Manifest in diesem Sinne. Am 6. September wurde es veröffentlicht, und drei Tage später, am 9. September, wurde der Ausschuss: Bracke, Spier, Bornhorst, Gralle und Kühn – nebst dem Druckereibesitzer Sievers und dem Parteigenossen Ehlers – auf Befehl des Generals Vogel von Falckenstein als des Höchstkommmandierenden der Armee in den deutschen Küstenländern und auf Grund des proklamierten Kriegszustandes verhaftet und in Ketten nach der Festung Lötzen abgeführt. Das gleiche Schicksal hatten August Geib und Johann Jacoby, welcher letzterer damals noch nicht erklärtes Mitglied der Partei war.

Die Hamburger Kontrollkommission konnte, weil Hamburg unter das Kriegsrecht gestellt, die Funktion des Ausschusses nicht übernehmen, wie dies in den Statuten vorgesehen war. Die Leitung der Partei wurde im Einverständnis mit uns den Dresdenern übergeben, die sofort einen Ausschuss erwählten,

so dass der Zusammenhalt der Partei keinen Augenblick gestört ward. Die Genossen hielten sich bewundernswürdig. Nirgends liess die Partei sich werfen.

Durch die Tatsache, dass von deutscher Seite der Krieg, welcher ausdrücklich gegen den französischen Kaiser und nicht gegen das französische Volk geführt werden sollte, nach dem Sturze des französischen Kaisers fortgesetzt wurde, und zwar eingestandenermassen und ausschliesslich zu dem Zweck der Annexion von Elsass-Lothringen, hatte die Lage sich vereinfacht und geklärt.

Die Sozialdemokratie war einig. Einig und darum stark. Doch welch winziges Häuflein im Vergleich zu dem wogenden, tobenden Meer der Feinde.

Es war eine Zeit toller Aufregungen, wo es guter Nerven bedurfte. Die weltbewegenden Ereignisse, die einander jagten, der Orkan entfesselter Leidenschaften, den aufzuhalten unmöglich, dem zu trotzen eine Lebensfrage war, und schwerer lastend als alles: das Gefühl der Verantwortlichkeit! Habt ihr auch recht? War es klug, dem Zug der «Nation» sich zu widersetzen? Habt ihr nicht euren persönlichen Neigungen und Abneigungen das Wohl der Partei geopfert? Werdet ihr den Sturm überdauern? Wird die Partei siegreich und in Ehren aus der Krise hervorgehen? Wird die gewaltige Sturmflut, auf der die Galeeren des preussischen Junkertums jetzt stolz dahingleiten, nicht das wogen-gepeitschte Schiff der Sozialdemokratie an einer Klippe zerschellen lassen oder auf den Sand schleudern?

Indes die Zweifel wurden stets rasch wieder abgeschüttelt. Es gibt keinen besseren Sporn als das Muss und als das Drängen des Augenblicks. Wo rasches, rastloses, unabhängiges Handeln notwendig ist, gibt's kein Hamlet-Grübel. Lieber verkehrt gehandelt als tatlos. In Momenten der Entscheidung ist die Tatlosigkeit sicheres Verderben, und unrichtiges Handeln lässt meist sich wiedergutmachen. Und wir mussten ja voran! Die Fahne hinwerfen? Das war Selbstmord. Das hiesse die Partei sicher zugrunde richten, die Zukunft der Gegenwart opfern; die ganze Arbeiterbewegung, deren Siegesgewissheit auf der Reinheit und Grösse ihres Ideals beruht, in dem Schmutz kulturfeindlicher, die niederste Tierheit – die *bête humaine* – in den Menschen entfesselnder Tagespolitik ertränken. Lange konnte diese Verblendung ja nicht dauern. Das Volk musste zu Verstand kommen, sich der Bestialität schämen, die Ziele erkennen, denen seine gefährlichsten Feinde es zutrieben. – Freilich, für den Moment waren diese Feinde des Volkes Abgötter des Volkes.

Gegen den Strom schwimmen ist nie leicht, und wenn der Strom mit der

reissenden Schnelle und Wucht eines Niagara dahinschnellt, dann ist's erst recht keine Kleinigkeit ...

Die Arbeiter selbst waren noch in sich zerklüftet. Die Mehrheit der dem Sozialismus gewonnenen war zwar in Leipzig, wie überhaupt in Sachsen, auf unserer Seite, allein die Organisation war auch hier, wo der Sozialismus zuerst in die weiten Volkskreise gedrungen, bei Weitem noch nicht so fest wie jetzt, und eine lassalleanische Minderheit, die durch Feuereifer und Disziplin den Mangel an Zahl zu ersetzen suchte, bereitete uns Schwierigkeiten. Sie standen noch unter dem Einfluss des hochbegabten Demagogen Schweitzer, der am nationalen Feuer sein polizeisozialistisches Süppchen kochte und seine planmässig gegen unseren Internationalismus aufgestachelten Anhänger mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln – und es standen ihm viele zu Gebot – gegen uns, die «Landesverräter», die den «nationalen Kern der Lehre Lassalles» nicht begriffen hätten, aufhetzte. Einige der Leipziger Lassalleaner hatten Fühlung mit den patriotischen Hurraschreibern der Bourgeoisie, die in der «Guten Quelle», früher dem Stammsitz der Demokraten und – politischen – «Verbrecher», ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Wir liessen uns nicht einschüchtern und behielten die Führung der Arbeiter und auch sonstiger Elemente, die aus dem einen oder anderen Grunde von diesem Krieg schlimme Folgen befürchteten.

Am ärgsten trieben es die Studenten. Sie bildeten das Hauptkontingent der «Patrioten» und waren für alle möglichen Roheiten zu haben. An einem partikularistischen Zeitungsschreiber, dem später in Wien verstorbenen Obermüller, der seit 1866 die Bismarcksche Politik scharf bekämpft hatte, kühlten sie ihr Mütchen, indem sie ihm eine Katzenmusik brachten und tapfer die Fenster einschlugen, während die Polizei ruhig zusah. Bebel und mir war Ähnliches zgedacht. Die Redaktion und Druckerei des «Volksstaat» sollte gestürmt, alles drin kurz und klein geschlagen werden. Wir liessen jedoch dem Redakteur des «Leipziger Tageblatt», das fortwährend aufs Tollste gegen uns hetzte, kategorisch mitteilen, zehn Minuten nachdem der erste Stein nach den Räumen des «Volksstaat» geworfen sei, ständen wir vor dem Gebäude des «Leipziger Tageblatt», das allerdings bei einem Angriff mehr zu verlieren hatte als wir mit unseren weniger als proletarischen Einrichtungen. Die Furcht vor Repressalien genügte auch, um das «Leipziger Tageblatt» zu einem wachsamen Behüter des verhassten «Volksstaat» zu machen.

Uns selbst wollte man aber um jeden Preis «eins auswischen». Bebel hatte eine Hofwohnung, zu der bei Tage nur ein beschränkter, abends von halb zehn

Uhr an, nach Schluss des Haustors, gar kein Zugang war. So richtete die patriotische Radauwut sich denn hauptsächlich gegen mich. Wochenlang mussten wir Wachen aufstellen zum Schutz meiner Wohnung – mehrere Male zogen Studententrupps aus der inneren Stadt heran, kehrten aber, sobald sie die Arbeiterpiketts bemerkten, stets vorsichtigerweise wieder um. Überfluss an Mut war bei diesen Leutchen überhaupt nie vorhanden. Ich ging eines Tages mit vier handfesten Genossen in das Hauptquartier der Schreier, die mich mehr verduzt als zornig anschauten und trotz zehnfacher Überzahl uns ruhig Weggehen liessen, obgleich ich vor einige der lautesten Maulhelden hintrat und sie fragte, ob sie mir etwas zu sagen hätten – ich hätte gehört, sie wollten mich sprechen.

Endlich kam es doch zu einer Entladung. Nicht seitens der Herren Studenten, die (ausser hinter unserem Rücken) sich lammfromm gegen uns benahmen. Es waren Arbeiter, die das Werk unserer gemeinsamen Gegner verrichteten. Wir «Eisenacher» hatten eine Versammlung im Osten der Stadt; und dies wurde von einer Anzahl «Lassalleaner» zu einem Überfall auf meine weitab im Süden liegende Wohnung benutzt. Sie glaubten das Feld jetzt frei zu haben. Und wirklich gelang ihnen der Plan auch zum Teil. Ehe wir zur Stelle sein konnten, waren von den Angreifern, während sie hastig am Hause vorbeiliefen, mit schweren Steinen, von denen einer meinem ältesten Sohn, damals ein Säugling, um ein Haar den Kopf zerschmettert hätte, verschiedene Fensterscheiben zertrümmert. Unsere Genossen, die im Sturmschritt anrückten, erreichten noch die Davonrennenden und erteilten einigen derselben eine tüchtige Lektion. Dem Polizeidirektor Rüder, der unmittelbar neben mir wohnte und sofort herbeigeeilt war, konnte ich die Versicherung geben, dass ich keinen Polizeischutz brauche und für die «Ruhe» gutstehe. Ich bat ihn, seine Polizei nächsten Tag nur drei Stunden lang nicht auf die Strasse zu lassen – ich verbürgte mich, dann Leipzig von allen patriotischen Radaubrüdern zu säubern und derartigen Skandalen für die Zukunft vorzubeugen. Leider ward meine Bitte mir nicht gewährt. Eine gerichtliche Verfolgung habe ich natürlich abgelehnt – der Polizei, die darauf drängte, erklärte ich: «Das machen wir unter uns aus, auf Entschädigung durch die Stadt verzichte ich.» Und wir haben es unter uns ausgemacht. Die Verblendeten kamen bald zu Vernunft und sind ohne Ausnahme mir nachher gute Freunde und Mitkämpfer geworden.

Dieser Ausbruch war der erste und letzte. Die Spaltung der Arbeiter wurde

zwar noch einige Zeit künstlich erhalten, allein die Beziehungen gestalteten sich nach und nach freundschaftlicher, und obgleich es noch jahrelang bei diesem und jenem Anlass zu kleinen Reibungen kam, so bereitete sich doch in Leipzig die Einigung schon vor.

Ich hatte Bedenken getragen, dieses Vorkommnis zu erwähnen. Allein es ist nicht bloss in Leipzig stadtbekannt, sondern wurde auch seinerzeit im «Volksstaat» erzählt. Und ich habe drum keinen Grund, es totzuschweigen, zumal es höchst charakteristisch ist für die Zeit und für den damaligen Stand der Arbeiterbewegung.

Die Ereignisse nahmen ihren Lauf.

Nach den ersten Entladungen des Gewitters liess sich die Lage einigermaßen übersehen. Auf dem Kriegsschlachtfeld waren wir nicht. Aber die Kugeln pffiften uns um die Ohren. Und dass sie gelegentlich auch treffen würden, das wussten wir. Hier gab es kein Abwenden der Gefahr, kein Ausweichen. Es musste mit der Person gezahlt werden. Die Luft war elektrisch. Es züngelten Blitze um uns. Die rücksichtslose Gewalt, die wir so heftig bekämpften, so keck herausgefordert hatten, musste zu irgendeinem Schlag gegen uns ausholen – das lag in der Natur der Menschen und der Verhältnisse.

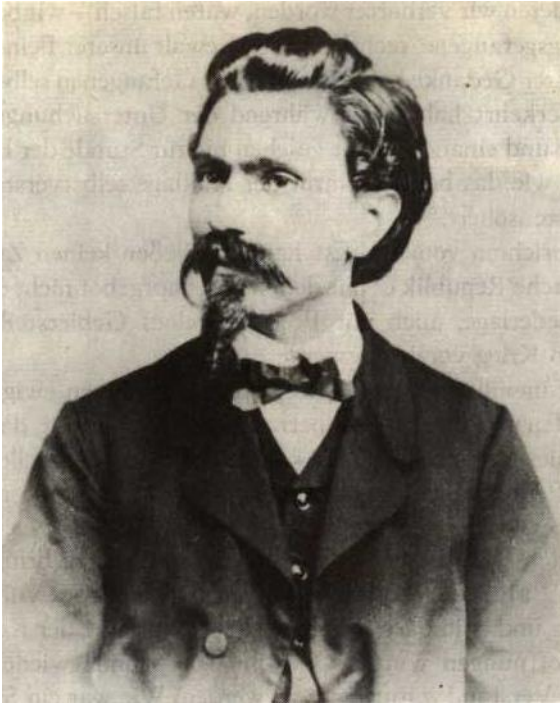
Wir hatten auch Warnungen empfangen. Warnungen von bestunterrichteter Seite. In Sachsen war damals der Partikularismus noch stark. Es war noch nicht lange her, dass ein Freiherr von Friesen Bebel in seiner Werkstelle die Hand gedrückt und Freiherr von Zehmen, langjähriger Präsident der Ersten Sächsischen Kammer, mich in einem glühenden Schreiben seiner wärmsten Sympathie versichert hatte. Wir hatten also «Freunde» in den oberen Regionen, und schon im August war uns mitgeteilt worden, dass von Berlin aus unsere Verhaftung gefordert wurde – und zwar unsere sofortige Verhaftung –, dass man aber in Dresden, wo damals noch «sentimentale» Rechts- und Gewissensskrupel eine Rolle zu spielen vermochten, erst das Erlöschen unserer Reichstagsmandate oder wenigstens das Ende der Session abwarten wolle. Die Warnung wurde wiederholt, und sie kam aus einer Quelle, die keinen Zweifel zuließ. Nun, Bebel und ich – dass Hepner, der Mitredakteur des «Volksstaat», in die Sache hineingezogen wurde, daran dachten wir nicht – beschäftigten uns keine Minute mit der Warnung. Das Feld räumen konnten wir nicht, wir mussten auf dem Posten bleiben, komme, was komme.

Das Reichstagsmandat für den ersten (und auch letzten) Reichstag des Norddeutschen Bundes erlosch eigentlich am 31. August 1870, wurde jedoch

in Anbetracht der ausserordentlichen Umstände bis zum Ende des Jahres 1870 verlängert. Und da die Session bei dem Stand der Geschäfte nicht vor den Weihnachtsferien geschlossen werden konnte, so hatten wir also eine Galgenfrist von einigen Monaten. Allein auch dieser Galgenfrist war nicht recht zu trauen – drängte Berlin, so gab Dresden nach. Hier herrschte die Schwäche, und die Schwäche ist unberechenbar. So waren es denn recht unbehagliche Zeiten, die wir damals durchmachten. Ein verdächtiges Gesicht, das in der Nähe der Wohnung auf tauchte – wir, und insbesondere ich, waren mehr in Leipzig als in Berlin –, ein verdächtiges Geräusch an der Haustür oder im Hausgang, und man sagte sich: «Jetzt sind sie da!» Monatelang legten wir uns zu Bett mit der Frage: Wird die Polizei uns morgen früh wecken? Indes der Mensch gewöhnt sich an alles; wir waren mit uns selbst und mit unseren Genossen im reinen, und wir hatten keine Zeit, Gedanken nachzuhängen. Der Augenblick hielt uns fest, und jeder Augenblick brachte neue Pflichten, neue Arbeit.

Welche Summe von Hass in den herrschenden Klassen, unter den Machthabern, sich gegen uns angesammelt hatte, das konnten wir so recht deutlich im Reichstag bemerken, wo doch die Zwangsjacke der guten Sitte in gewöhnlichen Zeiten die Leidenschaften einschnürt. Wir zwei wurden mit unverhohlenen Hass und Abscheu betrachtet. Wir galten als Landesverräter in des Wortes verwegenster Bedeutung – nicht platonische Landesverräter, die mit den Franzosen aus sentimentalen Revolutionsreminiszenzen liebäugelten, sondern richtige, praktische, aktive Landesverräter, die mit der französischen Regierung verschworen waren gegen das eigene Vaterland und den teuflischen Plan verfolgten, die französischen Kriegsgefangenen zu befreien und an ihrer Spitze, wenigstens als ihre Wegweiser, nach Frankreich zu marschieren, den siegreichen Truppen Deutschlands meuchlings in den Rücken zu fallen und sie zwischen zwei Feuern zu vernichten. Wahnwitz war's, es zu glauben. Aber es wurde geglaubt. Auch ein Zeichen der Zeit. Und nicht bloss im Reichstag wurde es geglaubt. Nach unserer Verhaftung merkte ich sofort, dass der Untersuchungsrichter Ahnert, ein durch und durch ehrlicher Mann, uns diesen Wahnwitz zutraute; und ich beeilte mich, ihn zu überzeugen, dass er sich geirrt – was auch bald gelang und dem guten Herrn sichtlich eine schwere Last von dem Herzen nahm ...

Am 17. Dezember fiel der lang erwartete Schlag. Als am Morgen die Polizei eintrat, war ich nicht überrascht. Ja, ich fühlte eine gewisse Erleichterung, dass die schwebende Pein zu Ende, dass die Anspannung des Wartens vorüber war.



August Bebel

Ich fragte gar nicht, ob Bebels Verhaftung angeordnet war – das verstand sich von selbst. Dass auch Hepner zum Opfer auserkoren war, daran dachte ich allerdings nicht.

Die Untersuchungshaft bot nach den unaufhörlichen Aufregungen der letzten Monate die so lang entbehrte Ruhe, zu gleicher Zeit aber auch Musse zum Nachdenken über die Weltlage, über die Lage der Partei, über die eigene Lage. Von der nagenden Sorge um die Familie – damals gab's noch keine so zuverlässige Partei-Vorsehung wie jetzt – will ich nicht reden. Aber wie werden die Lose des Krieges fallen? Was wird aus Deutschland? Was aus Frankreich? Was aus den Freunden?

Und dabei fehlte es an regelmässiger Zeitungslektüre.

Doch was konnten wir mit unserem nagenden, bohrenden Sinnen und Denken an dem Gang der Dinge ändern?

Ich stürzte mich in wissenschaftliche Arbeiten.

Die Untersuchung machte mir keine Kopfschmerzen. Die Annahmen, auf

Grund deren wir verhaftet worden, waren falsch – wir betrachteten uns als Kriegsgefangene, rechtlos in der Gewalt unserer Feinde. Ich sage wir: weil dieser Gedanke bei jedem von uns Gefangenen selbstverständlich war. Verkehrt haben wir während der Untersuchungshaft nicht miteinander und einander nicht gesehen bis zur Stunde der Freilassung. Wir waren, wie das bei der Natur der Anklage selbstverständlich ist, aufs Strengste isoliert.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz liessen keinen Zweifel, dass die französische Republik es mit dem Massenaufgebot nicht ernst meine und die Niederlage, auch mit Preisgabe eines Gebietsteils, dem revolutionären Krieg vorziehen werde.

Als nicht unwillkommene Abwechslung in diesem ewigen Einerlei der Schlachten und Metzereien überraschte die Nachricht, dass in Österreich ein neues Ministerium – ein konservatives an die Stelle des liberalen – am 7. Februar ans Ruder gelangt sei und die Verurteilten des Arbeiterprozesses vom Sommer vorher amnestiert habe.

Der Friedensschluss kam – ohne uns die Freiheit zu bringen.

Und am 19. März die Nachricht von der Erhebung des Volkes in Paris am 18. März und bald darauf von der Proklamierung der Kommune.

Wilde Hoffnungen wurden geweckt, um schnell wieder von dem rechnenden Verstand zerquetscht zu werden. Wie war ein Sieg möglich innerhalb des eisernen Gürtels, den das deutsche Belagererheer um Paris zog? Wie konnte dieses Frankreich, dieses Paris, das verraten, zerfleischt, hungernd und müde gehetzt am Boden lag, sich aufraffen und die Kraft gewinnen zu einer sozialen Revolution, die den Kampf aufnehmen musste mit der ganzen übrigen Welt?

Die Untersuchung war beendet, und der Untersuchungsrichter hatte uns Andeutungen gemacht, aus denen wir schlossen, dass er eine längere Fortdauer der Untersuchungshaft nicht für nötig halte.

Der 18. März brachte Gewissheit, indem er uns das Gefängnis öffnete. Mit welchem Jubel wir drei uns begrüßten, als wir nach dreimonatiger Trennung uns wiedersahen!

Die Partei hatte sich während unserer Gefangenschaft auf der Höhe ihrer Aufgabe gezeigt. Reden da die Gegner von Bevormundung durch die «Führer»? Nun, die «Vormunde» waren über drei Monate lang von der Partei getrennt und zu völliger Untätigkeit verdammt gewesen – und die «Bevormundeten» hatten ohne die «Führer» genau das getan, was sie mit den «Führern» getan hätten. Wer sein Ziel kennt, geht auch den richtigen Weg. Zielbewusst-

heit ist eine unfehlbare Führerin. Die Partei aber, die in ihrer fast noch kindheitlichen Jugend die Probe bestanden hat, kann jetzt, da sie hundertmal stärker ist, lächelnd allen weiteren «Proben» entgegensehen. Einen solchen gigantischen Volksbetrug und eine solche gigantische Volksverhetzung bringen unsere Feinde nicht mehr zustande.

Freilich meinen Wahlkreis – den 19. sächsischen: Schneeberg-Stollberg – hatte die Untersuchungshaft mich gekostet. Er war noch nicht so fest, dass das persönliche Eingreifen des Kandidaten in den Wahlkampf entbehrt werden konnte. So kam es, dass ich bei der Wahl des 3. März 1871 durchfiel und dass Bebel, dessen Wahlkreis – der 17.: Glauchau-Meerane – schon einen grösseren Stamm erfahrener Genossen hatte, bei der ersten deutschen Reichstagswahl als einziger Vertreter der Sozialdemokratie gewählt ward, was unter den damaligen Verhältnissen, wo positives Vorgehen im Reichstag unmöglich, scharfer Protest gegen die Bismarcksche Politik unter scharfer Betonung des sozialdemokratischen Standpunkts die alleinige Aufgabe war, auch völlig genügte.

Unser Prozess schleppte sich langsam dahin. Die sächsische Regierung, die noch nicht an der Spitze der Reaktion marschierte, drängte nicht. Die Anklage, auf Grund deren man uns verhaftet hatte, war in sich zusammengebrochen – für den gesuchten Landesverrat hatte sich nicht der Schatten eines Anhaltes gefunden – der Krieg war beendet – was sollte man mit und gegen uns noch machen? Der allgemeine Eindruck, nicht bloss im grossen Publikum, sondern auch in der sächsischen Beamtenwelt, war, dass der Prozess im Sande verlaufen würde. Die Rechnung war ohne den Wirt, das heisst ohne die preussische Regierung gemacht, die überhaupt den Anstoss zu dem ganzen Vorgehen gegen uns gegeben hatte. Sie hatte nach Ausbruch des Krieges durch die offiziöse «Zeidlersche Korrespondenz» derart gehetzt, dass die sächsischen Behörden zuletzt eingeschüchtert wurden. Das Hetzen und Drängen dauerte fort. Und so gelang es denn in fast einjähriger emsiger Arbeit, den verdunsteten Landesverrat in einen nebligen Hochverrat umzuwandeln – oder, wie der staatsanwaltschaftliche Zunfttitel lautet: in eine «Vorbereitung zum Hochverrat».

Anhang

Zeittafel

- 1806* 18. Oktober: Einmarsch der Franzosen in Leipzig.
21. November: Napoleon verkündet die Kontinentalsperre, um den Handel Englands mit Europa zu unterbinden.
11. Dezember: Sachsen tritt dem Rheinbund bei und wird Königreich.
- 1807* Das «Leipziger Tageblatt» beginnt zu erscheinen.
10. November: Robert Blum in Köln geboren.
- 1808* 25. Oktober: Friedrich Arnold Brockhaus erwirbt auf der Michaelismesse das nach ihm benannte Konversationslexikon für 1'800 Reichstaler.
- 1810* 13. Juni: Tod Johann Gottfried Seumes.
Vernichtung englischer Schmuggelware in Leipzig.
- 1811* Gotthelf Benedictus Teubner gründet seinen wissenschaftlichen Verlag.
Der Thomaskantor Johann Gottfried Schicht führt die Sonnabend-Motette in der Thomaskirche ein.
Einwohnerzahl: 35'000.
- 1812* Samuel Hahnemann, der Begründer der Homöopathie, betätigt sich bis 1821 als praktischer Arzt in Leipzig.
- 1813* 22. Mai: Richard Wagner wird in Leipzig geboren.
E. T. A. Hoffmann hält sich für ein Jahr in der Messestadt auf.
16.-19. Oktober: In der Völkerschlacht bereiten die Alliierten Napoleon die kriegsentscheidende Niederlage.
21. Oktober: Der russische Oberst Victor von Prendel ist bis November 1814 Stadtkommandant von Leipzig. Er macht sich um die Normalisierung des Lebens nach der Völkerschlacht verdient und gewinnt die Sympathie der Bevölkerung.
- 1815* Durch die Teilung Sachsens auf dem Wiener Kongress wird Leipzig eine Stadt an der Landesgrenze.
- 1816* Der Maler und Radierer Veit Hans Friedrich Schnorr von Carolsfeld, ein Freund Seumes und Göschens, wird Direktor der Leipziger Zeichenakademie.
- 1817* E. A. Brockhaus verlegt seine Buchhandlung und Druckerei von Altenburg nach Leipzig.
Nach seinem Umbau wird das Alte Theater auf der Rannischen Bastei wieder eröffnet.
- 1819* Mit den Karlsbader Beschlüssen wird auch in Leipzig die burschenschaftliche Vereinigung in die Illegalität gedrängt.
- 1823* 20. August: Tod von Friedrich Arnold Brockhaus, dem Begründer des Brockhaus-Verlages.

- Christian Theodor Weinlig, der Lehrer Richard Wagners und Clara Wiecks, wird Thomaskantor.
- 1824 30. August: Aufhebung des Torgroschens.
- 1825 30. April: Zur Ostermesse wird der Börsenverein der Deutschen Buchhändler gegründet.
- 1826 Aufstellung der ersten Druckschnellpresse in der Firma Brockhaus.
- 1828 Eröffnung der ersten Sparkasse und eines Leihhauses.
Kaufleute und Fabrikanten rufen die Polytechnische Gesellschaft ins Leben. Sie erstrebt einen Aufschwung der Industrie und die Konkurrenzfähigkeit gegenüber England und Frankreich.
29. März: Uraufführung von Heinrich Marschners Oper «Vampyo» in Leipzig.
5. April: Tod des Buchhändlers und Verlegers Georg Joachim Göschen.
1. Oktober: Der einundzwanzigjährige Anton Philipp Reclam gründet den nach ihm benannten Verlag.
Robert Schumann wird an der juristischen Fakultät der Leipziger Universität immatrikuliert.
- 1830 Tiefgreifende Umgestaltung der Universitätsverfassung.
Die Julirevolution in Frankreich bringt die Finanzbourgeoisie an die Macht.
September: Tumulte, Unruhen und Volksbewegungen in Leipzig gegen die Polizei und die unumschränkte Machtvollkommenheit des Stadtrats. Beginn der elementaren Arbeiterbewegung mit ersten Aktionen gegen die Bourgeoisie.
Gründung der Kommunalgarde als bürgerliches Sicherheitsorgan.
Einwohnerzahl: 40'000.
- 1831 4. September: Sachsen wird konstitutioneller Verfassungsstaat.
7. Oktober: Wahl der ersten Stadtverordnetenversammlung in Leipzig.
Gründung eines Hilfsvereins zur Unterstützung polnischer Flüchtlinge.
Eine Handelslehranstalt entsteht.
- 1832 Aufführung der Jugendsinfonie Richard Wagners durch das Gewandhausorchester.
Robert Blum wird Theaterdiener und -kassierer in Leipzig.
- 1833 Friedrich List kommt nach Leipzig und wirbt für den Bau von Eisenbahnen.
Heinrich Laube übernimmt in Leipzig die Redaktion der «Zeitung für die elegante Welt».
Albert Lortzing wird Schauspieler in Leipzig.
- 1834 3. November: Robert Schumann ruft die «Neue Zeitschrift für Musik» ins Leben.
Otto Wigand gründet sein Leipziger Verlagsunternehmen.
Das «Börsenblatt für den deutschen Buchhandel» erscheint erstmals.
Leipzig erhält eine Realschule.
- 1835 Felix Mendelssohn Bartholdy übernimmt die Leitung der Leipziger Gewandhauskonzerte.
- 1836 Einweihung des Gebäudes der neuerbau ten Buchhändlerbörse.
Vollendung des neuen Universitätsbaus «Augusteum» nach einem Entwurf von Adolf Geutebrück.
- 1837 Einweihung der Teilstrecke der Leipzig-Dresdner Eisenbahn bis Althen.
Gründung der Leipziger Bank.
Der neugegründete Leipziger Kunstverein veranstaltet die erste Kunstausstellung.

- Bei Brockhaus erscheint die «Leipziger Allgemeine Zeitung» (seit 1843 «Deutsche Allgemeine Zeitung»).
- Uraufführung von Lortzings Oper «Zar und Zimmermann».
- 1838 Errichtung einer Gasanstalt mit einem Aktienkapital von 100'000 Talern und Einführung der Gasbeleuchtung.
- 1839 Eröffnung der durchgehenden Eisenbahnverbindung Leipzig-Dresden.
- 1840 22. Februar: In Köln wird August Bebel geboren.
- 24.-26. Juni: Auf Initiative der Buchhändler veranstaltet die Stadt die 400-Jahr-Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg. In Leipzig gibt es 24 Buchdruckereien mit 11 Schnellpressen und 232 Handpressen, 7 Schriftgiessereien und 108 Buchhandlungen. Der Börsenverein zählt 700 Mitglieder aus ganz Deutschland.
9. November: Leipzig begeht zum ersten Mal eine öffentliche Schillerfeier.
- Bau der Bahnlinien nach Halle und Magdeburg. Einwohnerzahl: 50'000.
- 1841 31. März: Uraufführung der 1. Sinfonie Robert Schumanns im Gewandhaus.
- Zur Ostermesse wird erstmals nach Bachs Tod in Leipzig die Matthäus-Passion durch Felix Mendelssohn Bartholdy wieder aufgeführt.
- Die in Dresden gegründeten «Sächsischen Vaterlandsblätter» beginnen in der Messestadt zu erscheinen.
- 1841/42 Aufenthalt Theodor Fontanes als Apothekergehilfe in Leipzig.
- 1842 Gründung des Leipziger «Litera ten Vereins».
- Uraufführung der Oper «Der Wildschütz» von Albert Lortzing.
- Der Komponist und Musiktheoretiker Moritz Hauptmann wird zum Thomaskantor berufen.
- 1843 Gründung des Konservatoriums auf Anregung Mendelssohn Bartholdys. Aufstellung des ersten Bach-Denkmals vor der Thomaskirche.
- Der Buchhändler und Verleger J. J. Weber gründet die «Leipziger Illustrierte Zeitung».
- Verbot der «Leipziger Lokomotive» durch die Dresdner Regierung.
- 1845 12. August: Bei einer Kundgebung für Glaubens- und Meinungsfreiheit gegen den anwesenden sächsischen Kronprinzen wird Militär eingesetzt. Das Blutbad fordert unter den Demonstranten acht Todesopfer.
- Bei Otto Wigand erscheint Friedrich Engels' Arbeit «Die Lage der arbeitenden Klassen in England».
- 1846 Gründung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in Leipzig (Königliche Gesellschaft der Wissenschaften).
- Bildung einer Gruppe des Bundes der Gerechten in Leipzig.
- 1847 4. November: Tod Felix Mendelssohn Bartholdys.
- Leipzig wird von der internationalen Wirtschaftskrise erfasst.
- 1848 22. Februar: Ausbruch der bürgerlich-demokratischen Revolution in Frankreich.
1. März: Beginn der Adressenkampagne durch die Leipziger Stadtverordneten.
3. März: Robert Blum spricht vom Rathausbalkon zu den Massen.
12. März: Sächsische Liberale und Demokraten einigen sich in Leipzig auf die Annahme eines gemeinsamen antifeudalen Reformprogramms.
13. März: Mit dem Rücktritt der Könneritz-Regierung siegt die Märzrevolution in Sachsen. Bildung einer liberalen Regierung am 16. März.

28. März: Blum und seine Freunde rufen zur Gründung eines Deutschen Vaterlandsvereins auf.
6. April: Die Leipziger Liberalen bilden einen Deutschen Verein.
- Mitte April: Emil Ottokar Weller lässt seine Zeitschrift «Der Volksfreund» erscheinen, in deren fünfter Nummer die siebzehn «Forderungen der Kommunistischen Partei in Deutschland» abgedruckt werden.
1. Mai: Leipziger Arbeiter veröffentlichen die erste Nummer der «Leipziger Arbeiter-Zeitung».
18. Mai: Eröffnung der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt/Main, in der Robert Blum einen Sitz als Abgeordneter für Leipzig hat.
- 17-18. Juni: Gründung des Landesverbandes der sächsischen Arbeitervereine in Leipzig.
- September: Unter Mitwirkung der Leipziger Kommunisten entsteht der Sozialistische Klub. Er ernennt Karl Marx zum Ehrenmitglied.
3. Oktober: Erscheinen der ersten Nummer der vom Zentralkomitee der Arbeiterverbrüderung in Leipzig herausgegebenen Zeitung «Die Verbrüderung».
9. November: Erschiessung Robert Blums in Wien.
- 1849 3.-9. Mai: Volkserhebung in Dresden zur Durchsetzung der Reichsverfassung unter Beteiligung Leipziger Turner, Arbeiter und Studenten.
- 6./7. Mai: Barrikadenbau in der Grimmischen Strasse und bewaffnete Auseinandersetzung von Aufständischen mit der Bürgerwehr.
21. August: Verbot der Vaterlandsvereine in Sachsen.
Einwohnerzahl: 62'000.
- 1850 20.-26. Februar: Kongress der Arbeiterverbrüderung in Leipzig.
- Juni: Die Ansprache der Zentralbehörde der Kommunisten an den Bund ernennt die kommunistische Gemeinde Leipzig zum leitenden Kreis für Sachsen und Berlin.
4. Juli: Verbot aller Arbeitervereine, einschliesslich der Arbeiterverbrüderung in Sachsen.
- Gründung der Bachgesellschaft in Leipzig auf Initiative Robert Schumanns und Moritz Hauptmanns.
- 1851 10. Mai: Verhaftung des kommunistischen Emissärs Peter Nothjung in Leipzig. Sie ermöglicht der Polizei die Aufdeckung der illegalen Bundesarbeit und die Verhaftung der führenden Kommunisten.
- Die Professoren Moritz Haupt, Otto Jahn und Theodor Mommsen werden wegen Beteiligung an der Bewegung im Mai 1849 vor Gericht gestellt und von der Universität entlassen.
- 1852 Kommunistenprozess in Leipzig gegen die Gruppe um Karl Gangloff.
- 1853 «Die Garte'nlaube» Ernst Keils beginnt zu erscheinen.
- Gründung der «Deutschen Buchhändler-Lehranstalt».
- 1857 18. Februar: Der Maler und Bildhauer Max Klinger wird in Leipzig geboren.
- Beginn des Neubaus der Sternwarte am Johannisplatz, der 1861 beendet ist.
- 1858 Eröffnung des Museums der bildenden Kunst am Augustusplatz.
- Ernst Arthur Seemann gründet seinen Kunstverlag.
- 1859 9-11. November: Unter reger Beteiligung der Arbeiter feiert Leipzig den 100. Geburtstag von Friedrich Schiller. Im Gewandhaus hält die Festrede der Schriftsteller Rudolf Gottschall, in der Universität Professor Heinrich Wuttke.
- Bau der Bahnlinie Leipzig-Berlin.

- 1860 Karl Reinecke wird Dirigent des Gewandhausorchesters.
- 1861 19. Februar: Gründung des Gewerblichen Bildungsvereins als zweite Abteilung der Polytechnischen Gesellschaft.
Wiederbeginn der legalen Arbeiterbewegung in Leipzig.
15. Oktober: Aufhebung des Zunftsystems und Einführung der Gewerbefreiheit in Sachsen.
- 1862 18. April: Bildung des politischen Arbeitervereins Vorwärts.
Ende Oktober: Konstituierung eines «Zentralkomitees für die Einberufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses».
- 1863 23. Mai: Unter Führung Ferdinand Lassalles entsteht in Leipzig der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein.
2. -5. August: Die Stadt richtet das dritte deutsche Turnfest aus.
16.-19. Oktober: 50-Jahr-Feier der Völkerschlacht.
- 1864 23724. Oktober: Der zweite Vereinstag des Verbandes Deutscher Arbeitervereine tagt in Leipzig. August Bebel wird Mitglied seines Ständigen Ausschusses.
Gründung des ersten Schrebervereins zur Errichtung von Volksgärten mit Kinderspielplätzen, benannt nach dem Leipziger Arzt Daniel Gottlieb Moritz Schreber (1808-1861).
Erstmals schicken Firmen Messmuster statt Waren zur Ausstellung auf die Leipziger Messe.
- 1865 Februar: Der Gewerbliche Bildungsverein und der Verein Vorwärts vereinigen sich zum Leipziger Arbeiterbildungsverein. Vorsitzender wird August Bebel.
27. März-6. Juni: Streik von über fünfhundert Leipziger Buchdruckern für höhere Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit. Der Streik erhält Unterstützung von Arbeitern aus über hundert Orten Deutschlands.
Anfang August: Wilhelm Liebknecht nimmt seinen Wohnsitz in Leipzig.
16. Oktober: Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt gründen den Allgemeinen Deutschen Frauenverein.
25726. Dezember: Gründung des Allgemeinen Deutschen Zigarrenarbeiterverbandes. Initiator ist Friedrich Wilhelm Fritzsche.
Die Stadt erhält eine Berufsfeuerwehr.
- 1866 8. Mai: Volksversammlung der Lassalleaner, des Arbeiterbildungsvereins und kleinbürgerlicher Demokraten gegen die preussen-freundliche Agitation Leipziger Liberaler. Eine von Bebel eingebrachte Resolution wird angenommen.
20.-22. Mai: Auf dem ersten Deutschen Buchdrucker tag in Leipzig, auf dem 3'000 Gehilfen aus 85 Orten vertreten sind, entsteht der Deutsche Buchdruckerverband als nationale gewerkschaftliche Organisation.
Im Verlauf des preussisch-österreichischen Krieges, in dem Sachsen auf Seiten Österreichs stand, wird Leipzig von preussischen Truppen besetzt.
- 1867 November: Begründung von Reclams Universalbibliothek. Als erste Hefte erscheinen Goethes «Faust» I und II.
Bebel und Liebknecht werden Mitglieder des Reichstages des Norddeutschen Bundes. Eintritt Sachsens in den Norddeutschen Bund.
Errichtung eines pathologisch-anatomischen Instituts an der Universität.
- 1868 Eröffnung des Neuen Theaters am Augustusplatz mit einer Festaufführung von Goethes «Iphigenie».

- 1869 «Der Volksstaat», Zentralorgan der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, beginnt in Leipzig zu erscheinen.
Eröffnung des Physiologischen Instituts der Universität.
- 1870 11. Juni: Aufhebung des staatlichen Konzessionszwangs für die Gründung von Aktiengesellschaften im Norddeutschen Bund. Damit wird eine Voraussetzung für den steilen Aufschwung der industriekapitalistischen Entwicklung geschaffen.
19. Juli: Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs.
20. Juli: Bebel und Liebknecht üben im Norddeutschen Reichstag Stimmenthaltung bei der Abstimmung über die Kriegsanleihe.
26.-28. November: Ablehnung der Kriegskredite durch Bebel und Liebknecht im Norddeutschen Reichstag. Sie solidarisieren sich offen mit dem französischen Volk.
17. Dezember: Die Mitarbeiter des «Volksstaats» August Bebel, Wilhelm Liebknecht und Adolf Hepner werden in Untersuchungshaft genommen.
- 1871 13. August: Karl Liebknecht in Leipzig geboren.
Einwohnerzahl: 106'000.
- 1872 11.-26. März: Hochverratsprozess gegen Bebel, Liebknecht und Hepner vor dem Leipziger Schwurgericht. Bebel und Liebknecht werden zu je zwei Jahren Festungshaft verurteilt.

Erläuterungen

Die Texte erscheinen in chronologischer Anordnung. Ihre Überschriften sind in der Regel vom Herausgeber gewählt. Kürzungen innerhalb der Beiträge wurden kenntlich gemacht, Rechtschreibung und Zeichensetzung bei Wahrung des Lautstandes dem heutigen Gebrauch angeglichene, offensichtliche Schreibfehler wurden korrigiert.

- 35 *Urges* – Wilhelm Zirges (1793-1851), Buchhändler, gebürtig aus Leipzig, erlernte seinen Beruf in der Vaterstadt, arbeitete einige Zeit in Paris und Amsterdam, unternahm eine längere Italienreise, liess sich als selbständiger Buchhändler in Kassel und schliesslich in Berlin nieder.
- Garde-du-Corps-Offiziere* – Offiziere der berittenen Leibgarde.
- Davout* – Louis-Nicolas Davout (1770-1823), französischer Marschall, besiegte 1806 die Preussen bei Auerstedt.
- Michaelismesse* – Die am Sonntag nach dem Michaelistage (29. September) beginnende letzte der damals üblichen drei Messen im Jahr.
- vulgo* – (lat.) im Volksmund.
- Capots* – (franz.) Regenmäntel.
- 36 *Pompons* – (franz.) Quasten, Zierat.
- Epaulettes* – (franz.) Schulterstücke.
- Fourgons* – (franz.) Pack- und Munitionswagen.
- Bivouacs* – (franz.) Lager im Freien.
- Kurfürst von Sachsen* – Friedrich August (1750-1827), seit 1763 als Friedrich August III. Kurfürst von Sachsen, seit 1806 als Friedrich August I. König von Sachsen.
- exorbitant* – ausserordentlich.
- 37 *«Feuerbrände»* – Es handelt sich um die letzten Hefte der Reihe «Neue Feuerbrände», Marginalien zu der Schrift: «Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.», hg. von Friedrich von Köln, 6 Bände, Leipzig 1800-1807.
- Gelegenheits-Piëcen* – pièce (franz.): Stück, Werk.
- Anschütz* – Heinrich Anschütz (1785-1865), bedeutender Schauspieler, studierte Jura in Leipzig, wandte sich 1807 dem Theater zu und wirkte seit 1821 als brillanter Darsteller am Burgtheater in Wien.
- Tilsiter Friede* – In Tilsit schlossen am 7. Juli 1807 Frankreich und Russland und am 9. Juli 1807 Preussen und Frankreich Frieden. Preussen verlor dabei mehr als die Hälfte seines Gebietes.

- V) *Friedland* – Napoleon I. schlug am 14. Juni 1807 die russische Armee bei Friedland in Ostpreussen.
Cäsar – Kaiser Napoleon.
in halber Karriere – in mässigem Galopp.
Centauren Merkurs – Centauren: Fabelwesen, halb Mensch, halb Pferd; Merkur: Gott des Handels. Gemeint sind die berittenen Vertreter der Kaufmannschaft.
- 40 *Seume* – Johann Gottfried Seume (1763-1810), bedeutender demokratischer Schriftsteller und Publizist, studierte in Leipzig, wurde 1781 zum Söldnerdienst gegen die nordamerikanische Unabhängigkeitsbewegung gezwungen, lebte als Sprachlehrer in Leipzig und seit 1792 als Erzieher in Warschau, von 1797 bis 1801 Verlagslektor bei Göschen in Grimma.
Gazetiers – Gazette (ital.): Zeitung; Zeitungsschreiber.
Mahlmann – Siegfried August Mahlmann (1771-1826), Journalist und Schriftsteller in Leipzig, 1805 bis 1816 Redakteur der «Zeitung für die elegante Welt», 1810 bis 1818 der «Leipziger Zeitung».
Isenburger Offiziere – Offiziere des von Fürst Karl Friedrich von Isenburg (1766-1820) für Napoleon I. vorwiegend aus Deutschen aufgestellten Regiments.
- 41 *Machtvollkommenheiten der deutschen Privilegien* – Anspielung auf die militärischen Niederlagen des preussischen absolutistisch-junkerlichen Regimes 1806/07.
Palm – Johann Philipp Palm (1766-1806), Buchhändler in Nürnberg, den Napoleon wegen der Veröffentlichung der Schrift «Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung» erschossen liess.
- 42 *Göschen* – Georg Joachim Göschen (1752-1828), einer der bedeutendsten Verleger seiner Zeit; bei ihm erschienen u.a. Ausgaben von Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller. Sein Landhaus in Hohnstädt bei Grimma war ein Anziehungspunkt für viele Schriftsteller und Gelehrte.
Böttiger – Carl August Böttiger (1760-1835), Philologe, Archäologe und Publizist, redigierte mehrere Zeitschriften, seit 1806 Studiendirektor und Leiter der Antikenmuseen in Dresden.
- 43 *den britischen Handel zu zerstören* – Mit dem Dekret über die Kontinentalsperre hatte Napoleon am 21. November 1806 allen mit Frankreich verbündeten Staaten verboten, mit England Handel zu treiben.
der Krieg – Gemeint ist der bevorstehende Einfall französischer Truppen in Spanien, der im Mai 1808 begann und die Erhebung des spanischen Volkes gegen die französische Fremdherrschaft auslöste.
Gothaischer Kalender – Der seit 1764 jährlich in Gotha herausgegebene «Gothaische genealogische Hofkalender», der bekannteste Adelskalender.
- 44 «*Lear*» – Shakespeares Drama «König Lear».
«*Der Geizige*» – Molières 1668 entstandene Komödie.
ihrem Regenten – Friedrich Wilhelm III. (1770-1840), seit 1797 König von Preussen. «*Allg. Zeit*» – Die von Cotta seit 1798 herausgegebene Augsburger «Allgemeine Zeitung».
- 45 *Von Erfurt* – Auf dem Erfurter Fürstentag (27. September bis 14. Oktober 1808) verhandelte Napoleon im Beisein seiner deutschen Vasallenfürsten mit dem russischen Zaren Alexander I.
Krieg mit Österreich – Der österreichisch-französische Krieg vom 9. April bis 12. Juli 1809 endete mit einer schweren Niederlage der Habsburgermonarchie.

NB – Notabene (lat.): wohlgemerkt; hier: beziehungsweise.

frugal – mässig, einfach.

Krebse – Von den Buchhändlern als unverkäuflich' an die Verleger zurückgegebene Bücher.

46 *Supplik* – Bittgesuch.

von Sachsen aus das Licht der Wissenschaft – Anspielung auf die von Sachsen 1517 ausgegangene lutherische Reformation.

47 *bei seinem Abschiede* – Seume war am 13. Juni 1810 während eines Badeaufenthaltes in Teplitz, wo er Linderung von seinem Leiden gesucht hatte, gestorben.

48 *Von seinem «Leben»* – Die Torso gebliebene 1809/10 geschriebene Selbstbiographie Seumes gab Göschen 1813 unter dem Titel «Mein Leben» heraus.

Schnorr – Veit Hans Friedrich Schnorr von Carolsfeld (1764-1841), Maler und Zeichner, Leiter der Leipziger Zeichenakademie.

Reise nach Syrakus – Seumes «Spaziergang nach Syrakus», in dem er seine 1801/02 unternommene Fusswanderung schildert, erschien 1803.

Unger – Johann Friedrich Unger (1753-1804), Buchdrucker und Verleger in Berlin.

Thümmel – Moritz August von Thümmel (1738-1817), humoristisch-satirischer Romanschriftsteller der deutschen Aufklärung.

Offizin – Buchdruckerei, Werkstatt.

jeremiaden – Klagelieder.

49 *Gross* – Johann Carl Gross (1778-1866), Justizbeamter, seit 1808 Stadtrat in Leipzig, 1831 erster Stadtverordneten Vorsteher der Messestadt, von 1840 bis 1848 Leipziger Bürgermeister.

Impost – Auflage, Warensteuer.

51 *Ney* – Michel Ney (1769-1815), französischer Marschall.

illyrische Regimenter – Napoleon hatte 1809 aus den von der Habsburgermonarchie abgetrennten Gebieten Krain, Istrien, Dalmatien und einem Teil Kärntens und Kroatiens das bis 1814 bestehende Königreich Illyrien geschaffen.

Universitätsauditorien – Hörsäle.

Dufour – Jacques-Ferdinand Dufour (1766-1817), Kaufmann und Handlungsdeputierter in Leipzig, wurde 1816 als Freiherr Dufour von Feronce geadelt.

52 *Messieurs, le Maréchal...* – (franz.) Meine Herren, der Marschall will es nicht.

53 *Carus* – Carl Gustav Carus (1789-1869), Arzt, Philosoph und Maler, studierte und wurde Privatdozent für Medizin in Leipzig, 1814 als Professor an die medizinische Akademie nach Dresden berufen, seit 1827 Leibarzt des Königs von Sachsen, führte die vergleichende Anatomie als selbständige Wissenschaft ein, stand mit Goethe im Briefwechsel und war mit Ludwig Tieck und Caspar David Friedrich befreundet.

54 *Clarus* – Johann Christian August Clarus (1774-1854), Professor für Anatomie und Chirurgie an der Universität in Leipzig.

55 *Charpie* – Zupflinnen, als Verbandzeug benutzt.

Schlacht von Dresden – In der Schlacht bei Dresden am 26./27. August 1813 errang

56 Napoleon taktische Erfolge über die Hauptarmee der Verbündeten.

57 *Waffenstillstand* – Vom 4. Juni bis 11. August 1813.

Napoleon III. – Louis Bonaparte (1808-1873), Neffe Napoleons I., als Napoleon III.

58 von 1852 bis 1870 Kaiser der Franzosen.

Lever – Morgenaudienz eines Fürsten.

- Gersdorff* – Karl Friedrich Wilhelm von Gersdorff (1765-1829), Generalleutnant, militärischer Berater des sächsischen Königs.
- Sire* – (franz.) Majestät.
- 59 *Starren* – ‚sbire (franz.): Häscher; verächtliche Bezeichnung für Polizisten. *Zeitungsschreiber* – Siegfried August Mahlmann.
- 60 *Karl der Fünfte* – Karl V. (1500-1558), seit 1516 König von Spanien, von 1519 bis 1556 deutscher Kaiser.
- 61 *Kämpfe vom 2. September* – Gemeint ist die Erstürmung der Gefängnisse und die Abrechnung mit verhafteten Konterrevolutionären durch das Volk von Paris vom 2. bis 5. September 1792.
preussischer Parteigänger – Ein Leutnant Wochowski.
- 62 *Kontinentalimpost* – Kontinentalsteuer.
Vizekönig – Eugène de Beauharnais (1781-1824), Marschall von Frankreich, Vizekönig von Italien, Stiefsohn Napoleons.
Raumer – Karl von Raumer (1783-1865), Geologe und Pädagoge, Professor der Naturgeschichte in Breslau und Erlangen, nahm als Freiwilliger am Befreiungskampf gegen Napoleon teil.
- 63 *Schwarzenberg* – Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg (1771-1820), österreichischer Feldmarschall und Diplomat, 1813/14 Oberbefehlshaber der Hauptarmee der Verbündeten.
Müffling – Karl Freiherr von Müffling (1775-1851), preussischer Generalfeldmarschall, 1813 Oberst im Generalstab Blüchers.
Steffens – Henrik Steffens (1773-1845), aus Dänemark stammender Philosoph, Naturforscher und Dichter, seit 1804 Professor in Halle, seit 1811 in Breslau, Freiwilliger in den Befreiungskriegen.
Kronprinz von Schweden – Jean-Baptiste Bernadotte (1763-1844), Marschall von Frankreich, seit 1810 als Karl Johann schwedischer Kronprinz, seit 1818 als Karl XIV. König von Schweden und Norwegen.
auf dem Breitenfelde – Der Schwedenkönig Gustav Adolf (1594-1632) schlug am 17. September 1630 das Heer Tillys bei Breitenfeld.
- 64 *Steinmetz* – Karl Friedrich von Steinmetz (1768-1837), preussischer Generalleutnant, 1813 Oberst und Brigadekommandeur.
Gardemariniers – marinier (franz.): Seemann; zu Lande eingesetzte Eliteeinheit der französischen Flotte.
Marmont – Auguste-Viesse de Marmont (1774-1852), französischer Marschall.
Lord Stewart – Charles William Stewart-Vane (1778-1854), englischer General.
- 65 *Graf Henckel* – Wilhelm Ludwig Viktor Graf Henckel von Donnersmarck (1775 bis 1849), preussischer General, 1813 Oberst und Adjutant Yorcks, seine militärischen Erlebnisse schilderte er in den «Erinnerungen aus meinem Leben», Zerbst 1847.
Sackensches Corps – Russisches Armeekorps, genannt nach Fabian Gottlieb Fürst von der Osten-Sacken (1752-1837), russischer Feldmarschall.
- 66 *Hufelands Kunst* – Christoph Wilhelm Hufelands Buch «Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern», war 1796 erschienen.
Prinz Wilhelm – (1783-1851), Prinz von Preussen, Bruder Friedrich Wilhelms III. *Bülow* – Friedrich Wilhelm Graf Bülow von Dennewitz (1755-1816), preussischer General, 1813 Befehlshaber eines Armeekorps.

- Winzingerode* – Ferdinand Freiherr von Winzingerode (1770-1818), russischer General.
- Langeron* – Andrault Graf von Längeren (1763-1831), russischer General.
- 67 *Wrede* – Karl Philipp Fürst Wrede (1767-1838), bayrischer Feldmarschall.
- 68 *Reil* – Johann Christian Reil (1759-1813), Arzt und medizinischer Schriftsteller, 1787 Medizinprofessor in Halle, seit 1810 in Berlin, 1813 Direktor der Kriegshospitäler links der Elbe.
- Stein* – Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757-1831). *Vax Epov irpo Tepov* – hysteron proteron (griech.): Verkehrtes, Umkehrung der natürlichen Reihenfolge.
- 69 *Heckerling* – Spreu.
- 70 *Schlacht bei Gross-Beeren* – Am 23. August 1813 wurde bei Grossbeeren eine nach Berlin vorstossende französische Armee zurückgeschlagen.
- Fulguration* – Aufblitzen, Wetterleuchten.
- 72 *Avermus* – Aus einem Vulkankrater entstandener kleiner See in der Nähe Neapels, im Altertum Mittelpunkt fast aller Sagen vom Schattenreich.
- forcieren* – erzwingen.
- Lot* – Altes deutsches Massemass von etwa 16 g.
- Epidermis* – Haut.
- Cozuss* – Wahrscheinlich Sosulja (russ.): ein grosses Stück Brot.
- Korinthenmännchen* – Hier: Grieche.
- Lais* – Buhlerin; einer antiken Überlieferung zufolge genannt nach einer Buhlerin von Korinth.
- Indolenz* – Gleichgültigkeit.
- 73 *Schock* – Ältere deutsche Massangabe: 60 Stück.
- Baskiren* – Baschkiren; Angehörige eines turksprachigen Volkes im östlichen Teil der russischen Tiefebene.
- 77 *Hoffmann* – Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776-1822), lebte 1808 bis 1813 in Bamberg, 1813/14 als Musikdirektor in Leipzig und Dresden und wandte sich hier in zunehmendem Masse schriftstellerischer Arbeit zu.
- Haertel* – Wilhelm Christoph Härtel (1788-1849), Musikalienhändler und Besitzer eines Pianofortemagazins in Leipzig, Mitbegründer der Firma Breitkopf & Härtel. *Submission* – Ehrerbietigkeit, Unterwürfigkeit.
- «*Musikalische Teilung*» – «Allgemeine Musikalische Zeitung», 1798 von Friedrich Rochlitz begründet.
- Dittmaier* – Anton Dittmayer (1774-1835), Geiger und Konzertmeister in Bamberg. *Gulden* – Vorwiegend in Süddeutschland seit dem 17. Jahrhundert übliche Münze im Werte eines Zweidritteltalers.
- 78 *Kunz* – Karl Friedrich Kunz, Verleger und Buchhändler in Bamberg.
- Alexandertag* – Geburtstag des russischen Zaren Alexander I. (1777-1825) am 23. (nach Julianischem Kalender am 12.) Dezember.
- Cherubim* – Luigi Mario Cherubini (1760-1842), französischer Komponist italienischer Herkunft.
- Seconda* – Franz Seconda (gest. um 1820), Operndirektor in Leipzig und Dresden. *schöner Engel* – Gemeint ist eine Leiche.
- insolent* – anmassend, ungebührlich.
- Podagristen* – Gichtkranke.

- 79 *con amore* – (ital.) mit Liebe.
Hitzig – Julius Eduard Hitzig (1780-1849), Kriminalbeamter und Schriftsteller, Freund E. T. A. Hoffmanns und Adelbert von Chamisso.
Baumgaertner – Adam Friedrich Gotthelf Baumgaertner (1759-1843), Verlagsbuchhändler in Leipzig.
- 80 *Fouqué* – Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1777-1843), romantischer Erzähler, Dramatiker und Lyriker. Seine Gespenstergeschichte «Das Galgenmännlein» erschien 1810.
 «*Zeitung für die elegante Welt*» – Sie erschien in Leipzig von 1801 bis 1859.
 «*Morgenblatt*» – Das «Morgenblatt für gebildete Stände», begründet von Johann Friedrich Cotta, erschien von 1807 bis 1865.
Michaelis – Michaelistag: 29. September.
 «*Undine*» – Das romantische Kunstmärchen «Undine» hatte Fouqué 1811 verfasst. *Holbeinsche Entreprise* – *entreprise* (franz.): Unternehmen; Franz von Holbein, ein Freund Hoffmanns, war in Bamberg Theaterdirektor gewesen.
plebejen – ordinären.
sic! – (lat.) so!, so steht es wörtlich da.
- 81 *Hippel* – Theodor Gottlieb von Hippel (1775-1843), Publizist und preussischer Beamter, Regierungspräsident in Bromberg.
Hase – Karl Hase (1800-1890), protestantischer Kirchenhistoriker, 1818 bis 1821 Studium in Leipzig, wegen burschenschaftlicher Betätigung von der Universität gewiesen, in Tübingen zu zehnmonatiger Haft auf dem Hohenasperg wegen Teilnahme am studentischen Jünglingsbund verurteilt, seit 1830 Professor in Jena, wurde später geadelt, seine «Gesammelten Werke» erschienen in zwölf Bänden in Leipzig 1890. Hase trat für einen Ausgleich des kirchlichen Christentums mit der modernen Bildung ein.
die Wohltäter – Gönner, die Hase materiell unterstützt hatten; ihretwegen war er aus der burschenschaftlichen Verbindung vorübergehend ausgetreten.
- 82 *pro patria* – (lat.) fürs Vaterland.
- 83 *Autodafé* – Ketzergericht. Während des Wartburgfestes am 17. und 18. Oktober 1817 wurde neben Symbolen des Despotismus und neben reaktionären Schriften auch das progressive französische bürgerliche Gesetzbuch, der Code civil, den Flammen übergeben.
Die blutige Tat Sands – Am 23. März 1819 verübte der Student Karl Ludwig Sand (1795-1820) auf den im Dienste des Zarismus stehenden Schriftsteller August von Kotzebue ein Attentat.
Heilige Alliance – Am 26. September 1815 auf Initiative des russischen Zaren Alexander I. im Zeichen der christlichen Religion und des monarchischen Legitimusismus gegründeter Fürstenbund, der das Ziel hatte, den politischen Status quo zu erhalten.
Karlsbader Beschlüsse – Die unter Federführung Österreichs und Preussens im August 1819 auf einer Tagung von Vertretern deutscher Regierungen in Karlsbad gefassten und wenig später vom Frankfurter Bundestag sanktionierten Beschlüsse verfügten das Verbot aller studentischen Verbindungen, die Entlassung unbotmässiger Professoren, die strenge Überwachung aller Universitäten, die Einführung der Zensur und die Bildung einer zentralen Untersuchungskommission zur Bekämpfung oppositioneller Bestrebungen.

- erdachte Zusammenstellung* – Anspielung auf die 1871 eingeführte schwarz-weiss-rote Flagge des preussisch-deutschen Kaiserreiches.
- 85 *Fichtesche Reden* – Die im Winter 1807/08 in Berlin von Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) als öffentliche Vorlesungen gehaltenen patriotischen «Reden an die deutsche Nation», in denen er für eine staatliche Erneuerung Deutschlands durch eine demokratisch-humanistische Nationalerziehung eintrat.
- deutscher Rock* – Ein von deutschstämmelnden Patrioten propagierter bis an die Knie reichender Leibrock.
- Barett* – Schirmlose Kopfbedeckung.
- Universitätsaktuariarius* – Angestellter des Universitätsgerichts.
- Pedelle* – Schul- bzw. Hochschuldiener.
- Tabulet* – Stockwerk.
- Repräsentantenkonvent* – In Leipzig hatte einige Monate früher eine Versammlung von Delegierten burschen- und landsmannschaftlicher Verbindungen mehrerer deutscher Universitäten stattgefunden.
- 86 *Konzilium* – Versammlung, Zusammenkunft.
- Rector magnificais* – (lat.) Oberster Leiter, Rektor der Universität.
- Exrector* – Ehemaliger Rektor.
- vier Nationen* – Die bei der Gründung der Leipziger Universität 1409 von der Prager Mutterhochschule übernommene und bis 1830 geltende Gliederung der Universität in eine meissnische, sächsische, bayerische und eine polnische Nation. *Magister* – Niederer akademischer Grad.
- vom Kanonischen Rechte* – vom Kirchenrecht.
- 87 *Füchse* – Die jüngsten, erst kurze Zeit an der Universität befindlichen Studenten. *Charon* – In der griechischen Sage Fährmann, der die Toten mit seinem Kahn über den Acheron in die Unterwelt brachte. Hier: Bezeichnung für den Karzerwächter.
- 88 *Winer* – Georg Benedikt Winer (1789-1858), Professor für Theologie und klassische Philologie in Leipzig.
- Ernesti* – August Wilhelm Ernesti (1733-1801), Theologie- und Philologieprofessor in Leipzig.
- Morus* – Samuel Friedrich Morus (1736-1792), Philologe und Theologe, seit 1768 Professor an der Universität Leipzig, bedeutender Bibelinterpret.
- Abschiedskommers* – Studentisches Trinkgelage.
- 89 *Rapiere* – Fechtwaffen, Degen.
- 90 *Fleischer* – Heinrich Leberecht Fleischer (1801-1888), Orientalist, in Bad Schandau als Sohn eines Steuerbeamten geboren, studierte von 1819 bis 1824 Theologie und Orientalistik in Leipzig, setzte das Studium in Paris fort, wurde danach Lehrer an der Kreuzschule in Dresden, 1835 Professor für Orientalistik an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig; Gelehrter von europäischem Ruf.
- Boutique* – (franz.) Bude, Laden, Kneipe.
- Exercitia* – (lat.) Übungen.
- Senioren* – Vorsitzende, Sprecher.
- Pereat Police!* – Nieder mit der Polizei!
- 91 *Hieber*– Schläger, Säbel.
- «*dummer Junge*» – Studentischer Begriff für eine zu ahnende Beleidigung.
- Detachment* – Truppenabteilung.

- 92 *Insultierungen* – Beschimpfungen.
Relegationen – Verweisungen von der Universität
Frommann – Friedrich Johannes Frommann (1797-1886), Buchhändler in Jena, begann 1816 die buchhändlerische Lehre bei seinem Vater in Jena, wo er auch Vorlesungen an der Universität hörte; stand der burschenschaftlichen Bewegung nahe, 1825 Teilhaber der Firma seines Vaters, die er 1837 übernahm, befreundet mit bedeutenden Gelehrten, spielte eine führende Rolle im Börsenverein der deutschen Buchhändler.
Böttcherwoche – So hiess die erste der jeweils drei Messewochen.
Jubilatowoche – Jubilate: dritter Sonntag nach Ostern; an diesem Tag begann die zweite Woche der Ostermesse.
Remittendenpakete – Von den Buchhändlern den Verlegern zurückgesandte Bücherpakete.
Kommissionär – Der vom auswärtigen Verleger mit der Vermittlung des Buchverkaufs beauftragte Buchhändler bzw. einheimische Verleger.
Makulatur – Altpapier.
- 93 *Neustadt a. d. O.* – Neustadt an der Orla, im heutigen Kreis Pössa, Bezirk Gera.
- 94 *Velinpapier* – Velinpapier weist im Unterschied zum Wasserzeichenpapier in der Durchsicht keine Linien, Streifen oder Rippung auf.
Estraden – Erhöhte Plätze bzw. Rundgänge.
Elle – Altes deutsches Längenmass von regionaler Verschiedenheit, meist zwischen 56 und 78 cm.
Leipziger Messfreiheit – Sie umfasst die im Messeprivileg vorgesehenen Bestimmungen, u.a. über das Recht des freien Handels; galt für die jeweils zweite und dritte Messewoche.
Kronentaler – Grössere Silbermünze, vor allem in den Niederlanden (ab 1755) und in den süddeutschen Staaten geprägt.
- 95 *Sortimenter* – Ladenbuchhändler (im Unterschied zum Verlagsbuchhändler). *Dukaten* – Goldmünze mit einem Gewicht von etwa 3,5 g.
Louisd'or – Französische Goldmünze, die auch in Deutschland verbreitet war, ursprünglich benannt nach Ludwig XIII.
Becker – Rudolf Zacharias Becker (1795-1822), Lehrer, Journalist und Buchhändler, seit 1797 Besitzer einer Buchhandlung in Gotha, von 1811 bis 1813 von der französischen Polizei wegen eines Aufsatzes inhaftiert.
- 96 *Kommittenten* – Auftraggeber im Kommissionsgeschäft.
Weidmanns-Hahn – Die 1680 gegründete Weidmannsche Buchhandlung war das bedeutendste buchhändlerische Unternehmen Leipzigs im 18. Jahrhundert. Sie ging an der Wende zum 19. Jahrhundert in die Hände der Familie Hahn über, die ihr Stammhaus in Hannover hatte.
Saldi – Restbeträge bei Rechnungsabschlüssen.
- 97 *Er zählte die Häupter...* – Friedrich Schiller, «Lied von der Glocke».
Siegeszug bis Paris – Gemeint ist der Sieg der preussisch-deutschen Truppen 1870/71. *Perthes* – Friedrich Christoph Perthes (1772-1843), Buchhändler in Hamburg, Gründer einer Verlagsbuchhandlung, die 1822 nach Gotha übersiedelte.
Reimer – Georg Andreas Reimer (1776-1842), Besitzer eines grossen Buchhandelsunternehmens in Berlin, verlegte die Werke vieler deutscher Romantiker.
- 98 *Hirzel* – Salomon Hirzel (1804-1874), Verleger und Kunstsammler in Leipzig, gründete

- 1853 den nach ihm benannten Verlag für Medizin, Natur- und Geisteswissenschaften.
Brüder Brockhaus – Heinrich (1804-1874) und Friedrich (1800-1865), Inhaber des Verlags-
 hauses F. A. Brockhaus.
- Campe* – Friedrich Campe (1777-1846), Verleger und Buchhändler in Nürnberg.
- 99 *Bau der Buchhändlerbörse* – Das Gebäude in der Ritterstrasse in Leipzig wurde 1836 fertigge-
 stellt.
- 100 *Stromeyer* – Georg Friedrich Louis Stromeyer (1804-1876), bedeutender Arzt, studierte in
 Göttingen und Berlin, 1828 Arzt in Hannover, 1838 Medizinprofessor in Erlangen, später in
 München, Freiburg und Kiel, 1854 Generalstabsarzt in Hannover, erwarb sich Verdienste um
 die Entwicklung der Orthopädie und der Kriegschirurgie.
- 101 *Küchenlatein* – Mittelalterliches Mönchslatein, d.h. schlechtes Latein.
ad modum... – (lat.) in der Art der Dunkelmänner. Die «*Epistolae obscurorum virorum*» waren
 eine Sammlung von 1515 bis 1517 erschienener Briefe deutscher Humanisten, unter ihnen
 Ulrich von Hutten, die in satirischer Form die mittelalterliche Scholastik und deren Vertreter
 kritisierten.
Sektionen – Leichenöffnungen.
Ontologie – Lehre vom Sein, von dem, was wesentlich und unmittelbar zum Sein gehört.
Denkwürdigkeiten – Carl Gustav Carus' «Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten» waren
 1865/66 in zwei Bänden erstmals erschienen.
- 102 *Ritterich* – Friedrich Philipp Ritterich (1782-1866), Professor der Augenheilkunde in Leipzig.
Gräfe – Albrecht von Gräfe (1828-1870), Professor für Augenheilkunde an der Universität
 Berlin, führte als erster den Helmholtz'schen Augenspiegel in die ärztliche Praxis ein.
Bock – Karl Ernst Bock (1809-1874), Mediziner, seit 1839 Professor für pathologische Ana-
 tomie in Leipzig, verfasste viele populäre Schriften über Gesundheitspflege, Mitarbeiter der
 «Gartenlaube».
anchylosiertes Kniegelenk – versteiftes Kniegelenk.
des Vaters – Friedrich Arnold Brockhaus (1772-1823), Verleger und Buchhändler, zunächst
 in Amsterdam, 1810 in Altenburg, 1817 in Leipzig, Begründer des Brockhaus-Lexikons.
- 103 *Holtei* – Karl von Holtei (1798-1880), Schriftsteller, Schauspieler und Theaterdirektor.
König von Bayern – Ludwig I. (1786-1868), von 1825 bis 1848 König von Bayern.
Murray – John Murray (1778-1843), bedeutendster englischer Verleger seiner Zeit, sein Sohn:
 John Murray d. J. (1808-1892).
- 104 *Paganini* – Niccolò Paganini (1782-1840), italienischer Geigenvirtuose und Komponist, fei-
 erte auf seinen Konzertreisen grosse Triumphe.
- 105 *Pir.* – Taler: Der preussische Taler hatte im 19. Jahrhundert den Wert von 3 Mark.
- 109 *Wagner* – Richard Wagner (1813-1883), wurde in Leipzig geboren, besuchte seit 1828 die
 Nikolai-, später die Thomasschule, studierte 1831/32 Musik.
Schwager Brockhaus – Friedrich Brockhaus.
Lssbell – Johann Wilhelm Löbell (1786-1863), Historiker, seit 1831 Geschichtspräsident in
 Bonn.

- Beckersche Weltgeschichte* – Die erste Auflage der von Karl Friedrich Becker (1773 bis 1806) herausgegebenen «Weltgeschichte für Kinder und Kindeslehrer» (9 Bände) erschien in Halle 1801 bis 1805.
- Marathon* – In der Schlacht von Marathon 490 v. u. Z. schlugen die Athener die Perser.
- Salamis* – In der Seeschlacht von Salamis 480 v. u. Z. wurde die Flotte des Perserkönigs Xerxes von den Griechen vernichtet.
- Thermopylen* – Dreihundert Spartaner verteidigten 480 v. u. Z. aufopferungsvoll den Thermopylenpass gegen die Perser.
- Kanon* – Massstab, Richtlinie.
- 110 *König von Frankreich* – Karl X. (1757-1836), seit 1824 französischer König, durch die Julirevolution 1830 gestürzt.
- Lafayette* – Marie-Joseph de Motier Marquis de Lafayette (1757-1834), französischer General und konstitutionell-monarchistischer Politiker, war 1791 und 1830 Oberbefehlshaber der französischen Nationalgarde.
- Tuileries* – Königsschloss in Paris.
- ein neuer König* – Louis Philippe (1773-1850), von 1830 bis 1848 König von Frankreich.
- König Friedrich* – Friedrich August II. (1797-1854), seit 1830 Mitregent, seit 1836 König von Sachsen.
- kommentmässig* – in studentischen Vereinigungen üblich.
- 111 *«Gaudeamus igitur»* – «Freuen wir uns also», Anfang eines alten Studentenliedes.
- Krug* – Wilhelm Traugott Krug (1770-1842), Professor der Philosophie, zuerst in Königsberg, seit 1809 in Leipzig, Teilnehmer am antinapoleonischen Befreiungskampf, mehrfach Rektor der Leipziger Universität.
- 113 *Exzedenten* – Ausschweifende *antizipieren* – vorwegnehmen.
- 114 *Saturnalien* – Hier: Orgien.
- 115 *Subsenior* – Stellvertretender Vorsitzender.
- 116 *Sporteln* – Gebühren.
- Laube* – Heinrich Laube (1806-1884), Schriftsteller, studierte Theologie und Literatur, war Burschenschafter, danach Hauslehrer und Journalist, leitete 1833/34 und 1842/44 die «Zeitung für die elegante Welt» in Leipzig, wegen oppositioneller Haltung 1834 aus Sachsen ausgewiesen und in Preussen zu eineinhalbjähriger Festungshaft verurteilt, distanzierte sich später vom «Jungen Deutschland», 1848/49 liberaler Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, seit 1849 Theaterdirektor in Wien und Leipzig.
- Spazier* – Karl Spazier (1761-1805), Schriftsteller und Journalist.
- Hell* – Theodor Hell, Pseudonym von Karl Gottfried Theodor Winkler (1775 bis 1856), Schriftsteller, von 1817 bis 1843 Redakteur der «Abendzeitung».
- 117 *van der Velde* – Karl Franz van der Velde (gest. 1824), Romanschriftsteller.
- Tromlitz* – A. von Tromlitz, eigtl. Karl August Freiherr von Witzleben (1773-1839), preussischer Offizier und Schriftsteller.
- Kuranda* – Ignaz Kuranda (1812-1884), österreichischer Journalist und Politiker, 1842 Begründer der Zeitschrift «Die Grenzboten».
- Hartmann* – Moritz Hartmann (1821-1884), Lyriker, demokratischer Schriftsteller und Journalist.

- Campe* – Julius Campe (1792-1867), Verlagsbuchhändler in Hamburg, Inhaber des Verlags Hoffmann & Campe, Herausgeber der Werke von Heinrich Heine.
- Spazier* – Richard Otto Spazier (1803-1854), Schriftsteller und Journalist, Neffe und Biograph Jean Pauls. Sein Polen-Buch hiess: «Geschichte des Auf Standes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831», 3 Bände, Altenburg 1832.
- 118 *Reclam* – Anton Philipp Reclam (1807-1896), Verlagsbuchhändler in Leipzig, Begründer von Reclams Universal-Bibliothek, verlegte im Vormärz viele oppositionelle Schriften und Zeitungen.
- Simonisten* – Die Saint-Simonisten, eine nach dem Begründer Claude-Henri de Saint-Simon (1760-1825) benannte Schule des utopischen Sozialismus.
- 119 *J'aviseraï* – (franz.) Ich werde sehen.
- Prometheus* – Nach der griechischen Sage Schöpfer des Menschen aus Lehm. Da Prometheus das Feuer vom Himmel stahl und es den Menschen brachte, wurde er an den Kaukasus geschmiedet, wo ihm ein Adler am Tage die nachts ständig nachwachsende Leber abfrass.
- Byron* – George Gordon Noel Byron (1788-1824), englischer Dichter, Vertreter der revolutionären Romantik.
- 122 *zu einem jungen Professor* – Sein Name war Hänel.
- 124 *Heinse* – Johann Jakob Wilhelm Heinse (1746-1803), Schriftsteller der Sturm- und-Drang-Zeit; sein «Ardinghello» war der erste deutsche Künstlerroman.
- Wienburg* – Ludwig Wienburg (1802-1872), theoretischer Wortführer des «Jungen Deutschland».
- Tzschoppe* – Gustav Adolf Tzschoppe (1794-1842), preussischer Oberregierungsrat und Zensor.
- 125 *Stolle* – Ferdinand Stolle (1806-1872), Schriftsteller und Journalist, studierte Rechtswissenschaften in Leipzig, lebte seit 1833 in Grimma, seit 1855 in Dresden, redigierte von 1844 bis 1863 das humoristisch-politische Volksblatt «Der Dorf barbier», Mitarbeiter der «Gartenlaube», schrieb historische und humoristische Romane, Erzählungen und Novellen.
- Alma mater* – (lat.) Nährmutter, Universität.
- ein Schriftchen* – Gemeint kann sein: C. C. C. Gretschel, «Die Universität Leipzig in der Vergangenheit und Gegenwart», Dresden 1830.
- 126 *Hermann* – Johann Gottfried Hermann (1772-1848), berühmter Gräzist.
- Pölitz* – Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1772-1838), Historiker und Staatswissenschaftler an der Universität Leipzig.
- Metrik* – Verslehre.
- 127 *Lieblosigkeit bei Polens Untergänge* – Krug hatte 1831 zwei Broschüren mit antirevolutionärer Tendenz über die polnische Frage veröffentlicht. Die zweite Schrift trug den Titel: «Für Polenfreunde und Polenfeinde. Letztes Wort über die polnische Sache», Leipzig 1831.
- Miguel* – Dom Miguel (1802-1866), portugiesischer Prinz; sein Staatsstreichversuch führte zum portugiesischen Bürgerkrieg von 1828 bis 1834, der mit der Niederlage seiner Anhänger endete.
- Erdmann* – Otto Linné Erdmann (1824-1869), bedeutender Chemiker, Professor an der Universität Leipzig.
- Linäus* – (lat.) linnen, aus Flachs; gemeint ist wahrscheinlich: sich durch Festigkeit auszeichnend.

- 128 *tachygraphische* – schnellschreiberische.
Famuli – (lat.) Helfer, Assistenten der Hochschuldozenten.
Kamerale – Staatswissenschaften.
studiosi juris utriusque – (lat.) Studenten beider Rechte, d.h. des weltlichen und des kirchlichen.
- Participa Fut. Pass.* – (lat.) passives Zukunftspartizip, d.h. die Versicherung, dass die Vorlesung gehalten werden werde.
- 129 *kanonisiert* – heiliggesprochen.
malitiöse – boshafte.
Kombattanten – Kämpfer.
Suite kontrahiert – Duell vereinbart.
- 130 *Frankfurter Bundesbeschlüsse* – Sie waren als Antwort der Reaktion auf das Hambacher Fest in der Zeit vom 26. Juni bis 5. Juli 1832 beschlossen worden und enthielten u.a. die Verschärfung der Zensur, das Verbot aller politischen Vereine, Volksversammlungen und öffentlichen Reden sowie die Vereinbarung gegenseitiger militärischer Hilfe der Fürsten bei der Niederschlagung oppositioneller Bewegungen. *soleenne* – feierlich, festlich.
Hasse – Karl Ewald Hasse (1810-1902), Medizinprofessor, geboren in Dresden, studierte von 1829 bis 1833 in Leipzig, wo er 1839 Professor für pathologische Anatomie wurde, ging 1844 nach Zürich, 1852 nach Heidelberg berufen, wirkte von 1856 bis 1877 in Göttingen, Lehrer Robert Kochs.
Aufstand in Warschau – Die Novembererhebung 1830 der polnischen Patrioten gegen den russischen Zarismus.
Rotteck – Karl Wenzeslaus von Rotteck (1775-1840), liberaler Historiker und Führer der bürgerlichen Opposition in Baden.
Frankfurter Attentat – Am 3. April 1833 hatten revolutionäre Demokraten, unter ihnen eine Anzahl Studenten, die Frankfurter Hauptwache gestürmt. Der Putsch war rasch niedergeschlagen worden.
- 131 *die Stellung meines Vaters* – Friedrich Christian August Hasse (1773-1848), Professor für historische Hilfswissenschaften in Leipzig.
Frau Krug – Wilhelmine Charlotte Krug, geb. von Zenge (1780-1852), war 1800 bis 1802 mit Heinrich von Kleist inoffiziell verlobt, heiratete 1804 Krug.
Oeser – Adam Friedrich Oeser (1717-1799), Maler, Radierer und Bildhauer, seit 1764 Direktor der Leipziger Zeichenakademie.
- 132 *Brandes* – Heinrich Wilhelm Brandes (1777-1834), Professor für Physik und Mathematik in Leipzig.
Familie Schönkopf – Goethes Leipziger Freundin war Anna Katharina (Käthchen) Schönkopf (1746-1810), seit 1770 verheiratet mit dem späteren Leipziger Ratsherrn und Bürgermeister Christian Kanne.
Breitkopfs – Buchhändlerfamilie, die 1719 den Grundstein für die Musikalienfirma Breitkopf (später Breitkopf & Härtel) legte. Ihr bedeutendster Vertreter war Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (1719-1794), in dessen Haus Goethe verkehrte.
Wachsmuth – Wilhelm Wachsmuth (1787-1866), Geschichtsprofessor an der Universität Leipzig.
dem... ausgezeichneten Sohne – Rudolf Wachsmuth (1828-1890), Bankier in Leipzig, Direktor der Allgemeinen Kredit-Anstalt.

- Schietter* – Heinrich Schietter (1793-1853), Kaufmann, langjähriger Vorsitzender des Kunstvereins in Leipzig.
- Speck-Sternburg* – Maximilian Freiherr von Speck-Sternburg (1776-1856), Besitzer des Rittergutes Lützschena bei Leipzig.
- 133 *Graff* – Anton Graff (1736-1813), Bildnismaler und Radierer, seit 1766 Professor an der Akademie in Dresden.
- Universitätsproklamator* – Universitätsbeamter für die Bücherauktion.
- Tauchnitz* – Karl Christoph Traugott Tauchnitz (1761-1834), Buchdrucker und Verlagsbuchhändler in Leipzig, erwarb sich Verdienste um die Ausgabe griechischer und römischer Klassiker.
- Stereotypie* – Verfahren zur Herstellung starrer Bleiplatten vom Schriftsatz.
- Sein Sohn* – Karl Christian Philipp Tauchnitz (1798-1884), stiftete der Stadt Leipzig 4,5 Millionen Mark für wohltätige Zwecke.
- sein Neffe* – Christian Bernhard Tauchnitz (1816-1895), der von ihm 1837 in Leipzig begründete Verlag Tauchnitz A. G. gab seit 1841 die «Tauchnitz Edition», die «Collection of British and American Authors», heraus.
- Teubner* – Gotthelf Benedictus Teubner (1784-1856), Gründer der Druckerei und des Verlags G. B. Teubner.
- Selbmademan* – Ein durch eigene Kraft Emporgekommener.
- «*Deutsche Blätter*» – Eine unperiodisch von 1813 bis 1816 erscheinende Zeitung.
- «*Die Zeitgenossen*» – Brockhaus' Zeitschrift «Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken» erschien von 1816 bis 1841 in insgesamt 18 Bänden.
- Biographie seines Grossvaters* – «Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und anderen Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus», 3 Teile, Leipzig 1872-1881.
- 134 *Friedrichs Frau* – Luise Brockhaus, geb. Wagner (1805-1871).
- 135 «*fübilatemesse*» – Die drei Wochen nach Ostern beginnende Messe.
- Jörg – Johann Christian Gottfried Jörg (1779-1856), Arzt, Geburtshelfer, Orthopäde, seit 1810 Professor für Geburtshilfe in Leipzig, Verfasser medizinischer Handbücher.
- 136 *Kreutzer* – Konradin Kreutzer (1780-1849), Komponist und Kapellmeister.
- Löwe* – Johann Karl Gottfried Löwe (1796-1869), Liederkomponist.
- Ziegenhainer* – Nach dem Dorf Ziegenhain bei Jena benannter derber Stock.
- Astrallampe* – Öllampe, eine der Neuheiten, wie sie auf der Leipziger Messe verkauft wurden.
- 137 *Schumann* – Robert Schumann (1810-1856), wurde in Zwickau geboren, studierte 1828/29 in Leipzig Jura, seit 1831 Musik, gab von 1834 bis 1844 die «Neue Zeitschrift für Musik» in Leipzig heraus, 1843 Lehrer am neugegründeten Konservatorium. Um ihn und seine Zeitschrift sammelte sich im Davidsbund ein Kreis, der gegen alles Engstirnige und Philiströse in der Musik kämpfte.
- seine Mutter* – Johanne Christiane Schumann, geb. Schnabel (1767-1836).
- Wieck* – Johann Gottlob Friedrich Wieck (1785-1873), bedeutender Klavierpädagoge und Pianofortefabrikant, Schwiegervater Schumanns.
- Hofmeister* – Friedrich Hofmeister (1782-1864), Musik- und Buchverleger, Inhaber eines musikalischen Leihinstituts.
- Ortlepp* – Franz Ortlepp (1800-1864), Romanschriftsteller.
- mich neunfingrigen* – Schumann hatte sich eine Lähmung des Mittelfingers der rechten Hand zugezogen.

- Lühe* – Willibald von der Lühe (1801-1866), Offizier und Schriftsteller, gab ein Damen-Konversationslexikon heraus.
- Wendt* – Johann Amadeus Wendt (1783-1836), Philosoph und Musikschriftsteller, seit 1810 Professor in Leipzig, 1824 in Göttingen.
- Lyser* – Johann Peter Lyser (1803-1870), Maler und Schriftsteller.
- Reissiger* – Karl Gottlieb Reissiger (1798-1859), seit 1826 Operndirektor in Dresden, 1856 Direktor des Dresdener Konservatoriums.
- Krügen* – Karl Krügen (1797-1842), Komponist.
- Otto* – Ernst Franz Otto (1809-1842), Studienfreund Schumanns, Komponist, lebte seit 1833 in England, später in der Schweiz.
- 138 *ein Hermann* – Gemeint ist wahrscheinlich der germanische Kriegsgott Herimannus (Hermann), der ebenso kämpferisch wie Lessing «in das Gesindel führe».
- Peter Schoppe* – Figur aus Jean Pauls Roman «Titan».
- 139 *Zuccalmaglio* – Anton Wilhelm Florentin von Zuccalmaglio (1805-1869), Musikschriftsteller.
- 140 *Der alte Papa* – Gemeint ist Friedrich Wieck, Schumanns Schwiegervater.
- 141 *Klara* – Clara Wieck (1819-1896), berühmte Pianistin, seit 1840 Schumanns Frau. *die Kaiserin* – Maria Anna, die Frau Ferdinands I. von Österreich.
- Friese* – Robert Friese (1805-1848), Leipziger Buchhändler, Freund und Verlagsteilhaber Robert Blums.
- 142 *Therese* – Therese Schumann, geb. Semmel (1805-1887), Schumanns Schwägerin.
- Dorn* – Heinrich Ludwig Egemont Dorn (1804-1892), Dirigent, Musikschriftsteller und Komponist.
- 143 *Relstab* – Ludwig Relstab (1799-1860), Schriftsteller und Kritiker in Berlin.
- Baltzer* – Eduard Baltzer (1814-1887), Theologe und demokratischer Politiker, Sohn eines Pfarrers, besuchte die Fürstenschule in Schulpforta, seit 1834 Studium in Leipzig und Halle, danach Hauslehrer, 1846 vom Konsistorium nicht bestätigter Pfarrer in Nordhausen, Mitbegründer der oppositionellen freireligiösen Bewegung, 1848 kleinbürgerlicher Demokrat, Mitglied des Vorparlaments und der Preussischen Nationalversammlung, später Propagandist des Vegetariertums.
- Schicksalskatze* – In Schulpforta hatte Baltzer bei einem Wurf mit einem Bücherbündel nach einer Katze versehentlich seinen Mathematikprofessor getroffen, der ihn seitdem schikanierte.
- Heue und Steinbard* – Lehrer in Schulpforta.
- Drobisch* – Moritz Wilhelm Drobisch (1802-1896), Mathematikprofessor in Leipzig.
- Moebius* – August Friedrich Moebius (1790-1868), Mathematiker und Astronom, Professor an der Leipziger Universität.
- 144 *Hartenstein* – Gustav Hartenstein (1808-1890), seit 1834 Philosophieprofessor in Leipzig.
- Flathe* – Theodor Flathe (1827-1900), Historiker, seit 1866 Professor an der Fürstenschule in Meissen.
- Renkontre* – Zusammenstoß.
- Gambrinus* – Angeblicher Erfinder des Bierbrauens.
- 145 *Tischendorf* – Lobegott Friedrich Konstantin Tischendorf (1815-1874), Theologieprofessor.
- Exegese* – Bibelauslegung.
- 146 *Dräseke* – Johann Heinrich Bernhard Dräseke (1774-1849), protestantischer

- Kanzelredner, unterstützte 1813 bis 1818 die patriotische Bewegung, seit 1832 Bischof und Direktor des Konsistoriums der Provinz Sachsen in Magdeburg.
- Strauss* – David Friedrich Strauss (1808-1874), protestantischer Theologe und Schriftsteller, Junghegelianer, erklärte in seinem Werk «Das Leben Jesu kritisch betrachtet», dass die Evangelien Mythen seien.
- Koberstein* – Karl August Koberstein (1797-1870), Literaturhistoriker, seit 1824 Professor an der Landesschule Pforta.
- «*Oberon*» – «Oberon, König der Elfen», Oper nach Wielands gleichnamigem Versmärchen von F. S. Seyler, Musik von Pavel Vranický.
- Bouterwek* – Friedrich Bouterwek (1766-1828), philosophischer und literarhistorischer Schriftsteller, seit 1797 Professor der Philosophie in Göttingen.
- 147 *Schroeder-Devrient* – Wilhelmine Schröder-Devrient (1804-1860), berühmte Sängerin und Schauspielerin.
- vakant* – unbesetzt, hier: ohne Geistlichen.
- 148 *Meissnerscher Gulden* – Ein Gulden zu 21 Groschen.
- sans gêne* – (franz.) ungeniert, ungezwungen.
- horribile dictu* – (lat.) entsetzlich zu sagen.
- Kasus* – Vorkommnis.
- 149 *Preussen haben das Land gestohlen* – Nach den Bestimmungen des Wiener Kongresses 1815 musste das Königreich Sachsen fast die Hälfte seines Territoriums an Preussen abtreten.
- List* – Friedrich List (1789-1846), bedeutender Nationalökonom, zunächst Amtsschreiber, 1817 Professor für Staatswissenschaften an der Universität Tübingen, trat für nationale Einigung und deutsche Zolleinheit ein, wurde verfolgt und verhaftet, emigrierte nach der Schweiz und von 1825 bis 1832 nach den USA, war erfolgreicher Bergwerks- und Eisenbahnunternehmer, wurde danach amerikanischer Konsul in Leipzig, energischer Förderer der Leipzig-Dresdner-Eisenbahngesellschaft; Theoretiker des Schutzzollgedankens.
- 150 *fixer Gehalt* – festes Gehalt.
- Interessen* – Aktien.
- Gemeinheiten* – Hier: Gemeinwesen, Stadtverwaltungen.
- 152 *observanzmässige* – vorschriftsmässige
- 153 *Seyfferth* – Wilhelm Seyfferth (1807-1881), Bankier, Mitbegründer der Leipzig-Dresdner-Eisenbahngesellschaft.
- Dufour-Feronce* – Albert Dufour-Feronce (1798-1862), Kaufmann und Wirtschaftspolitiker in Leipzig, Mitinitiator der Leipzig-Dresdner-Eisenbahngesellschaft, Vorsitzender der deutschen Interessengruppe für den Bau des Suezkanals.
- 154 *Benefiz* – Sondervergünstigung.
- deduzieren* – ableiten.
- 156 *Kreierung* – Schaffung.
- Harkort* – Gustav Harkort (1795-1865), Grosskaufmann und Bankier in Leipzig, seit 1835 Direktor der Leipzig-Dresdner-Eisenbahngesellschaft, 1853 Begründer der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt.
- Lampe* – Carl Lampe (gest. 1889), Kaufmann und Ratsherr in Leipzig.
- 157 *Mendelssohn Bartholdy* – Felix Mendelssohn Bartholdy (1809-1847), seit 1835 Dirigent des Gewandhausorchesters, regte die Gründung des Konservatoriums in Leipzig an.

- Fanny* – Fanny Hensel, geb. Mendelssohn Bartholdy (1805-1847), Schwester Mendelssohns, verheiratet mit dem Maler Wilhelm Hensel.
- 158 *Vater* – Abraham Mendelssohn Bartholdy (1776-1835), Bankier in Berlin.
les honneurs... – (franz.) die Ehren der Tugend mit den Freuden des Lasters.
Paul – Paul Mendelssohn Bartholdy (1813-1874), Bankier in Berlin, Bruder Mendelssohn Bartholdys.
- 159 *Moscheies* – Ignaz Moscheies (1794-1870), Pianist und Komponist.
«*Meeresstille*» – Die Konzertouvertüre «Meeresstille und glückliche Fahrt».
Spohr – Louis Spohr (1784-1859), Komponist, seit 1822 Hofkapellmeister in Kassel. *Zelter* – Karl Friedrich Zelter (1758-1832), Maurermeister und Komponist, seit 1800 Leiter der Berliner Singakademie, Freund Goethes.
- 160 *die beiden musikalischen Zeitungen* – Die «Allgemeine musikalische Zeitung» und Schumanns «Neue Zeitschrift für Musik».
«*Hebriden*» – Die Konzertouvertüre «Die Hebriden».
Agitationen – Aufregungen.
Mutter – Lea-Lilly Mendelssohn Bartholdy, geb. Salomon (1777-1842).
Friesen – Richard Freiherr von Friesen (1808-1884), sächsischer Staatsminister, studierte seit 1829 in Göttingen und Leipzig, 1835 Beamter der Leipziger Kreisdirektion, von 1849 bis 1852 Innenminister, seit 1858 Finanzminister und zugleich seit 1867 Aussenminister, von 1871 bis 1876 Ministerpräsident Sachsens.
- 162 *Bundesbeschlüsse* – Gemeint sind die Bundesbeschlüsse von 1832 und 1834, durch die u.a. die oppositionelle Presse ausgeschaltet wurde.
- 164 *Bennett* – William Sterndale Bennett (1816-1875), englischer Komponist, lebte 1836/37 in Leipzig.
«*Hommage à Haendel*» – (franz.) Huldigung für Händel.
seine Braut – Cecile Jeanrenaud (1817-1853), seit 1837 mit Mendelssohn Bartholdy verheiratet.
Avenarius – Eduard Avenarius, deutscher Buchhändler in Paris und später in Leipzig, war mit Richard Wagners Schwester Cäcilie verheiratet.
- 165 *Fritz* – Sein Bruder Friedrich Brockhaus.
Prinz Johann – Johann von Sachsen (1801-1873), seit 1854 sächsischer König.
- 167 *Vieweg* – Hans Friedrich Vieweg (1761-1835), Verlagsbuchhändler in Braunschweig, gab Werke von Goethe, Herder, Wilhelm von Humboldt und den Gebrüdern Schlegel heraus.
Pecht – Friedrich Pecht (1814-1903), Maler und Schriftsteller, stammte aus Konstanz, ging 1833 nach München, um sich als Zeichner auszubilden, nach Aufenthalt in Dresden und Leipzig von 1839 bis 1841 Schüler des französischen Malers Paul Delaroche in Paris, danach unstetes Wanderleben, bis er sich 1854 in München niederliess.
König Ernst August – (1771-1851), Herzog von Cumberland, seit 1837 König von Hannover, hob bei seiner Thronbesteigung die Verfassung von 1833 auf und trieb die gegen diesen absolutistischen Willkürakt protestierenden sieben Göttinger Professoren ausser Landes.
Dahlmann – Friedrich Christoph Dahlmann (1785-1860), Professor für Geschichts- und Staatswissenschaften, gemässigt liberaler Politiker und Verfassungstheoretiker, Initiator der Aktion der Göttinger Sieben.
Hauderer – Mietkutsche.

- sieben Göttinger Professoren* – Ausser Dahlmann gehörten zu ihnen: Wilhelm Eduard Albrecht, Jacob und Wilhelm Grimm, Georg Gottfried Gervinus, Georg Heinrich August Ewald und Wilhelm Eduard Weber.
- 168 *Vakanz* – Freiwerden einer Stelle.
Residenz an der Elbe – Dresden.
- 169 *Düsseldorfer Raffael* – Anspielung auf die an der Düsseldorfer Kunstakademie gepflegte Richtung der Historien- und realistischen Landschaftsmalerei.
Crusius – Heinrich Wilhelm Leberecht Crusius (1790-1858), Jurist und Rittergutsbesitzer, Direktor der ökonomischen Sozietät in Leipzig.
Schwind – Moritz von Schwind (1804-1871), romantischer Maler und Zeichner, schuf bedeutende Wandmalereien.
Hauptmäcen – Hauptkunstgönner.
- 170 *Härtel* – Hermann Härtel (1803-1875), Advokat und Stadtrat von Leipzig, Mitinhaber der Firma Breitkopf & Härtel.
Preller – Friedrich Preller d. Ä. (1804-1878), Landschaftsmaler, Professor und Hofmaler in Weimar.
Genelli – Bonaventura Genelli (1798-1868), deutscher Maler und Zeichner italienischer Herkunft, schuf vorwiegend mythologische Gemälde.
Hormayr – Joseph Freiherr von Hormayr (1782-1848), österreichischer Historiker, Gegner Metternichs, seit 1828 Diplomat in bayrischen Diensten.
- 172 *trefflichen Sohn* – Otto Koch, von 1849 bis 1876 Bürger- bzw. Oberbürgermeister von Leipzig.
- 173 *Menzelsches Literaturblatt* – Wolfgang Menzel (1798-1873) leitete das in Stuttgart erscheinende Cotta'sche Literaturblatt, ein Beiblatt der Augsburger «Allgemeinen Zeitung».
- 175 *Ereignisse in Hannover* – Anspielung auf den Verfassungsbruch, der zur Ausweisung der Göttinger Professoren führte.
- 176 *Chorley* – Henry Fothergill Chorley (1808-1872), englischer Musikkritiker und -schriftsteller, Schüler Mendelssohns.
Pott – August Pott (1806-1883), Violinvirtuose, seit 1832 Konzertmeister in Oldenburg.
Thalberg – Sigismund Thalberg (1812-1871), österreichischer Pianist, galt als stärkster Rivale Liszts.
- 178 *perorieren* – hochtrabend reden.
soirée – (franz.) Abendveranstaltung.
Bischof – Kaltes Getränk aus Rotwein, Apfelsinenschalen und Zucker.
Hiller – Ferdinand Hiller (1811-1885), Komponist und Dirigent, dirigierte 1843/44 die Gewandhauskonzerte in Leipzig.
- 179 *Palkenstein* – Johann Paul von Falkenstein (1801-1882), sächsischer Politiker, 1839 bis 1844 Kreisdirektor in Leipzig, von 1844 bis 1848 Innenminister, seit 1853 Kultusminister und von 1866 bis 1871 Ministerpräsident.
des Königs Majestät – Friedrich August II.
Blümner – Heinrich Blümner (1765-1839), Jurist und Grossgrundbesitzer, Ratsherr in Leipzig.
- 185 *Blum* – Robert Blum (1807-1848), demokratischer Politiker, in Köln geboren, Sohn eines armen Fassbinders, kam 1832 nach Leipzig, wurde Theatersekretär und Kassierer, im Vormärz Begründer und Führer der demokratischen Oppositionsbewegung in Sachsen, 1848 Führer

- der Linken in der Frankfurter Paulskirche, wegen seiner Teilnahme am Oktoberaufstand in Wien standrechtlich erschossen.
- Gutenbergfest* – Fest zu Ehren des 400. Jahrestages der Erfindung der Buchdruckerkunst vom 24. bis 26. Juni 1840.
- 186 *Itzstein* – Johann Adam von Itzstein (1775-1859), Führer der liberalen Vormärzopposition in Baden, Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung. *Beck* – Karl Isidor Beck (1817-1879), österreichischer Lyriker.
- Günther* – Johann Georg Günther (1808-1872), Publizist und radikaler Republikaner, 1848/49 Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung.
- Hitzigsche Annalen* – Seit 1828 erschienene «Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege».
- 188 *Ringelhardt* – Friedrich Sebald Ringelhardt (1785-1855), Schauspieler und Regisseur, von 1832 bis 1845 Theaterdirektor in Leipzig, danach in Riga.
- moderierte* – mässigte.
- Burckhardt* – Carl Eduard Burckhardt (1809-1870), Schriftsteller, Privatdozent an der Universität Leipzig.
- 189 *Wigand* – Otto Wigand (1795-1870), Verlagsbuchhändler, lebte von 1827 bis 1833 in Pest, danach in Leipzig, Herausgeber politischer Literatur der deutschen und ungarischen antifeudalen Opposition, verlegte Schriften des «Jungen Deutschland» und der Junghegelianer, in seinem Verlag erschienen die Werke Ludwig Feuerbachs und Friedrich Engels' «Die Lage der arbeitenden Klassen in England» (1845), 1848 demokratischer Landtagsabgeordneter in Sachsen.
- Jacoby* – Johann Jacoby (1805-1877), Arzt in Königsberg, im Vormärz Führer der antifeudalen Opposition in Ostpreussen, wegen seiner Schrift «Vier Fragen» des Hochverrats beschuldigt, jedoch freigesprochen, 1848/49 Mitglied des Frankfurter und Berliner Parlaments als Vertreter der demokratischen Linken, wurde 1872 Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.
- «*Vier Prägen*» – Jacobys Schrift, «Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreussen», Mannheim 1841.
- Bülau* – Friedrich von Bülau (1805-1859), Zeitungsredakteur, Professor der Staatswissenschaften in Leipzig, seit 1837 Zensor für die periodische Presse.
- Imprimatur* – Druckerlaubnis.
- Lindenau* – Bernhard August von Lindenau (1779-1854), liberalkonservativer Politiker, von 1831 bis 1843 Regierungschef Sachsens und Innenminister.
- 190 *den freien Rhein* – Anspielung auf die Rheinkrise 1840, in der französische Politiker den Rhein als Grenze Frankreichs forderten und in Deutschland eine patriotische Abwehrbewegung entstand.
- Prutz* – Robert Prutz (1816-1872), demokratischer Schriftsteller und Historiker. *Duncker* – Max Duncker (1811-1886), liberaler Politiker und Historiker, wirkte seit 1839 an der Universität Halle.
- Pott* – August Friedrich Pott (1802-1887), Sprachforscher.
- Krukenberg* – Peter Krukenberg (1788-1865), Medizinprofessor in Halle.
- Rochow* – Gustav Adolf Rochus von Rochow (1792-1842), preussischer Innenminister seit 1834, von ihm stammt der Ausspruch vom «beschränkten Untertanenverstand».
- Ihren König* – Friedrich Wilhelm IV.
- 191 *desavouiert* – abgeleugnet.

- Hoff* – Heinrich Hoff (1810-1852), radikaler Verleger und Publizist, Herausgeber der demokratischen «Mannheimer Zeitung».
- 192 «*Haitische Jahrbücher*» – Die «Hallischen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst» waren das von 1838 bis 1841 bei Otto Wigand in Leipzig erscheinende Organ der Junghegelianer, das Arnold Rüge herausgab. Es wurde nach seinem Verbot in Preussen unter dem Titel «Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst» fortgeführt. *Weicker* – Karl Theodor Weicker (1780-1869), badischer liberaler Politiker und Staatsrechtslehrer, einer der Führer des vormärzlichen süddeutschen Liberalismus.
- 193 *neue Schrift* – «Meine Rechtfertigung wider die gegen mich erhobene Anschuldigung des Hochverrats, der Majestätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze», Zürich und Winterthur 1842.
- Nies* – Buchdrucker in Leipzig.
- pure* – unverfälscht, d.h. ohne die Möglichkeit, die Haft durch eine Geldbusse abzulösen.
- Fröbel* – Julius Fröbel (1805-1893), Politiker und Schriftsteller. In dem von ihm 1841 begründeten «Literarischen Comptoir» in Zürich, einer Verlagsbuchhandlung, erschienen viele oppositionelle Schriften, die in Deutschland nicht gedruckt werden durften.
- 194 *Fontane* – Theodor Fontane (1819-1898), arbeitete 1841/42 als Apothekergehilfe in Leipzig.
- 195 *euphemistischer* – beschönigender.
- 196 *Anti-Makassars* – Kleine Decken auf Polstermöbeln zum Schutz gegen Beschmutzung durch Haaröl.
- Refektorium* – Speisesaal eines Klosters.
- 197 *Soupçon* – (franz.) Argwohn.
- Ranküne* – heimliche Feindschaft.
- Mikado* – Titel des Kaisers von Japan.
- Faikun* – Bis zur Reform von 1868 tatsächlicher politischer Machthaber in Japan.
- 198 *dritthalb* – zweieinhalb.
- 199 *Kaiser Nikolaus* – Nikolaus I. (1796-1855), seit 1825 russischer Zar, Schwager des preussischen Königs Friedrich Wilhelm IV., galt als der Gendarm Europas.
- Delirium tremens* – (lat.) Säuferwahnsinn.
- 200 *Moore* – Thomas Moore (1779-1852), englisch-irischer romantischer Dichter, aus seinem Werk «Laila Rookh» (1817) komponierte Robert Schumann 1843 das weltliche Oratorium «Das Paradies und die Peri».
- Radix Valerianae* – (lat.) Baldrianwurzel.
- Flores Chamomillae* – (lat.) Kamillenblüte.
- 201 «*Vaterlandsblätter*» – Die «Sächsischen Vaterlandsblätter» waren eine von 1840 bis 1846 zunächst in Dresden, seit 1841 in Leipzig unter massgeblicher Mitwirkung Robert Blums erscheinende oppositionelle Zeitung.
- Schulz* – Wilhelm Schulz (1797-1860), demokratischer Publizist, ursprünglich hessischer Offizier, wegen oppositioneller Tätigkeit zu fünfjähriger Festungshaft verurteilt, emigrierte 1834 in die Schweiz.
- 202 *Binder* – Robert Binder, Publizist und Buchhändler in Leipzig.
- Fein* – Georg Fein (1803-1869), kleinbürgerlicher Republikaner, Teilnehmer am Hambacher Fest (1832), begab sich ins Schweizer Exil, wo er die politische Bewegung des «Jungen Deutschland» leitete.

- Rauschenplatt* – Johann Ernst Herrmann Rauschenplatt (1807-1868), kleinbürgerlicher Demokrat mit putschistischen Neigungen, einer der militärischen Leiter des Frankfurter Wachenturms (1833), emigrierte nach Frankreich und die Schweiz, leistete später Hilfsdienste für die Reaktion.
- wegen des Erzbischofs von Köln* – Im Zusammenhang mit dem Kölner Kirchenstreit um die Mischehen wurde im November 1837 der Kölner Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering durch die preussischen Behörden verhaftet und amtsentsetzt.
- 203 *Heller* – Robert Heller (1814-1871), Journalist und Schriftsteller in Leipzig.
- 204 *Ballotage* – Abstimmung.
- 205 *Corvin* – Otto von Corvin-Wiersbitzki (1812-1886), Schriftsteller, Sohn einer Offiziersfamilie, trat 1835 aus der preussischen Armee aus, lebte seit 1840 als Publizist und Schriftsteller in Leipzig, Verfasser des berühmten «Pfaffenspiegel» (1845), nahm 1848/49 aktiv an der Revolution teil, wurde deshalb zum Tode, dann zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, später Journalist in den USA und mehreren Ländern Europas.
- inkurabel* – unheilbar.
- 207 *Jupiter Mammon* – Gott des Geldes.
Jupiter Pluvius – (lat.) Regengott.
- 210 *Gerstäcker* – Friedrich Gerstäcker (1816-1872), populärer Reiseschriftsteller, Verfasser spannend geschriebener Abenteuerromane.
Buen Retiro – (span.) Gute Heimkehr.
- 211 *Pückler* – Hermann Fürst von Pückler-Muskau (1785-1871), Grossgrundbesitzer in Muskau und Branitz, Reiseschriftsteller und Landschaftsgestalter, seine «Briefe eines Verstorbenen» erschienen in mehreren Bänden 1830 und 1832.
comme il faut – (franz.) wie es sein muss, musterhaft.
- 212 *Eristram Shandy* – Titelfigur von Lawrence Sternes Roman «The Life and Opinions of Tristram Shandy» (1759-1767).^e
- 213 *Marschall von Sachsen* – Moritz Graf von Sachsen (1696-1750), seit 1744 französischer Marschall, Sohn des sächsischen Kurfürsten und polnischen Königs August II., des Starken (1670-1733).
Halm – Friedrich Halm, eigtl. Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen (1806-1872), österreichischer Lyriker, Erzähler und Dramatiker.
Döring – Theodor Döring, eigtl. Häring (1803-1878), Charakterschauspieler, seit 1845 in Berlin.
Hoffmann von Fallersleben – August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874), Lyriker und Germanist, 1835 Professor für deutsche Sprache und Literatur in Breslau, 1843 nach Erscheinen seiner von freiheitlicher Gesinnung zeugenden «Unpolitischen Lieder» (1840/41) amtsenthoben, danach ruheloses Wanderleben, fand 1860 eine Anstellung als Bibliothekar.
- 214 *Béranger* – Jean-Pierre de Béranger (1780-1857), französischer Lyriker und Lieddichter, mobilisierte mit seinen politischen Chansons die öffentliche Meinung gegen die Reaktion.
- 215 *Kölner Dombau* – Aus politisch-restaurativen Gründen und klerikalen Neigungen förderte der preussische König Friedrich Wilhelm IV. den Weiterbau des Kölner Domes, der 1880 vollendet wurde.
Hermannsdenkmal – Im Teutoburger Wald bei Detmold 1875 eingeweihtes Denkmal für den Cheruskerfürsten Arminius.

- 216 *ihr Sieg* – Nach der Auflösung des oppositionellen badischen Landtags durch die Regierung hatten die Liberalen in den Wahlen vom März 1842 die absolute Mehrheit errungen.
Herwegh – Georg Herwegh (1817-1875), seine «Gedichte eines Lebendigen» (1841/43) erhielten begeisterte Zustimmung; unternahm 1842 eine triumphale Reise durch Deutschland, nach einer Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam erfolgte seine Ausweisung aus Preussen.
- 217 *Grün* – Anastasius Grün, eigtl. Anton Alexander Graf von Auersperg (1806-1876), österreichischer Lyriker.
Lenau – Nikolaus Lenau, eigtl. Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau (1802-1850), bedeutendster demokratisch-revolutionärer Lyriker Österreichs.
- 218 «*Rheinische Zeitung*» – Die «Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe» erschien 1842/43 als Kampforgan der bürgerlichen Opposition in Köln, seit Oktober 1842 von Karl Marx geleitet.
Apostat – Abtrünniger.
Lion – (engl.) Löwe, hier: Salonheld.
Elssler – Fanny Elssler (1810-1884), Ballettänzerin, wirkte vorwiegend in Wien und Berlin.
Mendelssohn – Moses Mendelssohn (1729-1786), Philosoph und Schriftsteller der Aufklärung, Grossvater von Felix Mendelssohn Bartholdy.
Berlioz – Hector Berlioz (1803-1869), im 19. Jahrhundert grösster französischer Komponist.
Heller – Stephen Heller (1813-1888), ungarischer Pianist und Komponist.
- 220 *Chélar* – Hippolite-André-Jean-Baptiste Chélar (1789-1861), französischer Komponist, seit 1828 Hofkapellmeister in München, seit 1836 in Weimar.
- 221 *Verve* – Schwung.
- 222 *Thermen von Caracalla* – Vom römischen Kaiser Caracalla (188-217) errichtete Bäder in Rom.
- 223 *Fidus Achates* – Treuer Freund; Achates war der Gefährte des Äneas auf der Flucht von Troja.
David – Ferdinand David (1810-1873), Violinist und Komponist, seit 1835 Konzertmeister beim Leipziger Gewandhausorchester, seit 1843 Violinlehrer am Konservatorium in Leipzig.
Artöt – Joseph Artöt (1815-1845), belgischer Violinist.
- 225 *Alizard* – Adolph-Joseph-Louis Alizard (1814-1850), berühmter französischer Opersänger.
- 226 *Offertorium* – Erster Hauptteil.
Clarus – Berlioz war offenbar nicht von Johann Christian August Clarus, sondern von Carl Gustav Carus behandelt worden.
Patientibus Carus... – (lat.) Den Patienten teuer, doch berühmt unter den Gelehrten.
- 227 *Herlossohn* – Karl Georg Herlossohn (1804-1849), liberaler Publizist und Romanschriftsteller, stammte aus Prag, studierte Jura in Wien und ging 1825 nach Leipzig, wo er seit 1830 die belletristische Zeitschrift «Der Komet» redigierte, Verfasser zahlreicher Romane und satirischer Schriften.
«*Elegante*» – «Zeitung für die elegante Welt».
Held – Friedrich Wilhelm Held (1813-1872), Publizist und kleinbürgerlicher Demokrat, ehe-

- maliger preussischer Leutnant, danach Schauspieler, gab 1842 in Leipzig das Volksblatt «Lokomotive» heraus, das rasch 20'000 Abonnenten gewann und 1843 von der sächsischen Regierung verboten wurde; aus Sachsen verwiesen, ging Held nach Berlin, wo er 1848 eine zwielichtige Rolle spielte.
- ipsissimum* – (lat.) höchstselbst.
- «Hahn und Henne» – Die Erzählung «Hahn und Henne. Eine Liebesgeschichte zweier Tiere» war 1830 erschienen.
- «Mephistopheles» – «Mephistopheles. Ein politisch-satirisches Taschenbuch aus dem Jahre 1833», Leipzig 1832.
- 229 *Feldzug in der Champagne* – Gemeint ist der erfolglose Feldzug der preussischen Interventionstruppen gegen das revolutionäre Frankreich 1792.
- Marschall Vorwärts* – Feldmarschall Blücher.
- 230 *Einführung des Zollverbandes* – seit 1834.
- 233 *larmoyant* – weinerlich.
- Öffentlichkeit und Mündlichkeit* – Anspielung auf die liberale Forderung nach öffentlichem und mündlichem Verfahren in der Rechtspflege.
- 234 *Euterpe-Konzerte* – Aufführungen des nach der griechischen Muse der lyrischen Dichtung benannten Konzertvereins in Leipzig.
- 235 *Gade* – Niels Wilhelm Gade (1817-1890), dänischer Komponist, Nachfolger Mendelssohn Bartholdys als Gewandhauskapellmeister.
- 236 *Schmidt* – Carl Christian Schmidt (1793-1855), Arzt und Schauspieler, von 1844 bis 1848 Direktor des Leipziger Stadttheaters.
- 237 *Wasielewski* – Wilhelm Josef von Wasielewski (1822-1896), Musikschriftsteller, Studium am Leipziger Konservatorium, von 1869 bis 1884 städtischer Musikdirektor in Bonn, danach Lehrer am Konservatorium in Sondershausen, schrieb eine Schumann- und eine Beethoven-Biographie.
- Verhulst* – Johann Verhulst (1816-1891), niederländischer Dirigent und Komponist, Schüler Mendelssohns.
- Reinecke* – Karl Reinecke (1824-1910), Pianist, Komponist und Dirigent, von 1860 bis 1895 Kapellmeister der Gewandhauskonzerte.
- 238 *Félicien David* – Gemeint ist Ferdinand David.
- Ritardandos* – Langsamer werdende Phasen.
- 239 *Accelerandos* – Schneller werdende Passagen. x
- 242 *Tutti* – Spiel des ganzen Orchesters.
- Lortzing* – Albert Lortzing (1801-1851), lebte von 1833 bis 1846 und 1849/50 in Leipzig, zunächst als Sänger und' Schauspieler, 1844/45 als Kapellmeister; hier entstanden seine bedeutendsten Werke «Zar und Zimmermann» (1837) und «Der Wildschütz» (1842).
- Düringer* – Philipp Düringer (1809-1870), Schauspieler und Oberregisseur in Mannheim und Berlin.
- 243 *Marr* – Heinrich Marr (1797-1871), Schauspieler und Spielleiter.
- meine alte Mama* – Charlotte Sophie Lortzing, geb. Seidel. Sie war eine talentierte Schauspielerin.
- 244 *Reger* – Philipp Salomon Reger (1804-1857), Schauspieler in Düsseldorf, Leipzig, Frankfurt/Main und Berlin.
- retournierend* – zurückkehrend.
- Frau Dr. Frege* – Livia Frege, geb. Gerhard (1818-1891), Sängerin, seit 1836 ver-

- heiratet mit dem Leipziger Juraprofessor Woldemar Frege; ihr Haus war eine Stätte intensiver Musikpflege.
- 245 *tüchtigen Vorgänger* – Karl Krebs.
Accoucheur – (franz.) Geburtshelfer.
- 247 *en passant* – (franz.) im Vorübergehen, beiläufig.
«Volksvertreter» – Eine von Held in Berlin herausgegebene Zeitschrift, die nach Erscheinen der ersten Nummer von den preußischen Behörden verboten wurde.
Pereat – (lat.) Zum Henker wünschen.
- 248 *Ronge* – Johannes Ronge (1813–1887), Priester und kleinbürgerlicher Demokrat, Begründer der deutschkatholischen Bewegung.
Chargieren! – Laden!
Pelotonfeuer – Abteilungsweise abgefeuerte Gewehrsalven.
- 250 *daß ich ein miserables Piano anstimmte* – Anspielung auf Blums taktische Zurückhaltung in den Tagen nach dem 12. August 1845.
«Ach, es war nicht meine Wahl» – Friedrich Schiller, «Die Jungfrau von Orleans», 4,1.
Achilles – In Homers «Ilias» der tapferste griechische Held im Kampf um Troja.
- 251 *car tel est notre plaisir* – (franz.) so ist es unser Wille; Schlußformel der königlichen Verordnungen in Frankreich vor 1789.
- 252 *diese Adresse* – Eine Ergebenheitsadresse an die Regierung vom 2. September 1845.
mein Taschenbuch – Blums Volkstaschenbuch «Vorwärts» erschien 1843–1847.
Steger – Friedrich Steger (1811–1874), Schriftsteller, Journalist und Übersetzer, Mitherausgeber von Blums «Vorwärts».
- 253 *Biedermann* – Karl Biedermann (1812–1901), Historiker und Publizist, führender gemäßigter Liberaler, seit 1835 Professor an der Universität Leipzig, Herausgeber mehrerer Zeitschriften, 1848/49 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, verlor 1853 seine Professur aus politischen Gründen, nach 1866 Führer der Nationalliberalen in Sachsen.
«Herald» – Von 1844 bis 1847 erschienene Wochenschrift.
Broizem – Eduard von Broizem (1798–1872), Kreisdirektor in Leipzig.
- 256 *Wietersheim* – Eduard von Wietersheim (1789–1865), von 1840 bis 1848 Kultusminister in Sachsen.
Clodius – Christian August Heinrich Clodius (1772–1836), Schriftsteller und Gelehrter, seit 1800 Philosophieprofessor in Leipzig.
rite – (lat.) auf gehörige Weise.
Venia docendi – (lat.) Berechtigung, an einer Hochschule zu lehren.
reskribieren – schriftlich anordnen.
- 257 *Semmig* – Hermann Semmig (1820–1897), Publizist und Lehrer, Sohn eines Schuhmachers aus Döbeln, studierte Philosophie in Leipzig, 1842 Burschenschafter, von 1846 an führender Vertreter des «wahren» Sozialismus, aktiver Teilnehmer an der Revolution 1848/49, emigrierte nach Frankreich, seit 1870 Oberlehrer in Leipzig.
was Engels... rügt – Friedrich Engels' Werk: «Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen», das 1845 in Leipzig bei Otto Wigand erschienen war. Semmig nimmt auf das zweite Kapitel, Die großen Städte, Bezug.
- 258 *Leipziger Museum* – 1844 gegründetes Zeitschriftenlokal.
- 261 *Otto* – Louise Otto (1819–1895), demokratische Schriftstellerin, Begründerin der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland.

seit dem Kriege – Nach 1813.

- 262 *Wichsler* – Studentischer Ausdruck für Schneider.

Meissner – Alfred Meissner (1822-1885), Vormärzlyriker und Schriftsteller, Sohn eines Baudearztes aus Teplitz, 1840 Studium der Medizin in Prag, schrieb ein Versepos über den tschechischen Nationalhelden Ziska, das er in Österreich nicht veröffentlichen konnte, deshalb 1846 Emigration nach Leipzig, 1847 Reise nach Paris und Beginn der engen Bekanntschaft mit Heinrich Heine, nahm als radikaler Republikaner 1848 an der Revolution in Prag teil, danach Journalist in Frankfurt/ Main, schrieb nach der Revolution Dramen und Romane.

- 263 *Gattin Adelgunde* – Luise Adelgunde Viktorie Gottsched (1713-1762), Übersetzerin und Verfasserin von Lustspielen.

mein Onkel – Johann Gottlob von Quandt (1787-1859), Kunstsammler und Schriftsteller in Dresden.

Zachariae – Just Friedrich Wilhelm Zachariae (1726-1777), Dichter, schilderte in dem komischen Epos «Renommist» (1744) kritisch die Zustände an den Universitäten Leipzig und Jena.

Schrepfer – Johann Georg Schrepfer (1730-1774), Gastwirt und Kaffeehausbesitzer in Leipzig, erlangte als Magier und Geisterbeschwörer Einfluss auf den sächsischen Hof, verübte im Leipziger Rosental Selbstmord.

Oettinger – Eduard Maria Oettinger (1808-1872), Schriftsteller und Journalist. *Kock* – Paul de Kock (1794-1871), französischer Autor frivoler Sittenromane.

Willkomm – Ernst Adolph Willkomm (1810-1886), Schriftsteller, wandte sich als einer der ersten deutschen Romanciers der Darstellung des Proletariats zu.

Sass – Friedrich Sass (1817-1851), demokratischer Publizist, beschäftigte sich mit der Lebenslage des Proletariats und der bäuerlichen Bevölkerung.

Parquinius – Tarquinius Superbus (534-510 v.u. Z.), sagenhafter letzter römischer König.

- 264 *Nordmann* – Johannes Nordmann, eigtl. Johannes Rumpelmaier (geb. 1820), österreichischer Schriftsteller, schrieb Gedichte und Novellen.

Daumer – Georg Friedrich Daumer (1800-1875), Dichter, Philosoph und Übersetzer, verfasste vorwiegend religionskritische Bücher.

nobis – (lat.) uns.

locus, ubi potus... – (lat.) der Ort, wo uns das Trinken erlaubt ist.

- 265 *früheren Verleger* – Philipp Reclam.

- 266 *bon plaisir* – (franz.) Willkür.

- 268 *Ereignisse in Polen* – Die gescheiterte Erhebung in Krakau im Februar und März 1846 und der damit in Verbindung stehende Bauernaufstand in Galizien.

- 269 *Mousselin de Laine* – (franz.) Musselinwolle.

Thibets– Stoffe aus Tibet (Kaschmirwolle).

Jaconets – (engl.) Glatte glänzende Baumwollgewebe in Leinwandbindung.

Mulls – Musselinähnliche dünne Baumwollgewebe.

Cambriks – (engl.) Batiste.

Piqué – (franz.) Pikee, Baumwollgewebe mit durch Versteppung erzeugten plastischen Figuren.

Posamentierwaren – Kleiderbesatzartikel.

- 273 *Rüge* – Arnold Rüge (1803-1880), Philosoph und kleinbürgerlich-demokratischer Politiker, führender Junghegelianer, arbeitete vorübergehend mit Karl Marx zusammen, emigrierte

- nach Frankreich und in die Schweiz, lebte von 1846 bis 1848 in Dresden und Leipzig, 1848 Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung (äusserste Linke), seit 1849 in englischer Emigration.
- 276 *Könneritz* – Julius Traugott von Könneritz (1792-1866), seit 1831 Justizminister, von 1844 bis 1848 Ministerpräsident in Sachsen.
- 277 *Redeübungs-Verein* – Im November 1845 von Robert Blum und Heinrich Wuttke in Leipzig begründeter demokratischer Verein.
- 278 *Messerschmidt* – Sein Name war Löwe.
nach Schkeuditz herangerückt – Anspielung auf die seit 1844 in Preussen eingeführte Gewerbefreiheit.
Schmidt – Julian Schmidt (1818-1886), Journalist und Literaturhistoriker, leitete mit Gustav Freytag von 1848 bis 1860 «Die Grenzboten».
depossidiert – entmachtet; Anspielung auf die Annexion Frankfurts 1866 durch Preussen.
- 279 *Wiener Ministerkonferenz von 1834* – Sie fand von Januar bis Juni 1834 statt und beschloss u.a. Massnahmen zur Beschränkung der Rechte der Landtage der einzelnen deutschen Staaten.
Weller – Emil Ottokar Weller (1823-1886), Publizist und Bibliograph, studierte seit 1843 Medizin in Leipzig, betätigte sich als Burschenschafter, 1845 Buchhandlungsvolontär, 1847 Verleger, als utopischer Kommunist Mitglied des Bundes der Gerechten und der Kommunisten, 1848 führend in der Leipziger demokratischen und Arbeiterbewegung tätig, 1850 Emigration nach der Schweiz, später Mitglied der I. Internationale.
- 280 *seine neuesten Stilübungen* – Gemeint sind die Beschlüsse des Bundestages u.a. über die Pressefreiheit und die deutschen Nationalfarben.
Braun – Alexander Karl Hermann Braun (1807-1868), Advokat in Plauen, 1848/49 sächsischer Ministerpräsident.
Georgi – Robert Georgi (1802-1869), Grossindustrieller aus Mylau, 1848/49 sächsischer Finanzminister.
von der Pfordten – Ludwig Karl Heinrich Freiherr von der Pfordten (1811-1880), Jurist, seit 1843 Professor in Leipzig, 1848/49 Kultus- und Innenminister in Sachsen, von 1849 bis 1866 bayrischer Ministerpräsident.
- 281 *Feuerbach* – Ludwig Feuerbach (1804-1872), materialistischer Philosoph, von 1828 bis 1832 Privatdozent an der Universität Erlangen; sein Hauptwerk «Das Wesen des Christentums» erschien 1840.
- 282 *Der fünfte Band (Leibniz)* – Feuerbachs «Sämtliche Werke» erschienen seit 1846 bei Otto Wigand in Leipzig.
Lorchen – Feuerbachs Tochter.
Consens – Erlaubnis.
Vocation – Berufung.
- 283 *Warth* – Albin Warth, geb. um 1821 in Kuppenheim in Baden, Schlossergeselle in Leipzig, 1848 Mitglied des Ausschusses des Arbeiter- und des Vaterlandsvereins in Leipzig.
- 286 *Bassemann* – Friedrich Daniel Bassemann (1811-1853), badischer Liberaler, 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung.
Harless – Gottlob Christoph Adolf Harless (1806-1879), Theologe, seit 1845 Professor in Leipzig und Prediger an der Nikolaikirche.

- Mathy* – Karl Mathy (1806-1868), liberaler Politiker, Burschschafter und Republikaner, emigrierte 1835 in die Schweiz, seit 1842 Führer der badischen Liberalen mit stark antidemokratischer Haltung, seit 1864 Minister in Baden.
- 287 *Klinger* – Herrmann Adolf Klinger (1806-1874), Advokat, 1848/49 Bürgermeister in Leipzig.
Scrutinium – Wahl, Abstimmung.
- Bertling* – Wilhelm Heinrich Bertling (1811-1885), Advokat, 1848 Vorsitzender des gemässigt-demokratischen Vaterlandsvereins in Leipzig.
- 289 *Lamartine* – Alphonse de Lamartine (1790-1869), französischer Dichter, Historiker und Politiker, im Frühjahr 1848 Aussenminister der Provisorischen Regierung in Frankreich.
- 291 *Egoismus auf den breitesten Grundlagen* – Anspielung auf das Programm des liberalen «Deutschen Vereins» vom 6. April 1848, in dem es hiess, dass für Sachsen eine konstitutionelle Monarchie «auf breiterer demokratischer Grundlage» angestrebt werde.
Sukkurs – Hilfe, Unterstützung.
- 292 *bei der bekannten Balkonszene* – Am Abend des 3. März 1848 hatte Blum nach der ergebnislosen Rückkehr einer Leipziger Deputation aus Dresden vor einer grossen Volksmenge vom Balkon des Rathauses den Rücktritt der sächsischen vor-märzlichen Minister gefordert.
- 295 *Pächter extérieur* – Ruges Vater war Pächter eines Landguts gewesen.
- Accommodation* – Anpassung, Nachgiebigkeit.
- 296 *Polenvertilger* – Seit 1846 hatte Heinrich Wuttke eine antipolnische Position bezogen, die erstmals in seiner Schrift «Polen und Deutsche», Schkeuditz 1846, zum Ausdruck kam.
- 298 *Apoll* – Griechischer Gott der Künste, besonders der Musik und des Gesangs.
König von Württemberg – Wilhelm I. (1781-1864), seit 1816 König von Württemberg.
Born – Stephan Born, eigtl. Simon Buttermilch (1824-1898), Schriftsetzer, Arbeiterfunktionär, seit 1840 Lehre in Berlin, wurde Mitglied des Bundes der Gerechten und der Kommunisten, ging 1846 nach Paris, wo er sich Friedrich Engels anschloss; nach Aufhalten in der Schweiz und Brüssel Rückkehr nach Berlin; massgeblicher Initiator der Gründung der Arbeiterverbrüderung, 1849 Teilnehmer am Dresdner Maiaufstand, danach Emigration nach der Schweiz, später Literaturprofessor.
Kongress – Der Gründungskongress der Arbeiterverbrüderung fand vom 23. August bis 3. September 1848 in Berlin statt.
- 299 *Schwenniger* – Franz Schwenniger (1822-1867), Geometer, Mitglied des Bundes der Kommunisten.
Kick – Georg Kick, Schneidergeselle in Leipzig.
Ruf zu den Waffen – Der Aufruf zur Bewaffnung der Arbeiter erschien in Nr. 16
- 300 des Blattes vom 24. November 1848.
- 301 *inkriminiert* – beschuldigt.
Kühne – Gustav Kühne (1806-1888), Schriftsteller, Vertreter des «Jungen Deutschland», 1826 bis 1830 Philosophiestudium in Berlin, lebte seit 1835 in Leipzig, war bis 1842 Redakteur der «Zeitung für die elegante Welt», danach der Zeitung «Europa»,
- 302 seit 1859 in Dresden wohnend, politisch liberal orientiert.
Kamönen – Musen.

- 304 *Rathaussöller* – Offener Austritt aus den oberen Stockwerken.
Ministerium Brandenburg – Am 2. November 1848 in Preussen eingesetzte Staatsstreichregierung unter dem General Friedrich Wilhelm Graf von Brandenburg (1792-1850).
- 305 *Dr. Joseph* – Hermann Joseph (1811-1869), Rechtsanwalt in Leipzig, kleinbürgerlicher Demokrat, 1848/49 Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung. *Kudlich* – Hans Kudlich (1823-1917), Arzt und revolutionärer Demokrat, Sohn eines Bauern, seit 1840 Studium von Philosophie und Jura in Wien, 1848 führende Teilnahme an der Wiener Revolution. Er gilt als der Bauernbefreier der österreichischen Länder, floh nach dem Wiener Oktoberaufstand nach Frankfurt (Main) und Leipzig, beteiligte sich an der Reichsverfassungskampagne in Baden und der Pfalz, danach Emigration in die Schweiz und seit 1853 in die USA.
Tzschirner – Samuel Erdmann Tzschirner (1812-1870), Advokat in Bautzen, kleinbürgerlicher Revolutionär, Führer des Dresdner Maiaufstandes 1849.
Die hiesigen Wiener – Die sich in Leipzig in der Emigration aufhaltenden Teilnehmer des Wiener Oktoberaufstandes.
gestrige Ereignisse – Gemeint sind die Ereignisse vom 4. Mai.
Fraternisieren der Truppen – Zu einer politisch wirksamen Verbrüderung der Soldaten mit den Aufständischen war es in Dresden nicht gekommen.
prov. Regierung – Der am 4. Mai 1849 berufenen Provisorischen Regierung gehörten neben Tzschirner Otto Leonhard Heubner und Carl Gotthelf Todt an.
- 306 *Windischgrätz* – Fürst Alfred von Windischgrätz (1787-1862), Feldmarschall, das militärische Haupt der österreichischen Konterrevolution, war mitverantwortlich für die Ermordung Robert Blums.
- 307 *echassieren* – heran stelzen.
Ausschüsse des Vereines – Gemeint ist der am 3. Mai 1849 gebildete gemeinsame Ausschuss Leipziger demokratischer und liberaler Vereine zur Unterstützung der Dresdner Erhebung.
- 308 *in vergangener Flucht* – Am 6. Mai hatten mehrere Dutzend Handwerksgesellen und Arbeiter eine Erhebung in Leipzig versucht, die von der Kommunalgarde niedergeschlagen wurde.
- 309 *fait accompli* – (franz.) vollendete Tatsache.
- 310 *Reichsverfassung* – Die am 28. März 1849 in der Frankfurter Nationalversammlung angenommene liberale Verfassung für ein deutsches Reich.
- 313 *Devrient* – Emil Devrient (1803-1872), einer der hervorragendsten Schauspieler seiner Zeit, wirkte vor allem am Hoftheater in Dresden.
Flammänder – Flame, gemeint ist Egmont.
- 314 *Leicester* – Gestalt aus Friedrich Schillers «Maria Stuart».
Sommambulismus – Schlafwandeln.
«*Fordere unsre Häupter!*» – Johann Wolfgang Goethe, «Egmont», 4. Aufzug.
- 315 «*Glas Wasser*» – Komödie von Eugène Scribe.
«*Rarlsschüler*» – Drama von Heinrich Laube.
«*Graf Waldemar*» – Schauspiel von Gustav Freytag, 1847 entstanden.
- 316 *Wirsing* – Bernhard Rudolph Wirsing (1808-1878), Theaterdirektor und Schauspieler.
Akquisition – Bewerbung.
Postdebit – Postvertrieb.

- Düpen* – Getäuschten.
- 317 *in loco* – (lat.) am Ort.
- 318 *Vexationen* – Quälereien.
Secaturen – Belästigungen.
Gotbaische Partei – Nach ihrem Kongress in Gotha vom 25. bis 27. Juni 1849 benannte Gruppierung gemässigt-liberaler ehemaliger Abgeordneter der Nationalversammlung und ihrer Anhänger, die die Einigung Deutschlands unter preussischer Führung erstrebten.
«*Reibeisen*» – Eine seit 1849 in Leipzig erschienene radikale satirisch-politische Wochenschrift.
purifizieren – reinigen.
- 319 *dermalige Stände* – Die durch Staatsstreich vom 3. Juni 1850 nach der vormärzlichen Verfassung von 1831 wieder berufenen Ständeversammlungen.
Buffo – Sänger komischer Rollen.
Maestro – (ital.) Meister.
- 320 *Dittersdorf* – Karl Ditters von Dittersdorf (1739-1799), Komponist und Kapellmeister.
Pokorny – Franz Pokorny (1797-1852), Theaterdirektor am Josefstädter Theater in Wien.
- 321 *Rietz* – Julius Rietz (1812-1877), Dirigent und Komponist, von 1847 bis 1854 Theaterkapellmeister in Leipzig.
- 322 *Treitschke* – Heinrich von Treitschke (1834-1896), Historiker, Sohn eines Offiziers aus Dresden, studierte von 1851 bis 1854 Staatswissenschaften und Geschichte in Bonn und Leipzig, wo er 1858 Dozent wurde, trat in den sechziger Jahren für eine Einigung Deutschlands unter preussischer Führung ein, lehrte seit 1874 an der Berliner Universität, von 1871 bis 1888 Reichstagsabgeordneter, wirksamer Wegbereiter einer militaristisch-chauvinistischen, imperialistischen und antisemitischen Geschichtsauffassung.
mein Leiden – Seine Schwerhörigkeit.
Cerevis – Von Verbindungsstudenten getragene kleine bestickte Bierkappe; *cerevisia* (lat.) Bier.
- 323 *bip* – gleichgültig.
Rl. – Reichstaler, vom 16. bis 18. Jahrhundert Währungsmünze des deutschen Reichs.
Albrecht – Wilhelm Eduard Albrecht (1800-1876), Rechtshistoriker, einer der Göttinger Sieben, seit 1840 Professor in Leipzig.
P. P. O. – Professor publicus Ordinarius (lat.), ordentlicher öffentlicher Professor, d.h. Lehrstuhlinhaber.
Kieler Professoren – Mehrere Kieler Professoren hatten gegen die Entscheidung der europäischen Grossmächte im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, die Schleswig-Holstein-Frage zugunsten Dänemarks zu lösen, protestiert und waren gemassregelt worden.
- 324 *An seinen Vater* – Eduard Heinrich von Treitschke (1796-1867), sächsischer Generalleutnant.
Privatissimum – Privatvorlesung.
Champollion – Jean-François Champollion (1790-1832), französischer Archäologe, entzifferte 1822 als erster die ägyptischen Hieroglyphen.

- de omni re scibili...* – (lat.) über alles Wissbare und einiges andere.
- Frege* – Christian Gottlob Frege (1778-1855), Bankier, Ratsmitglied und Kammerrat in Leipzig.
- 325 «*Einleitung*» von *Gervinus* – Wegen seiner «Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts» (1853), die demokratische Thesen enthielt, war Gervinus gerichtlich verfolgt worden.
- dem neuen Kultusminister* – Johann Paul von Falkenstein.
- Auspizien* – Hier: Bedingungen, Voraussetzungen.
- Krieg zwischen Russland und den Westmächten* – Gemeint ist der Krimkrieg von 1853 bis 1856, der zunächst zwischen Russland und der Türkei entbrannt war, in den 1854 England, Frankreich und Sardinien auf türkischer Seite eingriffen und mit Truppen auf der Krim landeten. Preussen und Österreich blieben offiziell neutral, es gab jedoch Kräfte, die für eine deutsche Kriegsbeteiligung an der Seite der Westmächte eintraten.
- 327 *preussischer Busstag* – Bis 1893 war es der Mittwoch nach Jubilate (dritter Sonntag nach Ostern).
- 328 *Mitterwurzer* – Friedrich Mitterwurzer (1845-1897), Schauspieler in Meissen, Hamburg, Leipzig und Wien.
- 329 *Freytag* – Gustav Freytag (1816-1895), Schriftsteller und Redakteur, bürgerlicher Liberaler, leitete in Leipzig seit 1848 die Wochenschrift «Die Grenzboten». *Villeggiatur* – (ital.) ländlicher Erholungsaufenthalt.
- 330 *Gieseke* – Robert Gieseke (1827-1890), Schriftsteller und Journalist.
- succès d'estime* – (franz.) Achtungserfolg.
- Schloenbach* – Arnold Schloenbach (gest. 1865), Schriftsteller, kleinbürgerlicher Demokrat, Mitglied des Deutschen Nationalvereins.
- Ring* – Max Ring (1817-1901), Arzt und Schriftsteller, Sohn eines Bauern aus Schlesien, seit 1836 Medizinstudium in Breslau und Berlin, befreundet mit Bettina von Arnim, praktischer Arzt in Gleiwitz, seit 1850 in Berlin, von 1857 ab ausschliessliche Beschäftigung mit literarischen Arbeiten, schrieb kulturhistorische und zeitkritische Romane und Erzählungen.
- Keil* – Ernst Keil (1816-1878), Buchhändler und Redakteur, Herausgeber mehrerer Zeitschriften, in den vierziger und fünfziger Jahren kleinbürgerlicher Demokrat, gründete 1853 «Die Gartenlaube», wurde nach 1867 Nationalliberaler.
- 331 «*Amazonen*» – Preussische Segelkorvette. Die Erzählung war in Nr. 27, 1862, erschienen.
- 332 *Marlitt* – eigtl. John Eugenie (1825-1887), Unterhaltungsschriftstellerin, seit 1865 erschienen ihre Erzählungen und Romane in der «Gartenlaube», Inbegriff des literarischen Kitsches.
- Graf Beust* – Friedrich Ferdinand Graf von Beust (1809-1886), sächsischer und österreichischer Staatsmann, seit 1849 Aussenminister Sachsens, von 1867 bis 1871 österreichischer Ministerpräsident, danach Botschafter.
- einem... tätigen Buchhändler* – Adolf Kroner.
- 333 *Koterien* – Gruppen mit eigensüchtigen Zwecken.
- 334 *Schiettersches Vermächtnis* – Der 1853 verstorbene Kaufmann Heinrich Schietter hatte seine Gemäldesammlung und 45'000 Taler in Form einer Stiftung der Stadt Leipzig unter der Bedingung vermacht, dass innerhalb von fünf Jahren ein Museum der bildenden Künste errichtet wird.

- Leibniz-Denkmal* – Von Ernst Hänel 1883 geschaffen und zunächst gegenüber der Thomaskirche aufgestellt.
- 337 *Deutscher Nationalverein* – Mitte September 1859 in Frankfurt (Main) gegründete Organisation der liberalen Bourgeoisie, die für eine nationale Einigung Deutschlands durch Preussen warb.
kurhessische und schleswigsche Angelegenheit – Seit 1852 bestand in Kurhessen ein Konflikt zwischen Regierung und Opposition um die Anerkennung der oktroyierten Verfassung von 1852. Die Schleswigfrage ergab sich aus der politischen Zugehörigkeit Schleswig-Holsteins zu Dänemark und aus den Verletzungen des Londoner Protokolls von 1852 durch die nationalistische dänische Regierung.
- 338 *Wiederaufleben einer kräftigen und männlichen Politik* – Anspielung auf die 1858 begonnene sogenannte Neue Ära in Preussen, wo ein liberal-konservatives Ministerium ans Ruder gekommen war.
- 340 *Bürgerkrieg* – Der amerikanische Sezessionskrieg, der Kampf zwischen den industriellen Nordstaaten und den Sklavenhaltern des Südens, dauerte von April 1861 bis April 1865.
- 342 *Pasquill* – Hier: Schmähung.
eines Neubaus – Das Neue Theater wurde 1868 fertiggestellt und eröffnet.
- 344 *jetzige Direktion* – Unter Bernhard Rudolph Wirsing.
Bebel – August Bebel (1840-1913), lebte und wirkte von 1860 bis 1881 in Leipzig. *Peters* – August Peters (1817-1864), Journalist und radikaler Republikaner, war als Revolutionsteilnehmer jahrelang eingekerkert.
- 345 *Rossmässler* – Emil Adolf Rossmässler (1806-1867), Botaniker und Zoologe, kleinbürgerlicher Demokrat.
Vahlteich – Julius Vahlteich (1839-1915), Schuhmacher, 1863 Mitbegründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, 1869 der Eisenacher Partei.
Fritzsche – Friedrich Wilhelm Fritzsche (1825-1905), Zigarrenmacher, Arbeiterfunktionär, Vorkämpfer der Gewerkschaftsbewegung.
Wenck – Woldemar Bernhard Wenck, Geschichtsprofessor in Leipzig.
Marbach – Oswald Marbach, Professor für technische Physik in Leipzig.
Blum – Hans Blum (1841-1910), Jurist und Publizist, nationalliberaler Politiker, Sohn Robert Blums.
Schweichel – Robert Schweichel (1821-1907), Journalist und Schriftsteller, Mitstreiter der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung.
Dammer – Otto Dammer (1839-1916), Chemiker, später Redakteur und Journalist, 1863 erster Vizepräsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.
- 346 *Würkert* – Ludwig Würkert (gest. 1876), Pfarrer in Mittweida und Zschopau, kleinbürgerlicher Demokrat, von 1861 bis 1867 Gastwirt in Leipzig, danach freireligiöser Prediger in Hannau.
- 347 *Dolge* – August Dolge (geb. 1820), Tischler und Instrumentenmacher, 1848/49 führender Demokrat und Arbeiterfunktionär in Chemnitz.
Albrecht – Karl Hermann Albrecht, Sprachlehrer, 1848 Vorsitzender des Demokratischen Vereins in Leipzig.
ölkens – Theodor Ölkens, Journalist und radikaler Demokrat.
- 348 *Schulze-Delitzsch* – Hermann Schulze-Delitzsch (1808-1883), Jurist, Begründer der bürgerlichen Genossenschaftsbewegung, in den sechziger Jahren führender Sozialideologe der liberalen Bourgeoisie.

- Metz* – August Metz (1818-1874), Advokat in Darmstadt, führender Propagandist des Nationalvereins.
- preussischer Verfassungskonflikt* – Von 1862 bis 1866 währender Machtkampf zwischen Krone und Parlament.
- Dalwigk* – Karl Friedrich Reinhard Freiherr von Dalwigk (1802-1880), von 1850 bis 1871 hessischer Ministerpräsident.
- 349 *Braut und Frau* – Julie Bebel, geb. Otto (1843-1910), Putzmacherin, seit 1866 Bebels Frau.
- 350 *Turner-Götz* – Ferdinand Goetz (1826-1915), Arzt, 1848/49 radikaler Demokrat, Teilnehmer am Dresdner Maiaufstand, führender Vertreter der bürgerlichen Turnbewegung, nach 1870 Nationalliberaler.
- Försterling* – Friedrich Wilhelm Försterling (1827-1872), Kupferschmied in Dresden.
- 351 *Disputation à la Luther kontra Eck* – Theologisches Streitgespräch vom 27. Juni bis 15. Juli 1519 in Leipzig zwischen Martin Luther und dem Ingolstädter Professor Dr. Eck.
- deutsche Fortschrittspartei* – Im Juni 1861 gegründete linksliberale Partei der Bourgeoisie und des Kleinbürgertums in Preussen.
- 353 *Venedey* – Jakob Venedey (1805-1871), Publizist und Politiker, kleinbürgerlicher Demokrat.
- Virchow* – Rudolf Virchow (1821-1902), Pathologe, Medizinprofessor in Berlin, 1848 radikaler Demokrat, 1861 Mitbegründer der Deutschen Fortschrittspartei.
- ambulant* – Hier: unterwegs.
- 354 *Waechter* – Karl Georg Waechter (1797-1880), Professor für Rechtswissenschaft, seit 1852 in Leipzig, Mitbegründer des Deutschen Juristentages.
- 356 *Genossenschaft* – Berufsverband der Leipziger Buchdruckerunternehmer.
- 357 *Kondition* – Dienst, Stelle.
- Metteure* – Qualifizierte Schriftsetzer, Umbruchgestalter.
- Faktor* – Werkmeister in der Druckerei.
- ständiger Ausschuss* – Zwölfköpfiges Führungsgremium des 1863 gegründeten Vereinstages deutscher Arbeitervereine.
- 358 *Alphabet-Rechnung* – Berechnung auf der Basis von 23 Druckbogen.
- 359 *27Pf. per Tausend* – 27 Pfennig für tausend Buchstaben.
- Rgr.* – Reichsgroschen.
- 360 *Kolummentitel* – Kurze Inhaltsangabe einer Seite.
- Eckardt*– Julius von Eckardt (1836-1908), Journalist, Schriftsteller und Diplomat, seit 1860 Herausgeber der «Rigaischen Zeitung», kam 1867 nach Leipzig, wurde an der Seite Gustav Freytags Herausgeber der «Grenzboten» bis 1870, von 1874 bis 1882 Sekretär des Hamburger Senats und trat danach in den konsularischen Dienst, war u.a. Generalkonsul in Stockholm und Zürich, schrieb mehrere Arbeiten über russische Politik und Geschichte.
- Kitzing-Gesellschaft* – Seit 1848 bestehender geselliger Kreis befreundeter Familien Leipziger Honoratioren und Intellektueller um Gustav Freytag.
- 361 *Präses* – Vorsitzender.
- 362 *Stephani* – Martin Eduard Stephani (1817-1885), Advokat und Vizebürgermeister von Leipzig, nationalliberaler Reichstagsabgeordneter.
- Cichorius* – Paul Theodor Cichorius (gest. 1865), Advokat, Vizebürgermeister in Leipzig seit 1863; sein Bruder war Kaufmann.

- Crowe* – Joseph Archer Crowe (1825-1896), englischer Zeichner und Kunstschriftsteller, Generalkonsul Englands in Leipzig.
- Lustren* – Jahrfünfte.
- Schunck* – Julius Schunck (1809-1889), Kaufmann in Leipzig.
- Kramermeister* – Kramer waren in Leipzig Kleinhändler mit Spezereien, Seiden- und Wollwaren; sie waren jahrhundertlang in einer eigenen Innung organisiert.
- 363 *Tocqueville* – Alexis Charles Graf von Tocqueville (1805-1859), französischer Historiker, Politiker und Gesellschaftstheoretiker.
- Gerber* – Karl Friedrich Wilhelm von Gerber (1823-1891), Jurist, seit 1863 Professor in Leipzig, danach sächsischer Kultusminister.
- bei Kxmiggrätz empfangene Wunde* – Im Krieg von 1866 hatte Sachsen auf österreichischer Seite gekämpft. Sächsische Truppen gehörten zu den Besiegten in der Schlacht von Königgrätz (3. Juli 1866).
- 364 *Rankünen* – Gefühle der Rachsucht.
- Schwarz-Weiss* – Preussische Landesfarben.
- Grün-Weiss* – Sächsische Landesfarben.
- 365 *Sand* – George Sand, eigtl. Amantine-Aurore-Lucile Dupin (1804-1876), französische Romanschriftstellerin, Vorkämpferin für die Gleichberechtigung der Frau.
- Buch über Mathy* – Das Buch «Karl Mathy. Geschichte seines Lebens», war 1870 erschienen.
- 366 *konstituierender Reichstag* – Der Konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes war am 12. Februar 1867 gewählt worden und tagte von März bis Juli. *Bernhardt* – Theodor von Bernhardt (1802-1887), Diplomat und Schriftsteller, seine Tagebücher «Aus dem Leben Theodor von Bernhardt» (9 Bände, 1893-1906) sind eine wichtige Geschichtsquelle.
- à son aise* – (franz.) sich wohl fühlen.
- akkomodieren* – anpassen.
- 366 *«Bellmaus»* und *«Schmock»* – Gestalten aus Freytags Lustspiel «Die Journalisten» (1853).
- 367 *Liebknecht* – Wilhelm Liebknecht (1826-1900), lebte von August 1865 bis 1881 in Leipzig, danach bis 1890 in Borsdorf bei Leipzig, gab in der Messestadt 1868/69 das «Demokratische Wochenblatt» und danach den «Volksstaat» heraus, im Dezember 1870 wegen seines Kampfes gegen die preussisch-deutsche Annexionspolitik verhaftet und im Leipziger Hochverratsprozess vom März 1872 zu zweijähriger Festungshaft verurteilt.
- Meinungsverschiedenheiten* – Die Differenzen beruhten auf der unterschiedlichen Beantwortung der Frage, ob trotz der Bismarckschen Kriegsprovokationen deutscherseits ein Verteidigungskrieg geführt werde, was der Braunschweiger Ausschuss bejahte.
- Bonaparte* – Louis Bonaparte; Kaiser Napoleon III.
- Bracke* – Wilhelm Bracke (1842-1880), Kaufmann und Verleger in Braunschweig, marxistischer Arbeiterfunktionär, Kopf des Braunschweiger Parteiausschusses.
- Spier* – Samuel Spier (1838-1903), Lehrer, sozialistischer Arbeiterfunktionär.
- Bornhorst* – Leonhard von Bornhorst (1840-1915), Techniker und Konstrukteur, Sekretär des Braunschweiger Ausschusses.
- Vogel von Falckenstein* – Eduard Vogel von Falckenstein (1797-1885), preussischer General.

- Geib* – August Geib (1842-1879), Buchhändler in Hamburg, Mitbegründer der Eisenacher Partei.
- 368 *bête humaine* – (franz.) menschliche Bestie.
- 369 *Schweitzer* – Johann Baptist von Schweitzer (1834-1875), Rechtsanwalt und Journalist, von 1867 bis 1871 Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.
- 370 *Arbeiterpiketts* – Arbeiterabteilungen.
meinen ältesten Sohn – Theodor Liebknecht (1870-1948), Jurist.
Rüder – Christian Friedrich Rudolf Rüder (1809-1890), Beamter, 1848/49 kleinbürgerlicher Demokrat, von 1866 bis 1881 Polizeidirektor in Leipzig.
- 371 *Nehmen* – Ludwig Freiherr von Zehmen (1812-1892), Regierungsrat, 1867 bis 1871 Mitglied des Norddeutschen Reichstages.
Hepner – Adolf Hepner (1846-1923), Redakteur, Mitbegründer der Eisenacher Partei.

Personenverzeichnis

- Ackermann 358, 359
Adler 199
Ahnert 372
Albrecht, Karl Hermann 347
Albrecht, Wilhelm Eduard 323
Alizard, Adolph-Joseph-Louis 225
Anger 144
Anschütz, Heinrich 37
Arens 316
Arnold 210
Artöt, Joseph 223
Auerbach, Berthold 328
August IL, der Starke 213
Avenarius, Eduard 164
- Baader 150
Bach, Johann Sebastian 6, 18, 19, 160, 176, 178, 381
Baitaus 186
Baltzer, Eduard 143
Baltzer (Vater) 148
Baltzer, Hermann 144
Bänsch 358
Bär 358
Barth, Johann Ambrosius 171
Bassermann, Friedrich Daniel 286, 287
Baumann 248
Baumgaertner, Adam Friedrich Gotthelf 79
Bause 132
Beauharnais, Eugène de 62
Bebel, August 30, 31, 344, 358, 369, 371, 373, 375, 381, 383, 384
Beck, Karl Isidor 21, 186-188, 217
Becker, Karl Friedrich 109
- Becker, Nikolaus 188
Becker, Rudolf Zacharias 95
Beethoven, Ludwig van 18, 19, 159, 173, 176, 235, 323
Bellini, Vincenzo 235
Bennett, William Sterndale 164, 237
Béranger, Jean Pierre de 214
Berkholz, Georg 366
Berlioz, Hector 19, 219, 220, 237
Bernadotte, Jean-Baptiste (Karl XIV.) 63, 65, 66
Bernhardi, Theodor von 366
Berthold 319
Bertling, Wilhelm Heinrich 287
Bertuch, Friedrich Justin 43
Beust, Friedrich Ferdinand Graf von 332, 345, 348, 354
Biedermann, Karl 21, 23, 172, 204, 218, 253, 280, 286, 292, 293, 345
Biedermann (Frau) 172
Binder, Robert 202
Bismarck, Otto von 348, 350, 369, 375
Blücher, Gebhard Leberecht von 9, 10, 63, 65, 66
Blum, Hans 345, 362
Blum, Jenny 301, 302
Blum, Robert 21, 22, 23, 26, 28, 32, 185 bis 189, 200-204, 211, 214, 217, 218, 243, 244, 250, 252, 254, 256, 266, 267, 276, 277, 280, 286-288, 290, 293, 294, 301-303, 306, 309, 362, 379-382
Blümner, Heinrich 179
Bock, Karl Ernst 102, 332, 345
Bonorand 199
Borkofski 307

- Born, Stephan 27, 298
 Börne, Ludwig 173
 Bornhorst, Leonhard von 367
 Bose 97
 Böttiger, Carl August 42
 Bouterwek, Friedrich 146
 Bracke, Wilhelm 367
 Brandenburg, Friedrich Wilhelm Graf von 304
 Brandes, Heinrich Wilhelm 132
 Braun, Alexander Karl Hermann 280
 Breitkopf (Familie) 16, 132, 170
 Brockhaus, Eduard 133
 Brockhaus, Friedrich 98, 102, 103, 109, 113,
 115, 134, 165, 170, 359
 Brockhaus, Friedrich Arnold 16, 106, 133,
 134, 379
 Brockhaus, Heinrich 16, 98, 102, 134,
 135, 164, 170, 203, 299, 352, 358
 Brockhaus, Luise 134
 Brockhaus, Pauline 103
 Broizem, Eduard von 253
 Buddeus 211
 Bülow, Friedrich von 189
 Bülow, Friedrich Wilhelm Frh. von 66
 Burckhardt 345, 347
 Burkhardt, Carl Eduard 188
 Butter 358
 Byron, George Gordon Noel 119

 Callot, Jacques 80
 Campe, Friedrich 98
 Campe, Julius 117, 135, 203
 Carus, Carl Gustav 53, 101, 226
 Carus (Frau) 53
 Cäsar, Gajus Julius 39, 216
 Champollion, Jean François 324
 Chélar, Hippolite-André-Jean-Baptiste 220
 Cherubini, Luigi Mario 78
 Chopin, Frédéric 157, 158
 Choppart 57
 Chorley, Henry Fothergill 176
 Cichorius, Eduard 362
 Cichorius, Paul Theodor 362
 Clarus, Johann Christian August 54, 100, 101,
 127, 135, 226

 Clodius, Christian August Heinrich 256
 Cornet 244, 245
 Corvin-Wiersbitzki, Otto von 205, 247
 Cotta, Johann Friedrich 43, 80
 Cranach, Lucas 133
 Crowe, Joseph Archer 362
 Crusius, Heinrich Wilhelm Leberecht 169

 Dahlmann, Friedrich Christoph 167, 168, 324
 Dalwigk, Karl Friedrich Reinhard Frh. von 348
 Dammer, Otto 345, 350, 351
 Daumer, Georg Friedrich 264
 David, Ferdinand 223, 235, 237, 321
 Davout, Louis-Nicolas 7, 35, 36
 Demiani, Heinrich 132
 Demmé 186
 Devrient, Emil 313-315
 Dieskau, Julius von 192
 Diez 174
 Ditters von Dittersdorf, Karl 320
 Dittmayer, Anton 77
 Dolge, August 347, 350
 Dollfuss 203
 Döring, Theodor 213
 Dorn, Heinrich Ludwig Egmont 142
 Dräseke, Johann Heinrich Bernhard 146
 Drechsler 365, 366
 Drobisch, Moritz Wilhelm 143
 Droste-Vischering, Clemens August von 202
 Duesberg 224
 Dufour, Jacques-Ferdinand 51, 58
 Dufour-Feronce, Albert 58-62, 153-155
 Duncker, Max 190
 Düringer, Philipp 242, 245, 246

 Eck, Johann 351
 Eckardt, Julius von 360
 Egmont, Lamoral Graf von 313
 Ehlers 367
 Elger 49, 50
 Elssler, Fanny 218
 Engelhardt 358
 Engels, Friedrich 23, 27, 31, 257, 381
 Enslin, Theodor 96

Eras 345
 Erdmann, Otto Linné 12, 127
 Erhard 202, 203
 Ernesti, August Wilhelm 88
 Ernst August (König von Hannover) 167
 Esselbach 194

 Fährmann 88
 Falkenstein, Johann Paul von 179
 Fein, Georg 202
 Feuerbach, Bertha 281
 Feuerbach, Ludwig 281, 283
 Fichte, Johann Gottlieb 85, 325
 Flathe, Theodor 144, 301
 Fleischer, Heinrich Leberecht 12, 90
 Fontane, Theodor 194, 197, 381
 Försterling, Friedrich Wilhelm 350
 Fouqué, Friedrich Baron de la Motte 80
 Frege, Christian Gottlob 157, 324
 Frege, Livia 244, 321
 Frege, Woldemar 244
 Freiligrath, Ferdinand 199, 218
 Freytag, Gustav 329, 360-367
 Friedrich August I. 35, 38, 58, 179, 182, 186,
 187, 189-191
 Friedrich August II. 110
 Friedrich Wilhelm III. 44
 Friedrich Wilhelm IV. 199, 202
 Friese, Robert 141
 Friesen, Richard Frh. von 160, 371
 Fritzsche, Friedrich Wilhelm 345, 346, 348,
 350-352, 383
 Fröbel, Julius 193, 282
 Frommann, Friedrich Johannes 92, 135, 202

 Gade, Nils Wilhelm 235, 237
 Gebhard 201
 Geib, August 367
 Gellert, Christian Fürchtegott 6, 263
 Gendebien, Alexandre 151
 Genelli, Bonaventura 170
 Gensel, Julius 362
 Georgi, Robert 280
 Gerber, Karl Friedrich Wilhelm von 363
 Gerhard 188

 Gersdorff, Karl Friedrich Wilhelm von 58, 59
 Gerstäcker, Friedrich 210, 263, 329, 333
 Gervinus, Georg Gottfried 325
 Geutebrück, Adolf 12, 380
 Gieseke, Robert 330
 Gneisenau, August Graf Neidhardt von 63, 66,
 67
 Goethe, Johann Wolfgang 46, 103, 131 bis 133,
 171, 199, 221, 229, 263, 314, 365, 366, 383
 Goetz, Ferdinand 350
 Goldhorn 82
 Göschen, Fritz 44, 48
 Göschen, Georg Joachim 8, 42, 48, 379, 380
 Gottsched, Johann Christoph 6, 263
 Gottsched, Luise Adelgunde Viktoria 263
 Götz 350
 Gourré 52
 Gräfe, Albrecht von 102
 Graff, Anton 133
 Gräff, Heinrich 37
 Gräfele 174
 Gralle 367
 Grau 94
 Gretschel, C. C. C. 204, 205
 Groos, Julius 202
 Gross, Johann Carl 49, 58-60
 Grün 347
 Grün, Anastasius 217
 Günther (Prof.) 101
 Günther, Johann Georg 186, 202
 Gutzkow, Karl 173

 Halm, Friedrich 213
 Halthaus, Christian Gottlob 263
 Hammer 157
 Hammer (Dr.) 186, 188
 Hammerich 97
 Hammerich (Frau) 97
 Händel, Georg Friedrich 18, 158, 165, 176
 Hänel 211
 Harkort, Gustav 156
 Harkort-Aderis (Frau) 173
 Harless, Gottlob Christoph Adolf 286
 Härtel, Hermann 170, 362

Härtel, Wilhelm Christoph 16, 77
 Hartenstein, Gustav 144
 Hartmann, Moritz 21, 117, 262
 Hase, Karl 81
 Hasse (Familie) 133, 135
 Hasse, Friedrich Christian August 131, 133
 Hasse, Karl Ewald 130
 Haupt 147
 Hauptmann, Moritz 19, 381, 382
 Haydn, Joseph 18
 Hedemann von 66
 Hegel, Georg Wilhelm 325
 Heine, Heinrich 173, 174, 204, 211, 300
 Heinke, Karl 358, 359
 Heinrich 193
 Heinroth, Johann Christian August 144
 Heinse, Johann Jakob Wilhelm 124
 Held, Friedrich Wilhelm 21, 227, 247, 249,
 250
 Hell, Theodor 116
 Heller, Robert 203, 204, 212, 213
 Heller (Frau) 212
 Heller, Stephen 219, 224
 Henckel von Donnersmarck, Wilhelm
 Ludwig Viktor Graf 65
 Hensel, Fanny 157
 Hepner, Adolf 371, 373, 384
 Herbst 85-87, 89
 Herkner 358
 Herlossohn, Karl Georg 15, 117, 119, 204,
 218, 227-229, 263, 333
 Hermann, Johann Gottfried 12, 126, 143
 Hertzner, J. G. 307
 Herwegh, Georg 216-218
 Hiller, Ferdinand 178, 237
 Hillig 170
 Hippel, Theodor Gottlieb von 81
 Hirzel, Salomon 98, 345, 362, 365
 Hitzig, Julius Eduard 79, 186
 Hoff, Heinrich 191
 Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 9, 77, 379
 Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich
 213-215, 217
 Hofmann, Fritz 347
 Hofmeister, Friedrich 137
 Holbein, Franz von 80
 Holstein, Prinz Emil von 131
 Holtei, Karl von 103
 Hormayr, Joseph Frh. von 170
 Horvath, Carl Christian 94, 95, 98
 Hufeland, Christoph Wilhelm 66
 Iffland, August Wilhelm 43, 44
 Imhof, J. J. D. Rudolph 94
 Immermann, Karl Leberecht 219
 Itzstein, Johann Adam von 186
 Jacob 91
 Jacoby, Johann 189-193, 250, 367
 Jahn, Friedrich Ludwig 136
 Jahn, Otto 382
 Jean Paul 123, 142
 Johann, Prinz von Sachsen 166, 247-249,
 253
 Jordan, Max 363
 Jörg, Johann Christian Gottfried 135
 Joseph, Hermann 305
 Jügel 93
 Julius 122
 Kaiser 204, 215, 218
 Kant, Immanuel 81
 Karl V. 60
 Karl X. 110
 Kaufmann, Jakob 188
 Keil 132
 Keil, Ernst 29, 330-332, 382
 Kick, Georg 299
 Kintschy 199, 207
 Kleist, Heinrich von 131
 Klinger, Hermann Adolf 287
 Knauer, Hermann 334
 Koberstein, Karl August 146
 Koch, Otto 172
 Koch (Vater) 171
 Kock, Paul de 263
 Koenig, Heinrich 328
 Koffka 245
 Kohner 351
 Könnenitz, Julius Traugott von 276, 381
 Körner, Theodor 136
 Kräcker 203

Krägen, Karl 137
 Kreutzer, Konradin 136
 Kroner, Adolf 332
 Krug 172
 Krug, geb. Koch 172
 Krug, Wilhelm Traugott 12, 111, 126, 127, 131
 Krug, Wilhelmine Charlotte 131
 Krukenberg, Peter 190
 Kudlich, Hans 305
 Kudlich, Hermann 305
 Kuhl 100
 Kuhn 116
 Kühn 367
 Kühne, Gustav 15, 173, 204, 211, 263, 301, 329, 333
 Kummer, Paul Gotthelf 96, 98
 Kunz, Karl Friedrich 78, 80
 Kuranda, Ignaz 21, 117, 264
 Küstner, J. H. 10

Lacarrière 58, 61
 Lacarrière (Frau) 132
 Lachner, Franz 247
 Lafayette, Marie-Joseph de Motier, Marquis de 110, 115
 Lamartine, Alphonse de 289
 Lampe, Carl 156
 Landgraf, Eugen 362
 Langeron, Andrault Graf von 67
 Lassalle, Ferdinand 29, 30, 345, 349-352, 369, 383
 Laube, Heinrich 15, 116, 173, 174, 211, 212, 214, 218, 263, 315, 380
 Laube, Iduna 174, 211
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 282, 334
 Lenau, Nikolaus 217
 Lessing, Gotthold Ephraim 138
 Liebknecht, Wilhelm 31, 345, 367, 383, 384
 Limburger 51
 Lindenau, Bernhard August von 189, 201
 Lindner 345
 List, Friedrich 13, 15, 149, 157, 166, 380
 Liszt, Franz 176-178, 218
 Lobau, Georges Graf von 58
 Löbell, Johann Wilhelm 109
 Lohr 133

Lorenz 362
 Lortzing, Albert 20, 242, 243, 245-247, 319-321, 380, 381
 Louis Philippe 229
 Löwe, Heinrich 201, 278
 Löwe, Johann Karl Gottfried 136
 Ludwig I. 103
 Lühe, Willibald von der 137
 Luther, Martin 83, 248, 351
 Lyser, Johann Peter 137

Macon 36
 Mahlmann, Siegfried August 40
 Malss, Karl 244
 Marbach 276
 Marbach, Oswald 345
 Maria Anna (Kaiserin) 141
 Marinori 77
 Marlitt 332
 Marmont, Auguste-Viesse de 64
 Marr, Heinrich 242, 244
 Marschall 229, 230
 Marschner, Heinrich 380
 Marx, Karl 23, 27, 31, 382
 Mathy, Karl 286, 365
 Mayer, G. 339, 340
 Meissner, Alfred 21, 117, 262
 Mendelssohn, Moses 218
 Mendelssohn Bartholdy, Abraham 158, 160
 Mendelssohn Bartholdy (Familie) 157
 Mendelssohn Bartholdy, Felix 18, 19, 157, 160, 164, 165, 172, 173, 175, 220-225, 235-241, 302, 362, 380, 381
 Mendelssohn Bartholdy, Lea-Lilly 160
 Mendelssohn Bartholdy, Paul 158
 Menzel, Wolfgang 173.
 Metternich, Klemens Wenzel Lothar Fürst von 16, 21, 22, 168, 229, 273, 276, 279
 Metz, August 348
 Metzler 354
 Meyerbeer, Giacomo 319
 Miguel, Dom 127
 Mitterwurzer, Friedrich 328
 Moebius, August Friedrich 143
 Molière, Jean-Baptiste Poquelin 229
 Moltrecht 58

Montfort 220
 Moore, Thomas 200, 235
 Morus, Samuel Friedrich 88
 Moscheies, Ignaz 159, 160, 164, 175
 Mosel, von 158
 Mothes, Oskar 345, 346
 Mozart, Wolfgang Amadeus 18, 176
 Müffling, Karl Frh. von 63, 66
 Müller 362
 Müller (Dr.) 86, 87
 Müller, Methusalem 119, 123
 Mundt, Theodor 173
 Murray, John 103
 Murray, John (Sohn) 104

 Napoleon I. 7-9, 38, 39, 46, 53, 58-62, 65, 67, 68, 78, 80, 133, 135, 379
 Napoleon III. 57, 367
 Netzer 243, 246
 Neubert 194, 195, 197
 Neue 143
 Ney, Michel Herzog von 51, 54
 Niedner 144
 Niemeyer, Hermann 274
 Nies 193, 201
 Nikolaus I. 199
 Noak 210
 Nokk, Franz Wilhelm 322
 Nordmann, Johannes 264

 Obermüller, Wilhelm 369
 Oeser, Adam Friedrich 131, 133, 171
 Oettinger, Eduard Maria 263, 276, 277
 Ölkers, Theodor 347
 Ortlepp, Franz 137
 Osten-Sacken, Fabian Gottlieb Fürst von der 67
 Otto, Ernst Franz 137
 Otto-Peter, Louise 29, 261, 344, 383

 Paganini, Niccolo 104, 105
 Palm, Johann Philipp 41, 95
 Pecht, Friedrich 18, 135, 167
 Perthes, Andreas W. 135, 201
 Perthes, Friedrich Christoph 97
 Peters, August 344, 347
 Pfau 358

 Pfordten, Ludwig Karl Heinrich Frh. von der 280
 Pfundt 238
 Plenkner 245
 Pokorny, Frank 320
 Pölitz, Karl Heinrich Ludwig 126,127,131
 Poniatowski, Jozef, Fürst 198
 Popél 358
 Pott, August 176
 Pott, August Friedrich 190
 Preller, Friedrich d. Ä. 170
 Prutz, Robert 190
 Pückler-Muskau, Hermann Fürst von 211

 Raffael, eigentl. Raffaello Santi 169
 Rauch 301, 305
 Raumer, Karl von 62
 Rauschenplatt, Johann Ernst Herrmann 202
 Reclam, Anton Philipp 16, 21, 22, 118, 380
 Redslob 264
 Reger, Philipp Salomon 243, 245
 Reichardt 247-250
 Reil, Johann Christian 68, 100
 Reimer 135
 Reimer, Georg Andreas 97, 201
 Reimer, Karl, 98
 Reinecke, Karl 237, 383
 Reissiger, Karl Gottlieb 137
 Rellstab, Ludwig 143
 René 41
 Reuter 199
 Reyher 345
 Richter 98, 203
 Riet«, Julius 321
 Ring, Max 330
 Ringelhardt, Friedrich Sebald 188, 236, 243, 246
 Ritterich, Friedrich Philipp 101, 102, 135, 136, 171
 Robert 88
 Robin 328
 Rochlitz, Friedrich 171
 Rochow, Gustav Adolf Rochus von 190, 201
 Ronge, Johannes 248

- Rosenfeld 307
 Rossi 77
 Rossmässler, Emil Adolf 345-347, 350-352
 Rotteck, Karl Wenzeslaus von 130
 Rüder, Christian Friedrich Rudolf 370
 Rudolph 97
 Rüge, Arnold 190, 192, 200, 273, 282, 287,
 295, 306, 310
 Rühl 273

 Sand, George 365
 Sand, Karl Ludwig 83
 Sass, Friedrich 263
 Schäfer 203
 Schertz 94
 Schildbach 362
 Schiller, Friedrich 8, 22, 53, 97, 185-189, 217,
 218, 250, 263, 277, 303, 315, 380, 382
 Schimmel 210
 Schinkel, Karl Friedrich 175
 Schietter 132
 Schietter, Heinrich 132, 134
 Schietter (Bruder) 132
 Schloenbach, Arnold 330
 Schmidt 157
 Schmidt, Carl Christian 236, 243-246
 Schmidt, Julian 278, 360, 361
 Schnorr von Carolsfeld, Veit Hans Friedrich
 48, 131, 379
 Schöne, Alfred 363
 Schönkopf (Familie) 132
 Schreck, Ludwig 299
 Schrepfer, Johann Georg 263
 Schroeder-Devrient, Wilhelmine 147, 170, 236
 Schulz, Wilhelm 201
 Schulze-Delitzsch, Hermann 348
 Schumann, Eduard 140
 Schumann, Johanne Christiane 137
 Schumann, Karl 140
 Schumann, Robert 19, 20, 137, 226, 235, 237,
 238, 240, 241, 380-382
 Schumann, Therese 142
 Schunck, Julius 362
 Schwarzenberg, Karl Philipp Fürst zu 63
 Schweichel, Robert 345
 Schweitzer, Johann Baptist von 369
 Schwenniger, Franz 299
 Schwind, Moritz von 169
 Seconda, Franz 9, 78-80
 Seeburg 187, 188
 Semmig, Hermann 23, 257
 Semper, Gottfried 174, 175
 Seume, Johann Gottfried 8, 15, 40, 43,
 47, 48, 379
 Seyfferth, Wilhelm 153-155
 Shakespeare, William 18, 236
 Sievers 367
 Sophokles 100
 Spazier, Karl 116
 Spazier, Richard Otto 117-119
 Speck-Sternburg, Maximilian Frh. von
 132, 170
 Speyer, Friedrich 77
 Spier, Samuel 367
 Spohr, Louis 159
 Stadler 283
 Steffens, Henrik 63, 67
 Steger, Friedrich 252
 Stein, Heinrich Friedrich Karl Reichsfrh. von
 und zum 10, 68, 100
 Steinbard 143
 Steinmetz, Karl Friedrich von 64
 Stephani, Martin Eduard 362
 Stewart-Vane, Charles William 64
 Stock 132
 Stolle, Ferdinand 125, 332
 Stoppe 42
 Strantz, Frau von 321
 Strauss, David Friedrich 146
 Stromeyer, Georg Friedrich Louis 100
 Sue, Eugène 261
 Süßmilch 167, 169, 171, 172

 Tauchnitz, Christian Bernhard 133
 Tauchnitz, Karl Christian Philipp 133
 Tauchnitz, Karl Christoph Traugott 133
 Telemann, Philipp Emanuel 6
 Tenner 154
 Teubner, Gotthelf Benedictus 16, 133, 359,
 379
 Thalberg, Sigismund 176-178
 Thümmel, Moritz August von 48

Tieck, Johann Ludwig 103, 236
 Tischendorf, Lobegott Friedrich Konstantin
 145
 Tocqueville, Alexis Charles Graf von 363
 Treiber 77, 97
 Treilhard 36
 Treitschke, Eduard Heinrich von 324
 Treitschke, Heinrich von 28, 322, 355
 Tromlitz, A. von 117
 Tropus 186
 Tzschirner, Samuel Erdmann 305
 Tzschoppe, Gustav Adolf 124, 217

 Uhland, Ludwig 136
 Unger, Johann Friedrich 48

 Vahlteich, Julius 345, 346, 348-352
 Vecchio, Pietro del 167
 Veit, Moritz 201-203
 Velde, Karl Franz van der 117
 Venedey, Jakob 353
 Verhulst, Johann 237
 Vieweg, Eduard 135
 Vieweg, Hans Friedrich 167
 Villemancy 36
 Virchow, Rudolf 353
 Vogel von Falckenstein, Eduard 367
 Voigt 250, 251
 Voigt, B. F. 98
 Voss, Leopold 118, 119

 Wachsmuth, Rudolf 132, 362
 Wachsmuth, Wilhelm 132
 Waechter, Karl Georg von 354, 358
 Wagner (Kaufmann) 58
 Wagner, Richard 10, 109, 134, 170, 172, 379,
 380
 Wallenstein, Albrecht Eusebius 188
 Warburg 64
 Warth, Albin 283
 Wasielewski, Wilhelm Josef von 237
 Wassilschikoff 65, 67
 Weber, Johann Jakob 381

 Weber, Karl Maria von 136, 159, 210
 Weigel, Johann August Gottlieb 133,
 171
 Weigel, Rudolph 133, 171
 Weicker, Karl Theodor 192
 Weller, Emil Ottokar 23, 28, 279, 382
 Wenck, Woldemar Bernhard 345
 Wendt, Johann Amadeus 137
 Westphalen, Graf von 202
 Wetzstein 94
 Wieck, Johann Gottlob Friedrich 20, 137, 138,
 140, 142
 Wieck, Klara 20, 141-143, 160, 235, 242, 380
 Wieland, Christoph Martin 8
 Wienbarg, Ludwig 124, 173, 211
 Wietersheim, Eduard von 256
 Wigand, Georg 191, 193
 Wigand, Otto 16, 21, 22, 189, 200-203, 278,
 281, 282, 287, 340, 380, 381
 Wilhelm, Prinz 66
 Wilhelm I. 298
 Willkomm, Ernst Adolph 263
 Windischgrätz, Alfred Fürst von 306
 Winer, Georg Benedikt 88, 91, 144, 145
 Winzingerode, Ferdinand Frh. von 66
 Wirsing, Bernhard Rudolph 316
 Wrede, Karl Philipp, Fürst 67
 Wirkert, Ludwig 346, 347
 Wuttke, Heinrich 287, 288, 295, 296, 324,
 345, 352, 382

 Yorck, Hans David Ludwig Graf von 64, 65,
 68

 Zachariae, Just Friedrich Wilhelm 263
 Zeh men, Ludwig Frh. von 371
 Zelter, Karl Friedrich 159
 Zenge 131
 Zille 305
 Zirges, Wilhelm 35
 Zuccalmaglio, Anton Wilhelm Florentin von
 139

Quellennachweis

- Heinrich Anschütz, *Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken*. Nach eigenhändigen Aufzeichnungen und mündlichen Mitteilungen, Wien 1866.
- Eduard Baltzer, *Erinnerungen. Bilder aus meinem Leben*, Frankfurt a. M. 1907.
- August Bebel, *Aus meinem Leben*. Erster Teil, Berlin 1946.
- Hector Berlioz, *Memoiren mit der Beschreibung seiner Reisen in Italien, Deutschland, Russland und England 1803-1865*, Leipzig 1967.
- Karl Biedermann, *Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte*, Bd. 1, Breslau 1886.
- Robert Blum: *Briefe und Dokumente*. Herausgegeben von Siegfried Schmidt, Leipzig 1981 (*Briefe vom 3. 11. 1845 und 1. 5. 1847*).
- Stephan Born, *Erinnerungen eines Achtundvierzigers*, 3. Aufl., Leipzig 1898.
- Aus den Briefen eines Leipziger Studenten an seine Eltern 1819-1824. Aus dem Nachlasse von Kurt Fleischer, in: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik*, herausgegeben von Johannes Ilberg und Bernhard Gerth, H. 2, Leipzig 1909 (*Heinrich Leberecht Fleischer*).
- Aus den Tagebüchern von Heinrich Brockhaus, Bd. 1 und 4, Leipzig 1884/87.
- Carl Gustav Carus, *Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten*. Nach der zweibändigen Originalausgabe von 1865/66 neu herausgegeben von Elmar Jansen, Bd. 1, 2. Aufl., Weimar 1969.
- Der Correspondent*. Wochenschrift für Deutschlands Buchdrucker und Schriftgiesser, herausgegeben vom Fortbildungsverein für Buchdrucker und Schriftgiesser in Leipzig durch Karl Heinke, Nr. 25, 16. Juni 1865 (*Der Buchdruckerstreik 1865*).
- Otto von Corvin, *Erinnerungen aus meinem Leben*, 3. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1880 (darin auch: *Brief Friedrich Wilhelm Helds vom 13. 8. 1845*).
- Deutsches Museum. *Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben*. Herausgegeben von Robert Prutz, Nr. 22, 25. Mai 1854 (*Eine flaue Messe*), Nr. 41, 5. Oktober 1854 (*Wandel der Literaturszene*), Nr. 22, 31. Mai 1860 (*Führende Kräfte der Bourgeoisie orientieren sich auf Preussen*), Nr. 44, 31. Oktober 1861 (*Auf dem Wege zur Grossstadt*).
- Julius von Eckardt, *Lebenserinnerungen*, Bd. 1, Leipzig 1910.
- Europa. *Chronik der gebildeten Welt*. Herausgegeben von F. Gustav Kühne, Leipzig, Nr. 89, 12. Oktober 1848 (*Das Leipziger Theater*), Nr. 16 u. 18, 23. Februar u. 2. März 1850 (*Emil Devrient auf der Leipziger Bühne*), Nr. 80, 5. Oktober 1850 (*Im Griff der Reaktion*), Nr. 12, 8. Februar 1851 (*Nekrolog auf Albert Lortzing*).
- Ludwig Feuerbach, *Briefwechsel*. Herausgegeben von Werner Schuffenhauer, Leipzig 1963.

- Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreissig. Autobiographisches. In: Werke in Einzelausgaben. Herausgegeben von Christfried Coler, Autobiographische Werke, Berlin o.J.
- Richard Freiherr von Friesen, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. 1, Dresden 1880. F. J. Frommann, Geschichte des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Leipzig 1875. Generalanzeiger für Deutschland. Organ für allen Verkehr, Handel und Wandel, Redakteur T. Th. Jäkel, Leipzig, Nr. 130, 9. Mai 1848, Beilage (*Die Wahl zum Nationalparlament*), Nr. 175, 23. Juni 1848, Beilage (*Die Parteien in Leipzig*).
- Die Grenzboten. Eine deutsche Revue, redigiert von I. Kuranda, Leipzig 1843, Jg.2, S. 143-146 (*Herwegh-Ehrung*), S. 1284-1287 (*Herlosssohn – Leipzigs populärster Mann*).
- J. C. Gross, Erinnerungen aus den Kriegsjahren, Leipzig 1850 (darin auch: *Jacques-Ferdinand Dufour, Audienz bei Napoleon in Dresden*).
- Karl Hase, Ideale und Irrtümer, Jugenderinnerungen, Leipzig 1872.
- Karl Ewald Hasse, Erinnerungen aus meinem Leben, 2. Aufl., Leipzig 1902.
- E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten. Herausgegeben von Hans von Müller, Bd. 2, H. 1 (1803-1814), Berlin 1912.
- August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen, Bd. 3, Hannover 1868 (darin: Beitrag aus «Sächsische Vaterlandsblätter», 9. April 1842). Illustrierte Zeitung. Leipzig, Nr. 203, 12. Mai 1847 (*Ein Messbericht*).
- Johann Jacoby, Briefwechsel 1816-1849, herausgegeben und erläutert von Edmund Silberner, Hannover 1974 (*Briefe Otto Wigands*).
- Gustav Kühne, Mein Tagebuch in bewegter Zeit, Leipzig 1863.
- Heinrich Laube, Erinnerungen 1810-1840, Wien 1875.
- Leipziger Arbeiter-Zeitung. Redigiert von A. Büttner, L. Kirsinger, O. Skrobek, Nr. 1, 1. Mai 1848 (*Albin Warth*).
- Der Leipziger Hochverratsprozess vom Jahre 1872. Neu herausgegeben von Karl-Heinz Leidigkeit, Berlin 1960 (*Wilhelm Liebknecht*).
- Der Leuchtturm. Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung für das deutsche Volk. Redigiert von Ernst Keil, Jg. 1847, H. 1 (*Hermann Semmig*), Jg. 1848, H. 24 (*Die Grössen der Politik*).
- Friedrich List, Schriften, Reden, Briefe (Werke). Im Auftrag der Friedrich-List-Gesellschaft herausgegeben von Erwin von Beckerath, Karl Goeser u. a., Bd. 3 (Schriften zum Verkehrswesen), Teil 2, Aalen 1971.
- Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Glossy, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Jg. 21-22, 1. Teil (1833-1842), Wien 1912 (*Robert Blum: Initiator der Schillerfeier; Front gegen die Zensur; Der Literatenverein wird gegründet*).
- Die Autorschaft dieser Berichte für Metternich lässt sich nicht eindeutig bestimmen. Aus Leipzig berichteten in den vierziger Jahren sowohl der Generalkonsul Josef Alexander Hübner als auch der Literat Dr. Jakob Singer.
- Albert Lortzing, Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Georg Richard Kruse, 2. Aufl., Regensburg 1913.
- Alfred Meissner, Geschichte meines Lebens, Bd. 1, Wien und Teschen 1885.
- Felix Mendelssohn Bartholdy, Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847. Herausgegeben von Paul

- Mendelssohn Bartholdy und Carl Mendelssohn Bartholdy, 2. Aufl., Leipzig 1864.
- Morgenblatt für gebildete Leser, Stuttgart und Tübingen, Nr. 285/286, 29. u. 30. November 1843
(*Die Michaelismesse und ihre Lustbarkeiten*), Nr. 31/32, 5. u. 6. Februar 1844 (*Konzerte und Theater*).
- Friedrich Pecht, *Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen*, Bd. 1, München 1894.
- G. H. Pertz, *Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein*, Bd.3, Berlin 1851 (*Johann Christian Reil*).
- Josef Pfitzner, *Bakuninstudien*, Prag 1936 (*Hans Kudlich*).
- Karl von Räumers Leben, von ihm selbst erzählt, Stuttgart 1866.
- Max Ring, *Erinnerungen*, Bd. 2, Berlin 1898.
- Arnold Rüge, *Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825-1880*. Herausgegeben von Paul Nerrlich, Bd. 2, Berlin 1886.
- Schriftsteller und Buchhändler vor hundert Jahren. Karl August Böttiger und Georg Joachim Göschen im Briefwechsel, Leipzig 1911.
- Schumann-Briefe. Herausgegeben von Karl Storck, 3. Aufl., Paderborn 1940.
- Seumes Werke in zwei Bänden, Bd. 2, Berlin und Weimar 1977.
- Ferdinand Stolle, *Das neue Leipzig nebst einer Kreuzturminspiration über Dresden*, Leipzig 1834.
- Georg Friedrich Louis Stromeyer, *Erinnerungen eines deutschen Arztes*, Bd. 1, Hannover 1875.
- Heinrich von Treitschke, *Briefe*. Herausgegeben von Max Cornicelius, Bd. 1, 2. Aufl., Leipzig 1914.
- Der Volksfreund*, Leipzig, Nr. 1, 1848 (*Emil Ottokar Weller*).
- Richard Wagner, *Mein Leben*, Bd. 1, Leipzig 1958.
- Wilhelm Josef von Wasielewski, *Aus siebzig Jahren. Lebenscrinnerungen*, Stuttgart und Leipzig 1897.
- Wilhelm Zirges, *Skizzen aus einem vielbewegten Leben, 1793-1851*. Mit einem Vorwort von Ferdinand Gleich, Leipzig 1859.

Abbildungsverzeichnis

Im Text

- (1) Turm der Thomaskirche. Kolorierter Stich (um 1840) 2
- (2) Das Grimmaische Tor von der Nordseite. Stich (um 1775) 7
- (3) Russische Truppen. Radierung von Johann Christoph Erhard (1815) 9
- (4) Tagesbegebenheiten Nr. 1: Zerstörung der Wohnung des verhassten Polizeiaktuars Jäger am Grimmaischen Tor im September 1830. Aquarell von Georg Emanuel Opiz (1830) 11
- (5) Tagesbegebenheiten Nr. 2: Aufständische stürmen das Landhaus des Bankiers Erkel im September 1830. Aquarell von Georg Emanuel Opiz (1830) 14
- (6) Die erste Nummer des Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel vom 3. Januar 1834 77
- (7) Der Leipziger Allgemeinen Leiden und Tod. Karikatur auf das Verbot der «Allgemeinen Zeitung» (1843) 24/25
- (8) Kopf der ersten Nummer der Leipziger Arbeiter-Zeitung vom 1. Mai 1848 27
- (9) Preussischer Vorposten. Radierung von Heinrich Cotta (1813) 37
- (10) Illumination des Marktes am 25. September 1808 bei der Durchreise des Königs Friedrich August. Stich von F. W. Irmisch nach einer kolorierten Zeichnung von Johann Friedrich Carl Dauthe 1808 38
- (11) Georg Joachim Göschen. Lithographie nach einem Porträt von Samuel Graenicher (nach 1790) 44
- (12) Bürgerschule auf der Moritzbastei, ein Bau von Johann Friedrich Carl Dauthe, 1796-1804. Kupferstich von Johann Jakob Wagner nach einer eigenen Zeichnung (um 1825) 41
- (13) Französische Dragoner und Jäger zu Pferde. Radierung von Heinrich Cotta (1814) 50
- (14) Französische Lazarettbaracke am Thonberg. Federzeichnung von Ernst Wilhelm Strassberger (1813) 55
- (15) Österreichische Offiziere im Lager. Radierung von Johann Adam Klein (1818) 57
- (16) Bauern beobachten von einem Dachboden die Kampfhandlungen der Völkerschlacht. Stich von Richter nach einem Gemälde von Carl Adolf Mende (1813) 63
- (17) Ungarische Husaren greifen französische Dragoner an. Radierung von Heinrich Cotta (1814) 64
- (18) Connewitz 1813. Radierung von Johann Jakob Wagner (1814/15) 67
- (19) Paunsdorf 1813. Radierung von Johann Jakob Wagner (1814/15) 70
- (20) Zweinaundorf 1813. Radierung von Johann Jakob Wagner (1814/15) 71

- (21) Ansicht der Petersstrasse vom Markt aus. Zeichnung von C. H. Thiele (um 1830) 79
- (22) Der Antiquar auf der Leipziger Messe. Aquarell von G. E. Opiz (um 1820) 93
- (23) Deutsche Buchhändlerbörse in der Ritterstrasse, erbaut von Albert Geutebrück 1836. Anonyme Lithographie (um 1840) 105
- (24) Richard Wagner. Gemälde von Cäsar Willich (1862) 112
- (25) Heinrich Laube 120
- (26) Karl Georg Herlossohn 121
- (27) Clara Wieck, die spätere Frau Robert Schumanns. Zeichnung von E. Fechner 140
- (28) Robert Schumann. Lithographie von Josef Kriehuber (um 1830) 141
- (29) Friedrich List. Lithographie nach einer Zeichnung von Josef Kriehuber 152
- (30) Heinrich Brockhaus. Holzstich aus der Illustrierten Zeitung, Leipzig 155
- (31) Die Explosion der Lokomotive «Windsbraut». Holzschnitt aus der Illustrierten Zeitung, Leipzig 1846 166
- (32) Felix Mendelssohn Bartholdy 177
- (33) Augustusplatz mit Universität (Augustaeum) nach der Umgestaltung durch Albert Geutebrück 1831-1835. Lithographie von Karl Traugott Riedel nach einer Zeichnung von Otto Knäbig 181
- (34) Die Vierhundertjahrfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst auf dem Leipziger Markt. Lithographie (1840) 187
- (35) Otto Wigand. Holzschnitt 191
- (36) Robert Blum. Lithographie von Otto Baisch 251
- (37) Karl Biedermann. Gemälde (um 1845) 255
- (38) Buchhändlerkompanie der Leipziger Kommunalgarde (Rottmeister, Hauptmann, Gardist). Lithographie (1830) 275
- (39) Das Alte Theater nach dem Umbau durch Friedrich Weinbrenner 1817. Radierung (um 1820) 297
- (40) Aufruf des Rates der Stadt Leipzig vom 4. Mai 1849 508
- (41) Die Schillerfeier auf dem Leipziger Markt am 10. November 1859. Holzschnitt aus der Illustrierten Zeitung, Leipzig 375
- (42) Buchhandlung um 1850. Holzschnitt 377
- (43) Albert Lortzing. Gemälde von W. Souchon 327
- (44) Der Marktplatz mit Messebuden um 1850. Stahlstich von Ludwig Rohbock nach einer Zeichnung von Georg Michael Kurz 526
- (45) Ostermessabrechnung in der Buchhändlerbörse 1854 329
- (46) Der grosse Festzug der Turner auf dem Dritten Allgemeinen Deutschen Turnfest am 30. August 1863. Holzschnitt aus der Illustrierten Zeitung, Leipzig 339
- (47) Nordwestecke vom Alten Rathaus um 1850. Lithographie von A. Eltzner 545
- (48) Leipzig von Südosten 1857. Holzschnitt von Fr. Geissler 564
- (49) August Bebel. Fotografie 373

Auf Kunstdrucktafeln

Nach Seite 128

- (50) Französische Soldaten kontrollieren am Grimmaischen Tor, ob keine englischen Waren hinausgebracht werden. Kolorierter Stich von Christian Gottfried Heinrich Geissler. Aus: «Leipziger Kriegs-Szenen in den Jahren 1806 u. 1807» (1808)

- (51) Der Weinkeller
- (52) Classigs Kaffeehaus
- (53) Der Rossplatz
- (54) Die Landschuhmacher
- (55) Die Buden
- (56) Die Koppelpferde
Abbildung 51-56 aus: «Leipzigermesse». Kolorierte Stiche von Georg Emanuel Opiz (1825)
- (57) Ansicht des Peterstores. Kolorierter Kupferstich von Carl Benjamin Schwarz (um 1785)
Nach Seite 240
- (58) Die Russen. Aus: «Leipzigermesse». Kolorierter Stich von Georg Emanuel Opiz (1825)
- (59) Der Schornsteinfeger und der Müller
Bildunterschrift: S. «Der hat Ihnen was weiss gemacht.» – M. «Glauben Sie ihm nicht!
Er schwärzt gern die Leute an.»
- (60) Das Kuchenbrett und das Leichenbrett
Bildunterschrift: «Dei Bret lasse ich merr eher gefallen zum Feiertagen als den Tischler
seins!»
- (61) Das Missgebot
Bildunterschrift: «B'scher Mann! Wie kommen Sie mich heut für?»
- (62) Die Kehrlichtlese
Bildunterschrift: «Halte dich dazu, Friederike, der Kärner kömmt.»
- (63) Der Schosshund in Gefahr
Bildunterschrift: «Musje Sch...! Hier haww ich sei Zeegenü!»
- (64) Aschenträgerwitz am Fastnachtstage
Bildunterschrift: «Hannchen, mei Hannchen! Sie wollen merr wohl morgen die Asche ab-
kehrn mit der schönen Frischegrüne?»
Abbildung 59-64 aus: «Lindenstädter Bilderpossen» von Christian Gottfried Heinrich
Geissler (1830)
- (65) Georgenhaus. Kolorierter Kupferstich von Carl Benjamin Schwarz (um 1785)
Nach Seite 288
- (66) Stadt soldat – Sämfenträger – Kohlen träger
Aus: «Leipziger Strassengruppen». Kolorierter Kupferstich von Johann Friedrich
Schröter (um 1813)
Bildunterschrift: «Wenn de na Markranscht kimmst, da gries o in Thorschreiber vun mir
recht schöne.»
- (67) Altenburgische Landleute – Gipsfigurenhändler
Aus: «Leipziger Strassengruppen». Kolorierter Kupferstich von Johann Friedrich
Schröter (um 1813)
Bildunterschrift: «Kooft! Schön Figur kooft!»
- (68) Bemerkung der Zofe
Bildunterschrift: «Madam, ihre Salopfe haben ä rechten Tängel.»
- (69) Grimmaisches Tor. Kolorierter Kupferstich von Carl Benjamin Schwarz (um 1785)
- (70) Argwohn des Geliebten

Bildunterschrift: «Höre, Fieke, das pfeift dunkelblau! – Ich rathe dir: Mache mir kein Wippen vor!!! –»

(71) Die Bekanntschaften

Bildunterschrift: «Die Herren kenne ich alle – Einige aber ganz genau.»

Abbildung 69-72 aus: «Lindenstädter Bilderpossen» von Christian Gottfried Heinrich Geissler (1830)

(72) Leipziger Kommunalgarde. Anonyme kolorierte Lithographie (1848)

Der Schutzumschlag verwendet das Aquarell «Die Geschäfte» aus «Leipzigermesse» von Georg Emanuel Opiz (um 1820). Die Vorsatzblätter zeigen die Lithographie Leipzig von Westen von Gustav Täubert (um 1840).

Bildnachweis

Die Abbildungen 6, 7, 11, 30, 34, 35, 38, 42, 45 stammen aus dem Nachlass des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig, der in der Deutschen Bücherei, Deutsches Buch- und Schriftmuseum, verwahrt wird. Die Reproduktionen fertigte die Fotostelle der Deutschen Bücherei an.

Aus dem Verlagsarchiv des Verlages der Nation wurden die Abbildungen 3, 9, 10, 13-20, 27, 49 entnommen. Die Reproduktionen besorgte die Fotowerkstatt Ewald/Dietz Verlag.

Alle übrigen Bildvorlagen stellte das Stadtgeschichtliche Museum Leipzig zur Verfügung, dem wir für die Unterstützung bei der Bildausstattung des Bandes danken. Die Schwarz-Weiss-Aufnahmen und Farbdias stellte Joachim Petri, Leipzig, her.

Die Bildauswahl besorgten Bruno Brandl und Hans-Joachim Schauss im Einvernehmen mit dem Herausgeber.



Inhalt

Vorwort	5
---------------	---

In stürmischer Zeit 1806 bis 1813

<i>Wilhelm Urges</i> Einmarsch der Franzosen	35
<i>Heinrich Anschütz</i> Missglückter Empfang	37
<i>Johann Gottfried Seume</i> Wenn's nur nicht schlimmer wird!	40
<i>Georg Joachim Göschen</i> Briefe aus den Tagen der Fremdherrschaft	42
<i>Johann Carl Gross</i> Die Franzosen in Leipzig	49
<i>Carl Gustav Carus</i> Arzt im französischen Militärspital	53
<i>Jacques-Ferdinand Dufour</i> Audienz bei Napoleon in Dresden	58
<i>Karl von Raumer</i> An der Seite Blüchers in der Völkerschlacht...	62
<i>Johann Christian Reil</i> Schlimme Lage der Verwundeten	68

Restauration und neues Leben 1814 bis 1829

<i>FLrnst Theodor Amadeus Hoffmann</i> Ich bin mit jedem Honorar zufrieden	77
<i>Karl Hase</i> Als Burschenschafter im Karzer	81
<i>Heinrich Leberecht Fleischer</i> Ein Studententumult	90
<i>Friedrich Johannes Frommann</i> Buchhändlerbörse und Börsenverein	92
<i>Georg Friedrich Louis Stromeyer</i> Elende Hospitäler	100
<i>Heinrich Brockhaus</i> Unternehmer und Kunstfreund	102

Auf dem Wege zur Kunstmetropole 1830 bis 1839

<i>Richard Wagner</i> Bastillesturm en miniature	109
<i>Heinrich Laube</i> An der Wiege des «Jungen Deutschland»	116
<i>Ferdinand Stolle</i> Die Universität	125
<i>Karl Ewald Hasse</i> Im Kreise der Buchhändler	130
<i>Robert Schumann</i> Der Davidsbund	137
<i>Eduard Baltzer</i> Abenteuer eines Theologiestudenten	143
<i>Friedrich List</i> Pionier des Eisenbahnbaus	149
<i>Felix Mendelssohn Bartholdy</i> An der Spitze des Gewandhausorchesters	157
<i>Richard Freiherr von Friesen</i> Eine grosse Stadt im Kleinen	160
<i>Heinrich Brockhaus</i> Erste Fahrt auf der Eisenbahn	164
<i>Friedrich Pecht</i> Als Maler unter Kunstfreunden.....	167
<i>Felix Mendelssohn Bartholdy</i> Ein Konservatorium für Leipzig. . . .	175

Hochburg freiheitlichen Geistes 1840 bis 1847

Robert Blum – Initiator der Schillerfeier	185
<i>Otto Wigand</i> Die gute Sache verlasse ich nicht.....	189
<i>Theodor Fontane</i> In der Hain Strasse.....	194
Front gegen die Zensur.....	200
Der Literatenverein wird gegründet	203
<i>Otto von Corvin</i> Erinnerungen an die Welt der Schriftsteller	205
Ein Frühstück für Hoffmann von Fallersleben	213
Herwegh-Ehrung	216
<i>Hector Berlioz</i> Gast bei Mendelssohn Bartholdy	219
Herlosssohn – Leipzigs populärster Mann	227
Die Michaelismesse und ihre Lustbarkeiten.....	230
Konzerte und Theater	233
<i>Wilhelm Josef von Wasielewski</i> Die Grossen der Musik.....	237
<i>Albert Lortzing</i> Ich hungere noch nicht.....	242
<i>Friedrich Wilhelm Held</i> Das Mordschiessen vom 12. August	247
<i>Robert Blum</i> Ich erhoffe sehr viel	250
<i>Karl Biedermann</i> Aktivist der gemässigten Liberalen	253
<i>Hermann Semmig</i> Das wilde Viertel	257

<i>Alfred Meissner</i> Der Irrtum des Verlegers	262
<i>Robert Blum</i> Abschied vom Theater	266
Ein Messbericht	268

In der bürgerlich-demokratischen Revolution

1848/49

<i>Arnold Rüge</i> Die Märztage.....	273
<i>Emil Ottokar Weller</i> Leipzigs Charakter.....	279
<i>Ludwig Feuerbach</i> Man vergräbt sein Geld.....	281
<i>Albin Warth</i> Klagen und Wünsche der Feuerarbeiter.....	283
Die Wahl zum Nationalparlament.....	286
Die Parteien in Leipzig	288
Die Grössen der Politik	289
Das Leipziger Theater.....	296
<i>Stephan Born</i> Die Reaktion im Vormarsch.....	298
<i>Gustav Kühne</i> Letzte Ehrung für Robert Blum.....	301
<i>Hans Kudlich</i> Die Maitage 1849	305

Jahre der Reaktion

1850 bis 1859

Emil Devrient auf der Leipziger Bühne	313
Im Griff der Reaktion: Presse und Literatur.....	316
Nekrolog auf Albert Lortzing.....	319
<i>Heinrich von Treitschke</i> Studentenbriefe.....	322
Eine flauere Messe	325
<i>Max Ring</i> Ernst Keil und die «Gartenlaube».....	330
Wandel der Literaturszene	333

Brennpunkt der Arbeiterbewegung

1860 bis 1871

Führende Kräfte der Bourgeoisie orientieren sich auf Preussen . . .	337
Auf dem Wege zur Grossstadt	340
<i>August Bebel</i> Unter den organisierten Arbeitern.....	344

<i>Heinrich Brockhaus</i> Das grosse Turnfest von 1863	352
Der Buchdruckerstreik 1865	356
<i>Julius von Eckardt</i> Gustav Freytag und die Kitzing-Gesellschaft	360
<i>Wilhelm Liebknecht</i> Gegen den Strom	367

Anhang

Zeittafel	379
Erläuterungen	385
Personen Verzeichnis	418
Quellennachweis	426
Abbildungsverzeichnis	429

